Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-18250/fragment/page=0001

№ 5440 *

VI. 31.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-18250/fragment/page=0002

Reise
durch
Frankreich
und
Italien
oder
gesammlete Nachrichten
von den
Sitten und Gebräuchen, von der Religion und politischen Verfassung, von der Polizey und der Handlung, von den Künsten und Alterthümern dieser beyden Reiche,
und insonderheit der Stadt und Gegend um Nizza,
in Briefen abgefaßt
von

T. Smollet,
der Arzneykunst Doctor.

Vt homo, qui erranti comiter monstrat viam,
Quasi lumen de suo lumine accendat, facit:
Nihilominus ipsi luceat, cum illi accenderit.

ENNIVS.

Aus dem Englischen übersetzt.

Erster und zweyter Theil.

Leipzig,
bey Johann Friedrich Junius, 1767.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-18250/fragment/page=0006

Inhalt der Briefe.

Erster Theil.

Brief		Seite
I.	Reise von London nach Boulogne in Frankreich	1
II.	Ankunft in Boulogne	10
III.	Geographische Beschreibung der Stadt und umliegenden Gegend	15
IV.	Von der Lebensart und den Lebensmitteln dieser Stadt. Karakter der Einwohner von Versailles	26
V.	Von der dasigen Handlung. Beschreibung einer großen Mahlzeit; und der Sitten der Gäste	38
VI.	Reise von Boulogne nach Paris. Von den Gasthöfen in Frankreich. Sitten der Pariser. Von den Moden überhaupt	54
VII.	Ueber das französische Frauenzimmer; ihren Putz und besonders die Schminke. Karakter vieler Franzosen	67
VIII.	Reise von Paris nach Lion	82
IX.	Etwas von Lion. Reise von da nach Montpellier. Nachrichten von dem Contrebandier Mandrin	94
X.	Die Beschreibung des Pont St. Esprit; von der Stadt Nimes, und ihren Alterthümern. Schöne Gegenden und Fruchtbarkeit	

Brief Seite
barkeit der Provinz Languedoc. Von der Stadt Montpellier 104
XI. Von dem Zustand der Arzneywissenschaft daselbst. Sonderbare Antwort eines dasigen Arztes, und dessen Unwissenheit 116
XII. Fortsetzung von Montpellier. Urtheil vom Ludwig XIV. Reise durch Languedoc nach Nizza 129
XIII. Lage von Nizza, und der Gegend. Beschreibung der Stadt. Regierungsform. Fruchtbarkeit des Landes. Alterthümer, und Inschriften, in dieser Gegend 146
XIV. Von Villa Franca, dessen Hafen, und den königlichen Galeeren 157
XV. Fernere Anmerkungen über den Karakter der Franzosen. Von der Thorheit des Zweykampfes; Beispiele davon 166
XVI. Fortsetzung der Nachrichten von den Alterthümern um Nizza 178
XVII. Kurze Geschichte der Stadt Nizza. Geistlichkeit daselbst, schlechte Lebensart und Armuth des Adels 185
XVIII. Wie man sich bey einem langen Aufenthalt in Nizza einrichten muß. Von der dasigen Lebensart; von dem Fischen, und dem Corallenfang 193
XIX. Gangbare Münzen. Preis der Lebensmittel und Früchte. Von dem dasigen Wein, und dem Brennholz 200

XX. Zu=

Inhalt.

Brief | Seite

XX. Zustand der Handlung von Nizza, und wie sie könnte verbessert werden; sonderbarer Handel mit den Seelmessen; schlechter Zustand der Künste und Handwerker; Armuth des gemeinen Mannes, und dessen Lebensart 209

XXI. Einkünfte von Nizza; und von allen sardinischen Staaten. Gänzlicher Mangel an Gelehrten in Nizza. Sprache der Einwohner. Probe derselben in einem Liede 220

XXII. Ackerbau in der Grafschaft Nizza. Steinigter Boden; und Mühe ihn tragbar zu machen. Von der Wartung der Seidenwürmer, und dem Seidenbau 227

XXIII. Von der Zubereitung des Weins, und des Oels. Von der Bauart in Nizza. Von den Vortheilen des Badens in der See 236

XXIV. Von der Beschaffenheit der dasigen Luft; Zuträglichkeit derselben, für schwindsüchtige Personen. Von den Vortheilen des Himmelsstriches, und den Unbequemlichkeiten desselben. Menge von Ungeziefer im Sommer. Hartes Wasser 241

Zwey-

Inhalt.

Zweyter Theil.

Brief Seite

XXV. Art, wie man zur See von Nizza nach Genua reiset. Elende Wirthshäuser längst der ganzen Küste. Beschreibung derselben bis Genua. Nachricht von S. Remo 255

XXVI. Von der Stadt Genua. Ihre Einkünfte, und Handlung. Anmerkungen über die letzte Belagerung. Reise zur See bis Lerici, und von da zu Lande bis Pisa 269

XXVII. Gesunde Lage von der Stadt Pisa. Von dem hangenden Thurm, und dem Begräbnißplatze. Weg bis Florenz. Schöne Lage dieser berühmten Stadt. Von dem Adel, und dessen heimlichen Handel. Sitten der Italiäner. Die Cicisbern der verheyratheten Damen von Stande 280

XXVIII. Von der berühmten Gallerie in Florenz. Anmerkungen über die Mediceische Venus, und den vorzüglichsten Statuen in der Tribuna. Von den Gemälden daselbst. Kapelle von S. Lorenzo. Pittischer Pallast 292

XXIX. Abreise nach Rom, Siena. Elende Gasthöfe auf diesem Wege. Brücke über die Tiber. Ueberströmungen dieses Flusses. Einrichtung für Fremde in Rom 302

XXX. Vor-

Inhalt.

Brief Seite

XXX. Vorzüge von Rom, in Ansehung der vielen öffentlichen Springbrunnen. Von den Windeln der Kinder, und Kräuseln der Haare alter und neuer Zeit. Bauart der römischen Palläste. Von der Grösse des alten und neuen Roms 316

XXXI. Anmerkungen über die Italiänischen Gärten; Vergleichung derselben mit den Englischen. Villa Borgheſe. Von der Peterskirche, ihrer Baukunst, und dem hohen Altar. Von dem Pantheon. Vergleichung der alten Tempel mit den heutigen Kirchen 327

XXXII. Von dem Amphitheater des Vespasians. Karakter der alten Römer; von ihren Pferderennen, und Naumachien. Nachricht von den Bädern, und den Gebräuchen dabey, zur Zeit des alten Roms. Das Grabmal des Cestius, und der Metella 338

XXXIII. Urtheil über Raphael und Michael Angelo. Von den Antiken, Statuen, insonderheit dem Laocoon. Capitolinische Samlung von Statuen. Die besten Antiken in andern Palläſten. Kurze Nachricht von den schönsten Gemälden in den Kirchen und Palläſten. Von Raphaels Verklärung 350

XXXIV. Va-

Inhalt.

Brief — Seite

XXXIV. Vaticanische Bibliothek. Rückreise von Rom nach Florenz, Spoleto und Perugia. Schlechte Wirthshäuser. Wasserfall bey Terni 363

XXXV. Fernere Rückreise von Florenz über Pisa, Lerici, Genua, und Ankunft in Nizza 376

XXXVI. Vergleichung des Englischen und Französischen Landmannes. Menge der Abgaben in Frankreich. Politische Anmerkungen über Frankreich 384

XXXVII. Betrachtung über die Witterung und den Himmelsstrich von Nizza 390

XXXVIII. Reise nach Turin 393

XXXIX. Abreise nach Nizza über Antibes. Alterthümer zu Frejus. Beschaffenheit der Französischen Seemacht im Hafen zu Toulon. Nachrichten von der Handlung zu Marseilles 401

XL. Reise über Aix. Von den dasigen Gesundbrunnen. Von Avignon, und Orange, und den allda befindlichen Alterthümern. Von Vienne 411

XLI. Beschluß. Rückreise von Lion über Fontaineblau und Paris nach Boulogne. 421

Erster Brief.

Boulogne,
d. 23. Jun. 1763.

Mein Herr,



Sie verlangten bey meiner Abreise, ich möchte Ihnen die Anmerkungen, welche ich auf meiner Reise machen würde, von Zeit zu Zeit mittheilen. Es war ein Auftrag, den ich mit Vergnügen annahm. Ich werde Ihre Neubegierde zu befriedigen suchen, und zugleich in meinen langweiligen Stunden eine Beschäftigung haben, da mir solche sonst, wegen meiner kränklichen und unruhigen Umstände unerträglich fallen würden.

Sie kanten meinen Zustand, Sie hatten Mitleiden damit, weil sie wusten, daß ich durch Bosheit hintergangen, durch Parteylichkeit verfolgt, von falschen Gönnern verlassen, und durch häusliche Unglücksfälle getroffen war, woraus mich keine Macht des Glücks reissen konnte.

Sie wissen wie ungern ich mein Vaterland verlies, das mir eine Scene von Zänkereyen, die sich für eine freye Nation nicht schickten, und von unglaublichen Parteylichkeiten zeigte, wo einige wenige nichtswürdige unruhige Köpfe, durch gottlose Verläumdung und Misbrauch ihres Ansehens, Uneinigkeiten anstifteten, die in der Folge die schrecklichsten Auftritte allgemeiner Empörungen fürchten liesen.

Ich machte mich also mit meiner kleinen Familie reisefertig, miethete eine Kutsche, und begab mich, nebst meinem treuen Bedienten, den ich 12 Jahre gehabt, und der mich nicht verlassen wollte, auf den Weg nach Dover. Meine Absicht war, nach den mittäglichen Gegenden Frankreichs eine Reise zu thun, in der Hofnung, die dasige warme und gelinde Himmelsgegend würde meiner schwächlichen Gesundheit, und meiner Lunge vortheilhaft seyn.

Sie gaben mir zwar den Rath, das Wasser zu Bath noch einmal zu gebrauchen, wovon ich den vorigen Winter grossen Nutzen verspürt hatte: allein ich hatte mancherley Bewegungsgründe England zu verlassen. Meine Frau bat mich sehr ernstlich, sie aus einem Lande zu bringen, wo jeder Gegenstand nur diente ihre Betrübnisse zu vermehren; ich hoste, die beständige Abwechselung neuer Auftritte würde ihr Gemüth nach und nach von den traurigen Gedanken, womit sie sich unaufhörlich plagte, befreyen: und stelte mir vor, eine Reise, von ungefehr 100 Meilen, in einer fremden Luft, könte glückliche Folgen für meine Gesundheit haben. Da wir aber schon weit im Sommer waren, und das Reisen bey der grossen Hitze in warmen Gegenden sehr beschwerlich ist, war meine Absicht, bis zu Eintritt des Herbsts in Boulogne zu bleiben, und unterdessen in der See zu baden, um den Körper zu stärken und in den Stand zu setzen, eine weite Reise auszuhalten.

Wer

Wer mit einer Familie von 5 Personen reiset, muß sich mancherley Verdrüslichkeiten zum voraus vorstellen; einige habe ich bereits überstanden. Die Strasse nach Dover war mir zwar schon bekant, und ich hatte deswegen viele Nachsicht, gleichwohl ärgerte ich mich über die elende Bewirthung und über die unverschämten Forderungen, die man von uns machte. Dies wurde mir doppelt unangenehm, da ich wegen Unpäßlichkeit meiner Frau einen Tag länger, als gewöhnlich unterweges seyn muste.

Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß dieses in Absicht der Bequemlichkeiten des Reisens, der schlechteste Weg in ganz England ist. Fremde müssen in der That dadurch keine vortheilhaften Begriffe von der Nation bekommen. Die Zimmer sind überhaupt kalt und unbequem, die Betten schlecht, die Speisen erbärmlich, der Wein schädlich, die Aufwartung elend, die Zollbedienten grob, die Rechnungen über alle Billigkeit; ja man trift nicht einmal auf dem ganzen Wege von London nach Dover einen erträglichen Trunk Bier an.

Jeder Wirth und Aufwärter erzählten mit vieler Weitläuftigkeit, daß man in Canterbury betrügrisch genug gewesen, um den französischen Gesandten für eine Abendmalzeit 40 Pfund abzufordern, die nicht so viel Schillinge werth gewesen. Ein jeder rühmte seine Ehrlichkeit und Gewissen dabey, wenn sie aber mit ihrer Rechnung zum Vorschein kamen, so sahe man, daß sie alle von gleichem Schlage waren. Wenn man es den Engländern sonst vorgeworfen, daß ein Wirth nach Belieben einen Fremden plündern könne, so ist es noch viel ärger, daß sein Haus beständig jederman offen steht. Mich dünkt, man solte zur Ehre des Reichs, die auf dieser Strasse eingerissene Misbräuche abzuschaffen suchen, und die Einfahrt von London von der Kentstrasse verbessern; weil es ein sehr unangenehmer Eintritt in

eine so reiche Stadt ist. Ein Fremder, der durch diese armselige und übel gebauete Vorstadt fährt, macht sich gleich einen schlechten und elenden Begrif von London, den ihm nachgehends alle Pracht und Herrlichkeit von London und Westminster nicht benehmen können. Einer meiner Bekanten, der einen Pariser in der Postchaise von Dover mitbrachte, lies, nachdem es dunkel geworden, von der Seite Southwark hineinfahren, damit sein Freund jene schlechte Gegend der Stadt nicht bemerken solte. Dem Fremden gefiel die Menge mit Waaren angefüllter Buden, die alle vortheilhaft erleuchtet waren. Er erstaunte so viel Kostbarkeiten in der Lombardstrasse und Cheapside ausgelegt zu sehen. Die Gassen schienen wegen des elenden Pflasters noch einmal so lang. Sie stiegen in Upper Brock street bey Grosvenorsquare ab: und wie sein Führer ihm sagte, sie befänden sich ohngefehr in der Mitte von London: antwortete der Franzose mit vieler Verwunderung, daß London ihm beynahe so lang als Paris deuchte.

Bey Ankunft zu Dover bezahlte ich meinen Kutscher, der mit schweren Herzen von mir schied, weil er Lust hatte, mit über die See zu gehen, und mich bereden wolte, Kutsche und Pferde mit zu nehmen. Wenn meine Absicht gewesen wäre, gleich weiter in südlichen Provinzen zu reisen, so hätte ich sein Anerbieten vielleicht angenommen; hätte ich ihn monathlich für 20 Guineen welche er forderte behalten, und meine Reise gleich angetreten, so würde ich mit mehr Gemächlichkeit reisen, als ich von dem Fuhrwerke hier zu Lande hoffen darf; und der Unterschied der Kosten würde nicht groß seyn. Es ist einem jeden zu rathen, der durch Frankreich reisen will, seinen eigenen Wagen mit sich zu nehmen, oder wenigstens zu Calais oder Boulogne, wo man allemal Gelegenheit findet, aus der andern Hand einen zwey oder viersitzigen Wagen für ein billiges zu kaufen.

Man

Man hat mir einem guten viersitzigen Wagen für 30 Guineen angeboten: aber ehe ich ihn kaufe, muß ich mich zuvor besser erkundigen, wie man am bequemsten in diesem Lande reiset.

Man hält Dover gemeiniglich für ein Nest voll Spitzbuben, und ich fürchte, daß es diesen Nahmen nicht ohne Grund hat. In Kriegszeiten leben die Einwohner von Koqueriren zur See, und im Frieden suchen sie die Reisenden zu übervortheilen, und zu betrügen. Um ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß man gestehen, daß sie keinen Unterschied unter Fremde und Einheimische machen. Gewiß man kan in ganz Europa nicht schlechtere Herberge und Aufwartung finden: und nirgends wird man mehr Beispiele von offenbaren Betrügereyen und Grobheiten antreffen. Es ist nicht anders als wenn sie eine allgemeine Verschwörung gegen alles, was nach dem festen Lande reiset, oder daher kommt gemacht hätten. Als ich vor 5 Jahren von Floshing nach Dover fuhr, zog der Capitain des Packetboots auf einmal bey South Foreland die Seegel ein, ob der Wind gleich nicht besser seyn konnte. Alsobald kam ein Boot vom Zollhause, dessen Aufseher sein Freund zu seyn schien, an unserm Boord. Der Capitain gab darauf den Passagiers zu verstehen, daß das Schiff wegen niedrigen Wassers nicht in den Hafen einlaufen könte; dieses Boot würde sie aber nebst ihren Gepäcke ans Land setzen.

Der Aufseher verlangte dafür eine Guinee, und der Handel ward geschlossen. Ehe wir das Packetboot verliesen, musten wir noch dem Cajüten Jungen etwas für seine Aufwartung, und dem übrigen Schifsvolke gleichfalls ein Trinkgeld geben. Das Boot wurde darauf am Strande auf den Grund gejagt: und wir konnten ohne Beyhülfe von 3 oder 4 Matrosen, die für ihre Mühe bezalt seyn wolten, nicht ans Land kommen.

Wie wir endlich auf dem Lande waren, wurde jedes Stück von unsern Sachen von einen besondern Träger weggenommen. Einer lief mit einem Hutfutteral, der andere mit einer Peruckenschachtel, ein dritter mit ein paar Hemden, die in ein Schnupftuch gewickelt waren, davon: ein paar trugen einen kleinen Mantelsack, der kaum 40 Pfund wog. Man schlepte alle unsere Sachen ins Zollhaus, wo wir den, der unsere Kleider im Durchsuchen in Unordnung brachte, noch davor bezahlen musten: Von da schafte man sie ins Wirthshaus, wo die Träger ein jeder eine halbe Krone für ihre Mühe forderten. Es half nichts sich zu weigern; sie umgaben das Haus wie eine Kuppel hungriger Hunde, und machten einen solchen Lärmen, daß wir nur gerne bezalten. Nach allen diesen Spitzbübereyen kam endlich der Capitain des Packetboots, um seinen Lohn für die Ueberfahrt abzuholen. Nach dessen Empfang wünschte er uns zur Ankunft in England Glück, und gab uns zu verstehen, er hofte, wir würden doch den armen Capitain bedenken, der einen schlechten Lohn bekäme, und von der Freygebigkeit der Passagiers leben müste. Ich gestehe, ich ward durch seine Niederträchtigkeit aufgebracht, und konte mich nicht enthalten, ihm zu sagen: Es wäre unbegreiflich unter welchem Vorwande er dieses verlangte: Er hätte von jedweden der 16 Passagiers einen Guineen unter der Bedingung erhalten, daß jeder sein Bette haben sollte; gleichwohl wären nur 8 Betten in der Cajüte, und diese wären vor meiner Ankunft schon alle besetzt gewesen; folglich hätte die Helfte, wenn wir wegen widrigen Windes eine Woche auf der See geblieben, auf dem Verdecke liegen müssen, wenn ihre Gesundheit auch noch so sehr durch die schlechte Bequemlichkeit gelitten. Dieses Verweises ungeachtet, war er doch noch dreist und niederträchtig. Wir gaben ihm endlich eine Krone, um ihn los zu werden.

Meine

Meine erste Sorge bey der Ankunft in Dover war, einen Capitain zu suchen, der uns gleich bis Boulogne brächte, um die Kosten einer Tagreise, von 24 Meilen, von Calais nach Boulogne zu ersparen. Man giebt für ein Schiff von Dover nach Boulogne, eben so viel, als von da bis Calais nemlich 5 Guineen. Dieser Schiffer foderte 8 und da ich die Taxe nicht wuste, versprach ich ihm 6. Gegen 7 Uhr abends giengen wir zu Schiffe, und befanden uns in einem erbärmlichen Loche, oder an Boord eines Fahrzeuges, das Steine führte, und die man Folkstrue cutter nennt. Die Cajüte war so enge, daß sich kaum ein Hund darin umdrehen konte, und die Betten sahen den Löchern in den Catacomben gleich, wo man die todten Körper mit den Füssen zu erst hinein zu stecken pflegte. Man muste würklich in die Betten zu den Füssen hineinkriechen: und sie schienen so schmutzig, daß mich nur die höchste Noth hätte bewegen können, sie zu gebrauchen. Wir sassen die ganze Nacht in einer traurigen Verfassung; die See schlänkerte uns hin und her, wir waren kalt, müde, und wegen Mangel des Schlafs verdrüslich. Um 3 Uhr des Morgens brachte uns der Schiffer die Zeitung, daß wir vor den Hafen von Boulogne wären; der Wind bliese aber vom Lande, er könne also uns nicht hinein bringen, und rieth uns, mit dem Boote an Land zu gehen. Als ich aufs Verdeck gieng, um die Küste zu sehen; zeigte er mir die Gegend, wo Boulogne läge, und versicherte, wir wären nur eine kleine Meile von der Mündung des Hafens. Der Morgen war kalt und rauh: ich wuste wie sehr ich zu Erkältungen geneigt war: gleichwol waren wir alle so ungedultig ans Land zu kommen, daß wir uns entschlossen, seinen Rath zu folgen. Das Boot wurde ins Wasser gelassen, ich bezahlete dem Schiffer, und wir stiegen hinein, nachdem wir den Matrosen ein klein Geschenke gemacht. Kaum hatten wir das Schiff

verlassen, als wir ein anders Boot von der Küste sich uns nähern sahen, dessen Schiffer meldete, er wäre gekommen, um uns in den Hafen zu bringen. Wie ich ihm vorstelte, wie beschwerlich es wäre, auf ofner See, von einem Boot ins andere zu steigen, zumal da die See gleich etwas unruhig war: erwiederte er, die Schifsleute zu Boulogne hätten das Recht alle Passagiers ans Land zu bringen, und er dürfe nicht dawider handeln. Hier war nicht Zeit, lange zu widersprechen. Das französische Boot legte sich an unsres, und man zog uns von dem einen ins andere, ob das letzte gleich halb voll Wasser war. Nunmehr musten wir warten, bis des Capitains Boot wieder an Bord fuhr, und ein Packet Briefe brachte, worauf man endlich mit uns eine lange Meile bey holer See gegen Wind und Fluth ruderte, ehe wir den Hafen erreichten. Wir stiegen darauf ganz erfrohren an Land, und das Frauenzimmer war sehr krank. Von hier hatten wir beynahe eine Meile bis an das Wirthshaus, wo wir absteigen wolten; und musten uns gefallen lassen, in Begleitung von 6 bis 7 Leuten dahin zu gehen, die barfuß unsere Sachen trugen. Dieses Boot kostete mir einen Guinee, ausser den entsetzlichen Forderungen der Träger. Es scheint, daß die Einwohner von Dover und Boulogne von gleichem Werthe sind, und sich wohl untereinander verstehen. Unser ehrlicher Schiffer gab dem Boote an der Küste ein Zeichen, ehe ich aufs Verdeck gieng, wodurch er nicht nur seinen Freunden den Matrosen von Boulogne einen Gefallen that, sondern auch 15 Schillinge ersparte, die er bey der Einfahrt in den Hafen hätte erlegen müssen. Auf diese Art konte er frey wieder nach Dover zurückkehren, welches er auch in 4 Stunden erreichte. Ich führe diese Dinge an, um andere Reisende dafür zu warnen. Wer ein Packetboot von Dover nach Calais oder Boulogne miethet, bezahlt 5 Guineen, als den gesetzten

Preis,

Preis, wofür er mit dem Schiffe in den Hafen gebracht werden muß, der Schiffer, welcher gemeiniglich seinen Vortheil zu schneiden, abgerichtet ist, mag einwenden was er will. Sagt er das Wasser ist niedrig, oder der Wind zuwider, so gebe man zur Antwort, man wolte warten bis das Wasser hoch und der Wind günstig wird. Sieht er, daß man entschlossen ist, so wird er schon Mittel wissen, in den Hafen hinein zu kommen, oder einem es deutlich zeigen, daß es unmöglich sey. Unser Schiffer kam bey aller seiner List zu kurz; denn wäre er vollends in den Hafen hineingesegelt, so hätte er gleich eine neue Ladung nach Dover zurück nehmen können: denn es befand sich ein Schottländischer Edelmann im Wirthshause, der auf eine solche Gelegenheit wartete.

Meiner schwächlichen Gesundheit halben glaubte ich ganz gewiß, ich würde diesen Vorfall mit dem Ansatze einer Unpäßlichkeit büssen müssen; dazu kam, daß wir bey unsrer Ankunft alle Betten des Wirthshauses besetzt fanden, daher wir zwey Stunden in einer kalten Küche sitzen musten, bis einige Fremde abreiseten. Dies war für uns eine schlechte Probe der französischen Bewirthung; weswegen meine Frau so gar die elenden Wirthshäuser von Rochester, Sittingbourn und Canterbury wieder wünschte: so schlecht sie sind, verdienen sie doch noch einen Vorzug vor den erbärmlichen Löchern in diesem Lande, wo man nichts als Schmutz und Uebertheurung zu gewarten hat. Man sollte glauben, die Franzosen, wären beständig mit den Engländern in Krieg, denn sie plündern sie ganz unbarmherzig.

In unserm Wirthshause befand sich unter andern ein Mann, der Medicin studirt hatte und aus Italien kam. Wie er hörte, daß ich den Winter im südlichen Theil von Frankreich, meiner Lunge halber, zu bringen wollte, empfahl er mir vor allen andern die Gegend von Nizza bey Provence, welchen Ort ich auch sonst in die-

ser Absicht ungemein hatte rühmen hören. Ich bin deswegen entschlossen dahin zu gehen, nicht nur wegen der Luft, sondern weil die Stadt an dem mittelländischen Meere liegt, und ich den Nutzen des Badens dort zugleich habe. Von da hat man nicht weit zur See bis in Italien, im Fall ich nöthig finden solte, die Luft von Neapel zu versuchen.

Nachdem wir 3 Tage sehr übel im Wirthshause bewirthet worden, haben wir endlich durch Vermittelung einer sehr artigen französischen Frau, Madame B. eine bequeme Wohnung bekommen. Ihr Mann, der mein Landsmann ist, und sich gegenwärtig in London aufhält, hatte uns Empfehlungsschreiben an Sie mitgegeben. Wir bewohnen den grösten Theil eines ziemlich gut mit Hausrath versehenen Hauses für 3 Guineen des Monats, und haben 4 Stuben im ersten Stock, unten ein grosses Visitenzimmer, eine Küche und Keller.

Dies sind freylich keine wichtigen Sachen, und kaum werth aufgeschrieben zu werden. Sie mögen aber der Anfang zu wichtigern Bemerkungen seyn, zumal da ich überzeugt bin, daß Ihnen nichts gleichgültig ist, was betrift

Ihren

ergebensten.

Zweyter Brief.

Boulogne,
d. 15. Jun. 1763.

Mein Herr.

Die Zollbedienten zu Boulogne sind zwar eben so aufmerksam, aber doch höflicher, als die an Ihrer Seite des Meeres. Ich hatte weiter kein Silbergeschirr

geschirr bey mir, als Ein und ein halb Dutzend Löffel, und ein Dutzend Thee-Löffel. Die ersten fanden sich beym Durchsuchen im Zollhause in einem Mantelsacke, und kosteten mir 17 französische Pfund Abgabe; die andern giengen frey durch, weil sie mein Bedienter in der Tasche hatte. Alles verarbeitete Silber zahlt ein gewisses bey der Einfuhre für die Mark. Wer also viel Silber Service hat, thut am besten, es zu Hause zu lassen, wenn er der Geschicklichkeit des Schiff Patrons nicht trauen darf. Einige von ihnen unterstehen sich, es ohne Untersuchung ans Land zu schaffen. Die Gesetze Frankreichs sind so scharf gegen Fremde, daß sie fünf vom hundert von aller Leinwand zu Betten und zur Tafel, die sie ins Land bringen, geben müssen, wenn solche gleich schon lange gebraucht ist. Wie meine Koffers mit einem Schiffe von der Themse ankamen, muste ich mir diese Untersuchung gefallen lassen: was mich aber am meisten verdroß, war, daß man meine Bücher im Zollhause zurück behielte. Sie werden auf meine Kosten an eine dazu niedergesetzte Gesellschaft (chambre Syndicale) nach Amiens geschickt, um zu sehen ob auch Sachen gegen den Staat und die Religion darunter befindlich sind. Dies ist eine Art von Zwang, den man nicht in Frankreich vermuthen solte, einem Lande, wo man das Ansehen haben will, Fremde höflich und freundschaftlich aufzunehmen. Aber im Grunde kenne ich kein Land, wo Fremde, in Ansehung ihres wahren Vortheils, und guten Aufnahme übler daran sind. Stirbt ein Fremder, so bemächtigt sich der König seines ganzen Nachlasses, wenn der rechte Erbe gleich gegenwärtig ist. Dies harte Gesetz nennt man Droit d'Aulaine, welches auf den falschen Grund beruhet, daß das Vermögen eines Fremden, der in Frankreich gelebt, auch müsse in Frankreich erworben seyn, und daß es folglich unbillig sey, das Geld in ein ander Land

ver-

verabfolgen zu lassen. Wenn sich ein englischer Protestant, seiner Gesundheit halber, nebst seiner Familie, Frau und Kindern, nach Frankreich begiebt, und verläst beym Absterben Sachen, die 1009 Guineen werth sind, so greift der König zu, und die Familie behält nichts, und man verstattet dem Körper nicht einmal ein christlich Begräbniß. Die Schweizer sind, vermöge ihrer Verträge, von diesem Zwange frey, wie auch die Schottländer wegen eines alten Bündnisses zwischen den beyden Nationen. Das Droit d'Aulaine wird auch von einigen Fürsten in Teutschland ausgeübet: es gereicht aber der Handlung zu grossen Nachtheil, und schadet dem Lande, wo es gilt, zehnmal mehr, als es der Casse des Landesfürsten einbringt.

Das Zurückbehalten meiner Bücher ist mir sehr empfindlich: es raubt mir einen Zeitvertreib, dessen ich nicht wohl entbehren kan, und wird wahrscheinlicher Weise noch mehr verdrießliche Folgen für mich haben. Ich muß sie 60 Meilen weit auf meine Kosten zur Untersuchung schicken, und Gefahr laufen, daß sie verdammt werden: Unterdessen verliere ich vielleicht eine bequeme Gelegenheit, sie nach Bordeaux zu senden, von da sie auf der Garonne nach Toulouse, und so weiter auf den Canal nach Cette, einen Hafen etwa 4 Meilen von Montpellier gebracht werden könten.

Um meine Bücher bald wieder zu erhalten, erholte ich mich Raths bey meinem Hauswirthe Herrn B., einen artigen jungen Menschen von 25 Jahren, der mit zweyen unverheyratheten Schwestern, ein paar andächtigen Seelen, haushält. Ihr Bruder lebt hingegen etwas frey; ist sonst von gutem Character, und höflich; aber, in Ansehung seiner Eitelkeit, welches gewiß die herrschende Leidenschaft dieses lebhaften und flatterichten Volks ist, ein ächter Franzose. Er hat eine Bedienung von geringer Erheblichkeit, vermöge welcher er einen Degen

tragen

tragen darf, ein Vorrecht das er ja nicht aus der, Acht läßt. Er ist überdieses Einnehmer des Zehenden für die Geistlichkeit in dieser Gegend, wodurch er immer Geld in Händen hat; und treibt einen kleinen Weinhandel. Wie ich ins Haus kam, zeigte er sich gleich in seiner ganzen Grösse; er kramte seine Geldsäcke, und einige alte Goldstücke, die er vom Vater geerbt hatte, aus: beschrieb sein schönes Landhaus, lies sich vernehmen, daßsseinen Jungfern Schwestern ansehnliche Capitalien ausgesetzt wären, that mit seinen Verbindungen bey Hofe groß; und versicherte, daß er mir, nicht des Gelds wegen, die Zimmer vermiethet, sondern blos um das Vergnügen, meine Gesellschaft zu geniessen. Wenn man alle diese prächtigen Nachrichten bey Seite setzt, so findet sich, daß Herr B. der Sohn eines guten ehrlichen Bürgers ist, der vor einiger Zeit gestorben, und ihm das Haus nebst einer kleinen Handlung, etwas Baarschaft, und ein elendes Landgütgen hinterlassen; seine Schwestern haben jede 3000 französische Pfund, die noch nicht 140 Englische machen: Die Bekantschaft bey Hofe beruht auf einem Copisten in der Schreiberey, mit dem er seines Amts halber in Briefwechsel steht. Mein Wirth will auch für galant, und als ein Liebhaber des schönen Geschlechts angesehen seyn: er hält sich ein Mädgen, und macht aus seinen Liebesgeschichten kein Geheimniß. Neulich erzehlte er der Mamsell C. in gebrochen Englisch, daß er die Welt im vorigen Jahre mit 6 Bastarden vermehrt hätte, die er alle ins Findelhaus schicken müssen: nunmehr aber, da sein Vater gestorben, wolle er auch für seine künftigen Kinder sorgen. Dies war eine blosse Gasconade. Denn gestern war das ganze Haus wegen Ankunft einer solchen kleinen Creatur in Aufruhr. Seine Schwestern weinten, der Pfarrer des Kirchspiels kam zu ihm: und die Wöchnerin, ein schlechtes Weib, schickte ihn das Kind in einem

nem Korbe auf den Hals, worauf er es einem Fuhrmann überlieferte, der es ins Findelhaus nach Paris bringen solte.

Doch ich komme von dieser Ausschweifung wieder zurück. Herr B. gab mir den Rath, ich solte in einem Memorial bey den Kanzler von Frankreich anhalten, daß meine Bücher auf dem Platze von dem Präsidenten in Boulogne, oder von einem andern, der Vollmacht dazu bekäme, durchgesehen würden. Er schlug mir einen Advocaten von seiner Bekantschaft vor, um die Schrift aufzusetzen; und holte ihn der Abrede gemäs. Im Vertrauen versicherte er mir, dieser Mann würde der vornehmste unter seinen Mitbrüdern seyn, wenn er sich dem Trunke nicht ergeben hätte. Man sahe es ihm auch würklich gleich an: denn er hatte matte Augen, ein kupfriges Gesicht, und eine ausgefahrne Nase. Er schien etwas ausgewachsen zu seyn, hatte sehr schmutzige Wäsche, und zerrissene Hosen: aber er nahm eine wichtige Miene an, und sein Betragen war feyerlich und voll Cerimonien. Ich fragte ihn, ob er sich auch zuweilen mit dem Musen beschäftige, worauf er lächelte, und mir ins Ohr sagte, er wolte mir einige Liederchen von seiner Erfindung sehen lassen. Unterdessen setzte er das Memorial für mich auf, und zwar in einer wortreichen, unangenehmen, und zugleich erniedrigenden Schreibart, die sich vielleicht für einen gebohrnen Unterthanen, aber keinesweges für einem freyen Britten schickte. Ich dankte ihm sehr für seine Bemühung, weil er nichts dafür begehrte. Wie mein Hauswirth aber das Memorial an seinen Correspondenten nach Paris schicken wolte, um es dem Kanzler zu überreichen, gab ich ihm zu verstehen, daß ich meinen Entschluß geändert hätte, und mich lieber an den englischen Gesandten wenden würde. Ich habe mir auch würklich die Freyheit genommen an den Grafen H. zu schreiben,

und

und in einem andern Briefe die Herzogin von D. die sich gegenwärtig in Paris aufhält, um ihre Vorsprache zu ersuchen. Was die Folgen seyn werden, weis ich noch nicht: aber Herr B. schüttelte den Kopf, und hat zu meinem Bedienten in Vertrauen gesagt, daß ich mich sehr irre, wenn ich den englischen Gesandten in Paris für eine so wichtige Person, als den Kanzler von Frankreich halte.

Ich muß mich in der That entschuldigen, daß ich Ihnen mit solchen geringen Nachrichten beschwerlich falle; ich sollte bedenken, daß die Zurückhaltung meiner Bücher einem jeden andern etwas sehr gleichgültiges seyn muß, ausser

Ihren

ergebensten.

Dritter Brief.

Boulogne,
d. 15. Aug. 1763.

Mein Herr.

Ich danke Ihnen verbindlichst, daß sie sich so freundschaftlich nach meiner Gesundheit erkundigen. Sie ist bisher in sehr üblen Umständen gewesen. Durch eine Erkältung, die ich mir kurz nach meiner Ankunft in Frankreich zuzog, bekam ich einen heftigen Husten, und ein Fieber nebst Bruststechen, welches mich die ganze Nacht unaufhörlich plagte. Ich muste viel auswerfen, wobey meine Lebensgeister mehr abgemattet waren, als jemals. In diesem Zustande that ich einen Schritt, der ihnen vielleicht sehr gewagt vorkommen wird. Ich wuste, daß meine Lunge frey von Geschwüren war, und hielte die Stiche für spasmodische Zufälle. Ich war

über-

überzeugt, daß alle meine Zufälle von einer Erschlaffung herrührten: deswegen ließ ich mich eine Meile von der Stadt ans Ufer der See fahren, und stürzte mich ohne Bedenken ins Wasser. Durch dieses verzweifelte Mittel zog ich mir zwar einen neuen Schnupfen zu, allein das Fieber und die Stiche blieben gleich den ersten Tag weg: und durch ununterbrochene Fortsetzung des Badens hat sich der Husten verloren, mein Körper gestärkt, und die Lebensgeister sind wieder gekommen. Ich glaube ich hätte dasselbe auch bey einem Geschwür an der Lunge wagen können: wenn das Verfahren gleich gegen alle medicinische Regeln läuft. Ich bin aber keiner von denen, die alle Grundsätze der Arzneykunst, als untrügliche Wahrheiten annehmen. Ich sahe zu Bath einen der dasigen Umherführer, der beherzt genug war, bey einem hohen Grade von Auszehrung, gegen ausdrückliche Verordnung des Arztes, das Königsbad gebrauchen, und er ward gesund. Er sagte, es wäre besser, wenn er einmal sterben müste, so geschwind als möglich aus der Welt zu kommen, da er ohnehin nichts mehr zu leben hätte. Anstatt den Tod zu finden, bekam er aber gleich eine Erleichterung, wurde täglich besser, bis er seine vorige Gesundheit wieder erlangte. Ich trank selbst das Wasser zu Bath, badete darin; und befand mich von Tag zu Tag besser, ob die dasigen Aerzte gleich ganz dawider waren, und mir schlimme Folgen prophezeyten. Hätte ich ein stärker Fiber, viel Blut, und deswegen eine Entzündung zu befürchten gehabt, so hätte ich mich freylich anders verhalten müssen. Unser Freund Doctor C. der viele Materie auswarf, und täglich, der Gesundheit wegen, spatzieren ritte, führte sein Pferd an einem kalten Morgen zu dem Teiche in Hydepark; das Thier, welches hitziges Blut hatte, sprang mit seinem Herrn bis über die Ohren ins Wasser. Der gute Doctor eilte, halb tod für Furcht, nach Hause, legte sich ins

Bett,

Bett, und befürchtete durch diesen Zufall neue Geschwüre: Aber an deren statt befand er sich viel munterer und gesunder, und hatte weit mehr Lust zum Essen. Ich rieth, sich dies zur Warnung dienen zu lassen, und alle Morgen ein kaltes Bad zu gebrauchen: aber er befürchtete sich einer neuen Gefahr auszusetzen. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß kaltes Wasser so viel Uebel verjagt: wo ich aber nicht irre, so empfiehlt Hippocrates schon kaltes Wasser für das Podagra: und Celsus sagt ausdrücklich: daß das Schwimmen bey allen Husten sehr zuträglich sey.

Ich habe mit einem verständigen Arzte aus dieser Stadt geredet, der mich versicherte, ein schwindsüchtiges Fieber und Husten habe ihn so weit gebracht, daß nichts mehr als Haut und Knochen an ihm war: darauf hätte er sich in seiner Wohnung ein kaltes Bad bereiten lassen, alle Morgen hineingesetzt; und habe zugleich alles warme Getränke abgeschaft. Er befindet sich jetzt munter und frisch, und trägt im Winter nichts als das blosse Hemde. Seine Begriffe von warmen Getränke sind etwas übertrieben: Er glaubte es mache den Magen schlaff, das erfolge gewiß, wenn man es in grosser Menge trinkt, zumal wenn es wärmer wäre als die ordentliche Hitze des Bluts.

Zum Beweise führete er die Einwohner der Ladronischen Inseln an, die nie etwas warmes zu sich nehmen, und ausserordentlich gesund sind. Um seinen Gründen etwas entgegen zu setzen, erwiederte ich, die Chineser trinken fast nichts als warmen Thee, und die Lapländer warmes Wasser, gleichwohl wären die Leute in diesen Ländern gesund, stark und lebten lange.

Sie verlangen das Schicksal meiner Bücher zu wissen. Milord H. ist noch nicht in Frankreich angelanget, aber mein Brief ist ihm von Paris aus zugeschickt worden: und er hat mir, mit der ihm angebornen

Güte eigenhändig versichert, er habe Herrn N. unsern Residenten in Paris aufgetragen, die Zurückgebung meiner Bücher auszuwürken.

Ich habe das Glück gehabt, Paterson und seiner Gemahlin, auf ihrer Durchreise von Nizza nach England, hier aufzuwarten. Der General ist an diesem Orte lange Jahre Commendant des Königs von Sardinien gewesen. Sie müssen von diesem Herrn etwas gehört haben, der sich nicht nur als Officier durch seine Herzhaftigkeit sehr hervorgethan, sondern auch in diesem Posten, durch das Betragen voll Menschenliebe und Rechtschaffenheit, ingleichen durch die ausserordentliche Gefälligkeit, gegen alle Fremde, und besonders Engländer, die diesen Ort besuchten, ungemein beliebt gemacht hat. Er war schon bey hohen Jahren, und hatte um seine Erlassung gebethen, damit er die letzten Tage seines Lebens in seinem Vaterlande zubringen möchte. Der König von Sardinien willigte ungern in sein Verlangen, und beehrte ihn mit vorzüglichen Zeichen von Gnade und Hochachtung. Der General redete sehr vortheilhaft von der Luft zu Nizza, in Ansehung der Brustkrankheiten: Daher ich mich fest entschlossen habe, dahin zu reisen. Es ist mir sehr angenehm, daß er mir ein Empfehlungsschreiben an dem englischen Consul zu Nizza gegeben, und einige Nachrichten, in Ansehung der Reise durch den mittäglichen Theil Frankreichs, mitgetheilt hat. Ich bin entschlossen nächsten Monath aufzubrechen, wenn die Hitze dort etwas nachgelassen hat. Die Weinländer werden mir das Vergnügen verschaffen, die Weinlese anzusehen, welches eine Zeit der Ergötzung und der Lustbarkeit, für Leute von allen Ständen in dasigen Gegenden ist.

Wer Ihnen eine Vergleichung zwischen Boulogne und Wapping gemacht hat, irret sich sehr. Er thut der erstern Stadt offenbahr Unrecht, die groß ist, eine

angenehme Lage, breite und wohlgepflasterte Strassen hat. Die Häuser sind steinern, bequem und wohl gebaut. Man zehlt ohngefehr 16000 Einwohner. Sie wissen, daß man diesen Ort für den Portus Itius oder Gessorianum der Alten hält: obgleich andere vielmehr glauben, Portus Itius, von welchem Cäsar nach Britannien segelte, sey ein Ort, der Whitsand heist, und auf dem halben Wege zwischen hier und Calais liegt. Boulogne ist die Hauptstadt des Boulonnois, ein Strich Landes von ohngefehr 12 Meilen, worüber ein besonderer Stadthalter gesetzt ist, der nicht unter dem von der Picardie steht, obgleich dieser Strich einen Theil der Picardie ausmacht. Anjetzo ist es der Herzog von Aumont. Sie ist der Sitz eines Bischofs, der unter dem Sprengel von Rheins steht, und 24000 Livres Einkünfte hat. Hier ist ein Gericht, von dem man sich an das Parlament von Paris wenden kan; das Parlament muß auch alle dessen Criminalurtheile bekräftigen, und kan sie, wenn es für gut befunden wird, ändern. Ferner befindet sich hier ein Amtmann, und ein Admiralitätsgericht. Was das Kriegswesen betrift, so steht solches unter einem Commendanten, den der König setzt, und damit alte Officier belohnt. Er hat einen schlechten Gehalt, wohnt in der Oberstadt, und seine Besatzung macht gegenwärtig einige hundert Invaliden aus.

Boulogne wird in die Ober- und Unterstadt eingetheilt. Erstere ist eine Art von Citadelle, die eine kleine Meile im Umfange hat; Sie liegt auf einer Anhöhe, ist mit einem hohen Wall umgeben, und mit Bäumen reihenweise besetzt, die einen angenehmen Spaziergang machen. Man hat von da eine schöne Aussicht über die Unterstadt, und die ganze Gegend; und bey hellen Wetter nach der englischen Küste von Dover nach Folkstone; Sie zeigt sich so deutlich, daß man

glauben solte, sie wäre nur 4 oder 5 Meilen von der Französischen entfernt. Die Oberstadt war sonst mit Aussenwerken versehen, die jetzt verfallen sind. Sie hat einen viereckigten Markt, ein Rathhaus, und die bischöfliche Kirche, nebst zwey oder drey Nonnen Klöstern, in deren einen, verschiedene englische Mädgen sind, die man hieher zur Erziehung gesendet hat. Die geringen Kosten treiben die Eltern an, ihre Kinder auswärte zu schicken, und zwar in diese Schulen, wo sie aber fast nichts nützliches lernen als die französische Sprache; Sie ziehen hingegen gewiß Vorurtheile gegen die protestantische Religion ein, und kommen meistens als eifrige Anhänger des catholischen Glaubens zurück. Daraus entstehet gemeiniglich eine Verachtung, ja oftmals ein Abscheu für ihr eignes Vaterland. Vernünftigerweise kan man freylich nicht erwarten, daß Leute von sehr eingeschränkten Begriffen, voll von Aberglauben, diejenigen lieben oder hochschätzen sollen, die sie gelernt haben, als verdamte Ketzer anzusehen. Das gewöhnliche Jahrgeld in diesen Klöstern beläuft sich auf zehn Pfund Sterling: Mir hat ein französisches Frauenzimmer, die darin erzogen worden, versichert, daß man sich nichts elenders gedenken ken, als die Art wie sie gehalten werden.

Der Magistrat von Boulogne, besteht, wie in den meisten Städten Frankreichs, aus einem Bürgermeister und einigen Rathsherrn.

Die Unterstadt erstreckt sich von dem Thor der Oberstadt den Hügel hinab bis an den Hafen, breitet sich zu beyden Seiten aus, und ist daher viel ansehnlicher als die Oberstadt. Sie hat schönere Gassen, bequemere Häuser, mehrere und bemitteltere Einwohner. Hier wohnen lauter Bürger und Kaufleute, denn die Vornehmen und der Adel leben in der Oberstadt, und mischen sich nicht unter jene. Die Mündung des Hafens liegt

am

am Einflusse eines kleinen Wassers, oder vielmehr nur eines Baches Liane, der so seichte ist, daß die Kinder, bey niedrigen Wasser durchwaten. Mit der Fluth tritt die See in den Hafen, der ziemlich groß ist, aber nur für kleine Schiffe dient. Er läuft vorne an der Oefnung schmal zu, vermöge zweyer Dämme von Stein, die ein Ingenieur angelegt hat, der seine Kunst schlecht verstanden: denn sie sind gerade so angelegt, daß sie den Sand bey der Einfahrt des Hafens samlen, und eine Bank daraus machen. Die Rhede ist offen und unsicher, und die Brandung sehr hoch, wenn der Wind aus der See kommt. Der Hafen hat keine Befestigungswerke, ausser ein elendes Fort von zwanzig Kanonen, welches der Prinz von Cruy im letzten Kriege auf einem Felsen, eine Meile ostwärts von Boulogne errichtet hat. Es scheint eine Lage zu haben, daß es weder Schaden thun, noch nehmen kan. Wenn ein Kriegsschiff von vierzig bis funfzig Kanonen, sich wegen Untiefe der See demselben recht nähern könte, so fürchte ich, das Fort möchte in einer halben Stunde zum Schweigen gebracht werden. Wahrscheinlicher weise würde nichts mehr davon zu sehen seyn, wenn es zwischen beyden Kronen wieder zum Bruche kommen solte. Bey hohen Wasser fliest die See rund herum, und wenn ein frischer Wind aus der See geht, so brechen sich die Wellen an der Spitze desselben, zum Schrecken und Erstaunen der Besatzung, die man zuweilen jämmerlich hat schreien hören. Ich glaube gewiß, es wird einmal, ehe man sichs versieht, verschwinden. In der Nachbarschaft dieses Forts, wo die Küste flach und sandig ist, habe ich mir einen Platz zum Baden ausgesucht. Der Weg dahin ist überaus angenehm durch schöne Kornfelder, die mit freyen Hügeln umgeben sind. Es ist auch ein Kaninchen Gehege da, und eine unzählige Menge von Vögeln, die man zu Tumbridge so bewun-

dert, und Wheat-ears nent. Im Vorbeygehen will ich nur erinnern, daß dies Wort, auf eine lächerliche Art verdorben ist. Es soll eigentlich heisen White-a-se, und ist aus dem Französischen Cul blanc übersetzt, weil die Vögel gegen den Schwanz ganz weis sind.

Auf der Spitze eines hohen Felsens, von dem man den Hafen übersieht, liegen die Ruine, einer alten Befestigung, die man tour d'ordre, und das Fort von Julius Cäsar nent; Eigentlich war es ein Leuchthurm für die Schiffer, den Claudius bauete, und turris ardens, wegen des darin brennenden Feuers hies: daraus haben die Franzosen tour d'ordre gemacht, Von dem römischen Werke sind keine Fusstapfen mehr übrig, denn was man jetzt sieht, sind Ueberbleibsel eines alten Schlosses, das Carl der Grosse gebauet. Von andern Alterthümern in Boulogne, weis ich nichts, ausser ein altes Gewölbe in der Oberstadt, das man zum Magazin gemacht hat, und für einen ehemaligen Tempel der Isis ausgiebt.

An der andern Seite des Hafens, der Unterstadt gegen über, sieht man ein Haus, das mit grossen Kosten, von einem vornehmen Officier, der im letzten Kriege geblieben, erbauet worden. Man kan sich keine schlechtere, unangenehmere und ungesundere Gegend gedenken. Es liegt an der Ecke eines Morasts, der von dem stehenden Wasser, wenn es bey der Ebbe zurück tritt, entsprungen. Die Gänge des Gartens sind so feucht, daß niemand bey schlechten Wetter einen Spaziergang machen kan, ohne einen Schnupfen zu befürchten. Ueberdieses kan man nur bey niedrigen Wasser an das Haus fahren, und auch denn müssen die Wagen ihren Weg durch den Hafen nehmen, wobey die Räder bis an die Axe in den Schlam sinken: Die Fluth kömt ihnen so geschwind über den Hals, daß die Leute Gefahr laufen, umzukommen, wenn sie die Zeit nicht

auf

auf die Minute wahrnehmen. Die Zimmer des Hauses sind wohl aufgepuzt, aber zu klein. Der Garten bringt, seiner unschicklichen Lage ungeachtet, eine Menge schöner Früchte hervor.

Der Sumpf, welcher vom Seesalze befeuchtet wird, bringt an dieser Seite des Hafens eine unglaubliche Menge von der Seepflanze hervor, die man hier passe-pierre, und auf Englisch Samphire oder Meerfenchel nent. Sie ist so schön, als ich sie jemals gesehen. Ich vermuthe der englische Nahme komt von dem Französischen sang-pierre her. Man findet sie gemeiniglich auf der Oberfläche der kahlen Felsen, welche über die See hangen und von dem Sprützen derselben werden sie genährt. Da sie also auf dem blossen Stein, ohne einiges Erdreich fortkommen, nent man sie vielleicht nicht ganz unnatürlich sang de pierre, das Blut des Felsen, und daraus ist das englische Wort Samphire entstanden. An dieser Seite des Hafens bemerkt man noch ein andres neues wohlgebauetes Haus. Es gehört einem Edelmann, dem der König einen Platz geschenkt hatte, welcher von der Fluth überschwemt wurde. Er hat mit grossen Kosten, Dämme umher führen lassen, um die Fluth abzuhalten. Wenn er seinen Endzweck, nach der Anlage ausführt, so wird er nicht nur ein einträgliches Gut für sich haben, sondern den Hafen zugleich dadurch, daß er ihn tiefer macht, verbessern.

In der Unterstadt von Boulogne sind verschiedene Mannsklöster, ein Seminarium, ein Kloster von Franciscanern und Kapucinern. Das letzte war sehr verfallen, und wurde vor einigen Jahren, hauptsächlich durch die Freygebigkeit reisender Engländer, wieder hergestelt. Ein gewisser Gräme samlete das Geld dazu. Er war ein Nordbritte, diente unter der Armee, Königs Jacob II. als Officier, und soll sich freywillig in diesen Bettelorden begeben haben, um davor, daß er seinen Freund

in einem Zweykampfe erlegt, zu büssen. Dem sey wie ihm wolle, er war ein vernünftiger, wohlerzogener Mann, von einem exemplarischen Lebenswandel: daher sein Andenken hier in grossem Werthe steht. Als er Superior des Klosters wurde, ließ er aus Dankbarkeit, wegen der von unsrer Nation empfangenen Allmosen, das englische Wapen in der Kirche aufhängen. Ich gehe oft in den Garten dieses Klosters, an dessen Einfassung die Wellen bey hohem Wasser spielen. Am Ende des Gartens liegt eine Grotte, die durch eine hohe Mauer abgesondert ist, und nur eine Thür zum Eingange hat; dahin begeben sich die Capuciner, wenn sie ihre Andacht haben wollen. Man sagt, daß dieser Platz vor zwey Jahren zu einer ganz andern Absicht gebraucht wurde. Unter den Mönchen war ein lustiger Bruder, Nahmens Carl, von dem man abentheuerliche Geschichte erzehlt. Man hatte bemerkt, daß einige junge Weibspersonen aus der Stadt, in der Dämmerung, vermöge einer Leiter von Stricken, über die Mauer stiegen: und es wurden eine ungewöhnliche Anzahl Bastarde in diesem Jahre geboren. Kurz Pater Carl und seine Brüder gaben ein solches Aergerniß, daß man die ganze Gesellschaft in eine andre Gegend bringen muste. Gegenwärtig ist das Nest mit einem andern Zuge dieser Streichvögel angefült. Wenn einer unserer Kaper im letzten Kriege einen Capuciner erwischt, und ihn in seinem Habit dem Volke für Geld gezeigt hätte; so würde es für ihm und seine Leute eine gute Prise gewesen seyn: denn ich kenne kein unschicklicheres und possierlicheres Geschöpfe, als einen alten Capuciner, in seiner Ordenskleidung. Ein guter Freund, ein Officier aus der Schweiz erzählte mir, daß ein Bauer in seinem Lande allemal bitterlich geweint habe, wenn ein gewisser Capuciner die Kanzel bestiegen, um das Volk zu erbauen. Der gute Pater merkte es endlich, und sahe ihn für einen an, der

vom

vom Finger des Herrn gerührt war: er ermahnte ihn, diese Würkungen der Gnade wachsen zu lassen, und getrost zu seyn, weil er so offenbare Kennzeichen der göttlichen Gnade empfangen. Der Bauer hörte nicht auf zu weinen, so lange er predigte: Wie der Capuciner zuletzt in ihm drang, er möchte gestehen, was es wäre, daß ihm in seiner Rede oder in seinem Ansehen so gerührt hätte: sagte er endlich: O Vater, ich kan euch nicht ansehen, ohne an einem ehrwürdigen Ziegenbock zu gedenken, den ich am letzten Ostern verlohr. Wir waren in einem Hause mit einander groß geworden. Er war das leibhafte Ebenbild von Eu. Ehrwürden. Man solte schwören ihr wäret Brüder. Das arme Thier! Es starb von einem Falle. Ich wünsche ihm die ewige Ruhe: und wolte gern ein paar Messen für seine Erlösung aus dem Fegefeuer bezahlen.

Unter andern öffentlichen Gebäuden befindet sich auch zu Boulogne ein Hospital oder Werckhaus, welches sehr gut eingerichtet zu seyn scheint. Es unterhält einige hundert Arme, die beständig zur Arbeit angehalten werden, nachdem sie alt und geschickt sind. Sie machen Zwirn, allerley Arten von Spitzen, und stricken Strümpfe. Das Haus steht unter dem Bischof. Der gegenwärtige ist ein sehr gutherziger frommer Mann, der nur ein wenig zur Scheinheiligkeit und Schwärmerey geneigt ist. Die Kirchen in der ganzen Stadt, sind schlecht gebaut, und elend ausgeziert. Man trift nicht ein einziges sehenswürdiges Gemälde darin an; und es scheint daß die freyen Künste gar keine Freunde an diesem Orte finden.

In meinem nächsten Briefe, werde ich mich bemühen, Ihnen von den andern Dingen, die sie zu wissen verlangen, Unterricht zu geben. Unterdessen bin ich der

Ihrige.

Vierter Brief.

Boulogne,
d. 1. Sept. 1763.

Mein Herr!

Ich bin dem D. H. vielen Dank schuldig, daß er meiner so vortheilhaft, bey dem Grafen H. gedacht hat. Endlich habe ich meine Bücher, durch einen besondern Befehl, den der Vorsteher des Zollhauses erhalten, wieder bekommen. Der englische Resident hatte ihn bey der französischen Regierung ausgewürket. Ich mache nunmehr Anstalt zu meiner grossen Reise, ehe ich aber diesen Ort verlasse, werde ich Ihnen noch das versprochene Packet senden. Unterdessen muß ich meine Zusage erfüllen, und Ihnen die Anmerkungen, die ich über die Stadt und diese Gegend zu machen, Gelegenheit gehabt, mittheilen.

Die Luft von Boulogne, ist kalt und feucht, folglich, wie ich glaube, ungesund. Im letzten Winter hielte die Kälte, welche in London 6 Wochen dauerte, hier ohne Unterlaß 8 Wochen an. Der Frost war so hart, daß die Barke im Capuciner Kloster von oben bis auf den Grund von einander borstete. Bey unserer Ankunft, fanden wir alle Früchte viel weiter zurück, als in England. Wenn sich die Kälte England nähert, so wird sie durch die See gebrochen. Die Dunstkugel ist mit salzigten Theilen angefült, die der Würkung des Frierens widerstehen. Daher sind bey strengen Wintern, alle Oerter in der Nähe der See, weniger kalt, als die tiefer ins Land hinein liegen. Aus eben dem Grunde ist der Winter in Edimburg, oft gelinder, als in London. Um gesalzenes Wasser gefrieren zu machen, wird schon ein starker Grad Kälte erfordert. Ja es wird nicht einmal

mal frieren, als bis die Salztheilgen heraus sind. Die Naturkundiger nehmen durchgängig an, daß Wasser nichts anders als durch Hitze aufgelöstes Eis ist, die Hitze mag nun von der Sonne, oder unterirdisch seyn, oder von beyden Ursachen zugleich herrühren; und daß es wieder zu seinen vorigen Zustand zurück kehrt, so bald man die Hitze davon nimt. Aus dieser Ursache wird zum Gefrieren des Wassers nichts weiter als ein gewisser Grad von Kälte erfordert, und diesen kan man durch Hülfe des Salzes und des Spiritus Nitri, auch unter der Mittagslinie, zuwege bringen. Deswegen wäre meine Meynung, einem jeden Schiffe, das in See geht, einen hinlänglichen Vorrath davon mitzugeben, damit man in Ermangelung des frischen Wassers, das Seewasser trinkbar machen könne, wenn man es vorher in Eis verwandelt hat.

Die Luft zu Boulogne, wird nicht nur von den vielen Ausdünstungen der See, sehr verdicket, welche sich bey den starken Winden, aus West und Südwest, die den grösten Theil des Jahres wehen, noch vermehren: sondern sie wird auch noch durch die faulen Dünste verschlimmert, die aus dem niedrigen morastigen Boden in der Nachbarschaft des Hafens aufsteigen. Eine jede Fluth überströhmet diese Gegend; daher sind vielleicht schlimme Hälse, und doppelte Glieder bey den Kindern in Boulogne so häufig. Aber ich glaube vielmehr, daß die erstere Krankheit, dem harten ungesunden Wasser in der Unterstadt zuzuschreiben ist. Es läuft mit Seife zusammen, das darin gekochte Fleisch, wird roth, und wenn die Fremden es trinken, verursacht es Schmerzen im Magen und Gedärmen, und zuweilen den Durchfall. Vermuthlich ist viel Salpeter, wo nicht noch etwas viel schlimmeres darin. Es ist bekant, daß einige Arten von Marcasiten und Kiesen, oft viel arsenicalisches, das

mit

mit Schwefel, Vitriol und Quekſilber vermiſcht iſt, in ſich enthalten. Vielleicht bekomt das Waſſer auch eine Säure von dem Kohlenmienen, die in der Gegend ſind. Es findet ſich eine Quelle, etwa eine viertel Meile von der Oberſtadt, deren Waſſer die Eigenſchaft hat, daß es abführt; weswegen das gemeine Volk, des Morgens dahin läuft, wie in London nach Dog-and-Ducke in George-fields. Man triſt bey der Hauptkirche in der Oberſtadt einen Brunnen an, der herrliches Waſſer hat, das ich mir für ein geringes Geld täglich bringen laſſe. Einige neue Chymiſten, hegen die Meynung, daß ſich nirgends Waſſer mit Salz- und Stahltheilgen vermiſcht befindet, als wo Ausdünſtungen von Kohlen in der Nachbarſchaft ſind, und daß nichts beſſeres und zuträglicheres für die Geſundheit iſt, als der Dampf von beſagten Steinkohlen. Ich erinnere mich hingegen ſehr wohl, daß der Ort, wo ich erzogen wurde, auf einem Grunde von Steinkohlen ſteht, daß das Waſſer, deſſen ſich die Leute daſelbſt bedienen, hart und geſalzen iſt, und daß die Einwohner ſehr geneigt zu Kröpfen und zur Schwindſucht ſind. Ich ſchreibe ſolches dem ſchlechten Getränke zu, das mit Vitriol und Salztheilgen, aus den Kohlen angefült iſt, weil ſonſt nichts in der Beſchaffenheit der Luft anzutreffen, daß dieſe Krankheiten anſteckend machen könte. Daß die Luft zu Boulogne die Fäulniß befördert, beweiſen ihre Wirkungen auf rohes Fleiſch, welches wir bey jetzigen friſchen Wetter, gleichwohl an den kälteſten Orte des Hauſes, nicht über 24 Stunden erhalten können.

Man lebt in Boulogne ganz gut; der Markt iſt mit dem Nothwendigen ziemlich verſehen. Das Rindfleiſch iſt zwar weder ſehr fett noch feſt, aber zur Suppe, wozu es bey den Franzoſen allein genommen wird, recht wohl zu gebrauchen. Das Kalbfleiſch iſt nicht ſo weiß und wohl genährt, als unſer engliſches, hingegen ſaftiger

tiger und von bessern Geschmack. An dem Schöpsen und Schweinfleisch ist nichts auszusetzen. Das Federvieh kaufen wir lebendig, und mästen es zu Hause. Die welschen Hüner sind vortreflich: und am Wildpret fehlt es nicht: vornemlich sind die Haasen groß, saftig, und schmecken sehr wild. Die besten Fische, die man an dieser Küste fängt, werden von einer Gesellschaft, die den Fang gepachtet, in Fischkasten nach Paris geführt, wie die Hastings in Sussex. Demohngeachtet, bekommen wir schöne Sohlen, Plattfische, Weißfische und zuweilen Makrelen. Die Austern sind groß, aber von strengen Geschmacke. Man fängt an der französischen Seite wenig kleine Fische, weil das flache Ufer sich weit in die See erstreckt, und die Fische mehr das tiefe Wasser lieben: deswegen gehen die Fischer auch weit in die See, ja zuweilen gar bis an die englische Küste. Aller Eilfertigkeit ungeachtet, verderben die Fische gleichwohl manchmal im Sommer; und darüber darf man sich nicht wundern, weil der Weg von hier bis Paris, eine Reise von 150 englischen Meilen ausmacht. Wenn sie noch so gut sind, so müssen sie doch in solchen erbärmlichen Umständen anlangen, daß ich nicht begreife, wie andre Menschen, als die Schwarzen, von der Küste zu Guinea, einen Geschmack daran finden können.

Man trinkt gemeiniglich Wein, von Auxerre zu Boulogne, der gering und ohne Feuer ist, und bezahlt die Flasche mit 5 bis 8 Sols, oder nach englischer Münze, mit drittehalb bis vier Pfennigen. Die hiesigen Einwohner trinken keinen guten Wein, und man findet auch keinen andern, wenn man nicht zu einigen hier wohnhaften englischen Weinhändlern geht, die Bordeaux Weine führen, welche sie von da holen, um nach London zu bringen. Ich bekomme einen solchen Wein, den wir Clarel nennen, für 15 Pfennige Sterling die Flasche von einem Freun-

de: und herrliches Dünnbier, so gut und zu einem so billigen Preise, als in England. Ich glaube man sucht hier vergebens einen Tropfen aufrichtigen Burgunder; die Weinschenken, die ihn für 2 Livres geben, betrügen uns schändlich. Man hat hier noch einen leichten Wein, Preniac, der sehr angenehm und wohlfeil ist. Aller Brantewein, den ich hier gesehen, ist neu, hitzig, und brennet sehr im Halse. Es ist das letzte und schlechte, so übrig bleibt, und das die Schleichhändler für 10 Pfennige das Faß (Gallon) kaufen, und heimlich in England einführen. Die Schlächter verkaufen das Fleisch um 5 Sols das Pfund, welches hier 10 Unzen hält. Ein junger welscher Hahn gilt 30 Sols, ein Haase 24, das paar junge Hüner 20 Sols, und ein paar gute Sohlen, kosten eben so viel. Vor unserer Abreise hörten wir, es gäbe kein gutes Obst in Boulogne, wir sind aber mit vielen Vergnügen eines andern überzeugt. Der Ort ist mit Erdbeeren, Kirschen, Johannisbeeren, Pfirschen, Apricosen und treflichen Birnen reichlich versehen. Ich habe heuer mehr Früchte, als in einigen Jahren gegessen. Es sind einige wohl unterhaltene Gärten im Bezirke der Stadt, insonderheit einer, der der Madame B. unserer Bekantin gehört, wo wir oft in einem angenehmen Sommerhause Thee trinken, das auf einer Anhöhe liegt, und eine schöne Aussicht über die See hat. Wir haben dieser rechtschafnen Frau, die eine gute Nachbarin, eine gefällige Freundin, und eine angenehme Gesellschafterin ist, viele Verbindlichkeit; Sie spricht artig Englisch, und hat eine besondere Neigung zu unserer Nation und ihren Sitten. Man gebraucht hier Holz, zur Feurung, ich würde auch, wenn ich hier lebte, Steinkohlen dazu nehmen, weil man sie in dieser Gegend findet. Holz und Kohlen sind in billigem Preise. Ich bin überzeugt, daß einer in Boulogne, um die Hälfte wohlfeiler leben kan, als

in

ist London, und dieses soll einer der theuresten Oerter in Frankreich seyn. In der Gegend umher trift man eine angenehme Abwechselung von Berg und Thal, Saatfeldern, Wiesen und Waldungen an. Etwa eine Meile von der Oberstadt, liegt ein weitläuftiger Wald, der dem Könige gehört, und an verschiedene einzelne Personen verpachtet ist.

In Ansehung des Ackerbaues scheint der Landmann dem Beyspiel der benachbarten Engländer, seit einigen Jahren zu folgen. In den 15 Jahren, da ich nicht hier gewesen bin, sind eine ziemliche Menge von Einzäumungen und eingeschlossenen Feldern, auf englische Art angelegt worden. Einige Meilen umher, liegen eine gute Anzahl artiger Landhäuser, die aber meistens leer stehen. Man hat mir ein vollständiges Haus, nebst einem wohlangelegten Garten von 4 Ackern, und zwo Stuben zum Heu und Gras, eine Meile von der Stadt belegen, für 400 Livres oder 17 Pfund Sterlinge des Jahrs angeboten. Es ist zum Theil mit Hausgeräthe versehen, hat eine angenehme Lage, und eine feine Aussicht über die See. Es gehörte sonst einem schottischen Edelmann, in französischen Diensten.

Nach dem äusserlichen Scheine zu urtheilen, so stammen die Einwohner von Boulogne; von den Flamländern her, die dieses Land vormals besassen. Denn die meisten haben eine feine Haut, blondes Haar und eine lebhafte Farbe. Sie sind darin, von den eigentlichen gebohrnen Franzosen sehr unterschieden, die man an ihrem schwarzen Haar, braunen Haut, und schwärzlichen Gesichtsfarbe erkennet. Die Stadt hat einige besondere Freyheiten, wohin hauptsächlich gehört, daß sie die Gabelle, oder Auflage auf das Salz nicht bezahlen. Wie sie diese Gnade erhalten, kan ich nicht sagen. Sie wollen eine Art von Unabhänglichkeit, unter einander behaupten, sind etwas wild und rachgierig. Daher entste-

hen

hen so wohl auf dem Lande, als in der Stadt, viele grausame Mordthaten; und die Bauren zünden zuweilen aus Neid und Rachsucht die Häuser ihrer Nachbarn mit Feuer an. Im verwichenen Jahre haben wir verschiedene Beyspiele davon gehabt. Die Handhabung der Gerechtigkeit, wird durch die Abwechselung der Oberherrschaft oft gehemt: und die Fürsprache der Grossen, hat schlechte Würkungen in Ansehung des moralischen Characters, bey dem gemeinen Manne. Dazu kommt, daß der Bauer, durch das Elend, welches er von der Unterdrückung und Härte seines Herrn ausstehen muß, oft zur Wuth und Verzweiflung gereizt wird.

Der Ackersmann hat in dieser ganzen Gegend, erbärmliche Wohnungen, er muß sich kümmerlich ernähren, und weiß nicht, was Reinlichkeit heist. Es lebt gegenwärtig ein Bürger in der Oberstadt, der vor einigen Jahren, eines recht boshaften Mordes überführt wurde. Er solte lebendig gerädert werden, aber durch Vorsprache des Stadthalters, wurde ihm das Leben und die Freyheit geschenkt, und er setzt seine Handthierung vor den Augen der ganzen Stadt ungestraft fort. Ein aufgebrachter Abt, den der Bischof, wegen seines unordentlichen Lebens, nicht zum Priester machen wolte, nahm die Gelegenheit wahr, diesem Prälaten, wie er am Sonntage aus der Kirche gehen wolte, einen Stich mit einem Messer zu versetzen. Der gutherzige Bischof bat, man möchte ihn doch laufen lassen, aber man war der Meynung eine so boshafte That müste mit der grösten Schärfe bestraft werden. Man nahm ihn beym Kopfe, und sprach ihm das Rad zu, ob die Wunde gleich nicht tödlich war. Bey der Vollstreckung des Urtheils, rief er mit lauter Stimme: es wäre hart, daß er eine solche Marter ausstehen müste, weil er einen nichtswürdigen Pfaffen, der ihm beleidigt, verwundet: da ein solcher, wobey er obgedachten Bürger mit Nahmen

nante,

nante, bequem und ruhig lebte, der gleichwohl einen armen Mann, und eine schwangere Frau, die ihm gar nichts zuwider gethan, unmenschlicher Weise ermordet hätte.

Die Einwohner von Boulogne, lassen sich in drey Classen theilen, in den Adel, den Bürgern und den Pöbel. Ich gedenke der Geistlichen, und was sich zu den Rechtsgelehrten rechnet nicht, weil ich Ihnen gelegentlich meine Gedanken von der Religion und der Geistlichkeit dieses Landes mittheilen will: und was die Rechtsgelehrten betrift, so gehören sie zu einer von obigen drey Classen.

Die Adelichen sind hochmüthig, stolz, arm und meistens Müßiggänger. Die wenigsten haben 6000 Livres, oder drittehalb hundert Pfunde jährliche Einkünfte, und manche nicht die Hälfte. Ich habe von einer Person, als einer reichen Erbin gehört: die man hundert tausend Livres, oder 4200 Pfund Sterlinge schätzte, und darunter waren noch ihre Juwelen, Kleider und Wäsche gerechnet. Die Adelichen haben nicht so viel Verstand, daß sie ihre Landgüter bewohnen, und auf ihre eigene Felder selbst Acht geben, wobey sie wohlfeil leben, und ihre Umstände zugleich verbessern könten. Sie lassen lieber ihre Landhäuser verfallen, und die Ländereyen verderben, und stecken in elenden Löchern, in der Oberstadt von Boulogne, wo sie dunkel, ungesund und unbequem wohnen. Sie sterben in ihren vier Wänden fast vor Hunger, damit sie nur was haben, artige Kleider zu kaufen, und darin des Tags einmal in der Kirche, oder auf dem Spaßiergange zu erscheinen. Sie haben wenig Erziehung, keinen Geschmack am Lesen, oder an der Hauswirthschaft, oder irgend einer menschlichen Beschäftigung, als sich das Haar zu putzen, und zu kleiden. Im Grunde hassen sie das Spatzierengehen, wenn sie nicht aus Eitelkeit sich sehen zu lassen, dazu angetrie-

getrieben würden. Ich nehme die Betschwestern aus, welche den gröſten Theil des Tages mit den Pfaffen entweder in der Kirche, oder in ihrem Hause zubringen. Sonst hat man hier keinen andern Zeitvertreib als das Kartenspiel, welches aber nicht kostbar fält. Man kan sich nichts sparsamers gedenken, als die Haushaltung dieser Leute. Sie leben von Suppe und Rindfleisch, Fisch und Salat. Sie denken nicht daran, jemand eine Mahlzeit zu geben, oder ihre Freunde bey sich zu sehen: sogar nehmen sie sich für die Ausgabe vor Coffee und Thee in Acht, ob beydes gleich sehr wohlfeil in Boulogne ist. Sie glauben, ein jeder trinke seinen Coffee zu Hause, gleich nach der Mahlzeit, die um ein Uhr vorbey ist: und anstatt Thee, geben sie des Nachmittags etwas gefrornes, oder Syrup Capillaire mit Wasser. Mit einem Worte, ich kenne auf der Welt keine Leute, die weniger zu achten sind, wie der Adel von Boulogne. Man muß sie betrachten als Leute, die sich selbst nicht forthelfen wollen, und für ihren Nebenmenschen unnütze sind.

Ihnen fehlt eine würdige, feine und richtige Denkungsart. Der Stolz macht sie verächtlich, und die Eitelkeit lächerlich. Sie wollen für eifersüchtig auf ihren Rang angesehen seyn, und haben deswegen mit den Kaufleuten, die sie das Bürgervolk nennen, keinen Umgang. Sie enthalten sich der Bekantschaft mit Fremden, unter dem Vorwande, daß sie so genau auf Ceremonien sind. Aber wie man mich versichert, so hat ihre Zurückhaltung gröstentheils eine ganz andere Ursache. Sie wollen ihre Armuth verbergen, die sie gar zu blos geben würden, so bald sie sich in einen genauern Umgang einliesen. Wenn man die Lebhaftigkeit der französischen Nation betrachtet, so kan man nicht begreifen, wie es möglich ist, ein so einfältiges Leben zu führen, das weder durch Gesellschaft, noch irgend einige Abwechselung

selung belebt wird. Es ist wahr, daß die einzige weltliche Lustbarkeit gegenwärtig in einem Marionettenspiel, und einem Zahnarzt auf der Bühne besteht: denn ihre Religion liefert ihnen beständig eine Comödie. Ihre hohen Messen, Feste, Processionen, Wallfahrten, Beichten, Bilder, Kerzen, Kleidungen, Weihrauchstreuen, Seegensprechen und andere feyerliche Gepränge und unzählige Ceremonien geben ihnen eine Abwechselung von einem Jahr zum andern, weil sie beständig wiederkommen. Wenn mit dem Aberglauben eine Furcht verbunden seyn soll, so schickt sich dieses Wort für die Pantomime der römischen Kirche nicht. Es fehlt so viel daran, daß das Volk, durch diesen maschinenmäßigen Dienst solte eine wahre und heilige Furcht vor der Religion bekommen, daß sie vielmehr ihre Einbildungskraft auf eine artige Weise damit beschäftigen, und sich daran erlustigen. Ein Catholike verlangt eben so begierig, den Feyerlichkeiten mit dem Schweistuche, dem heiligen Kreuze, oder der heiligen Veronica beyzuwohnen, als ein englischer Schulknabe, nach der Vorstellung von Punch und dem Teufel. Gemeiniglich wird bey der einen Scene so viel gelacht, als bey der andern. So gar, wenn die Abnehmung vom Kreuze in der stillen Woche mit allen den Umständen, die die ernsthaftesten Gedanken, billig erwecken solten, vorgestelt wird, so sehe man nur auf die Menge der Zuschauer, ob man ein einziges trauriges Gesicht entdeckt. Einige plaudern, spasen, lachen; und ich wette, verschiedene gaffen die Frauensperson an, welche die Mutter Gottes vorstelt. Bey der Gelegenheit, muß ich erinnern, daß die Catholiken, sich mit der ungeheuren Anzahl von Heiligen, die würklich gelebt haben, nicht begnügen lassen, sondern so gar das heilige Kreuz, zu einer Person, und aus einem Stücke Leinwand, ein paar weibliche Heiligen gemacht haben. Die heilige Veronica ist aus den

beyden Wörtern Vera icon, die so viel als das wahre Bildniß heisen, entstanden, weil man vorgiebt, daß sich das Gesicht unsers Heylandes genau auf ein weises Leinwandtuch, mit dem er sich auf dem Wege zur Kreuzigung, den Schweis von der Stirne wischte, abgedruckt habe. Man verehret es unter dem Nahmen des heiligen Suaire, Sudarium, oder Schweistuchs: und weil es damals gleich dreyfach lag, so hat man auch eben so viel Abbildungen von Christo erhalten, davon das eine zu Jerusalem, das andere zu Rom, und das dritte in Spanien aufbewahret wird. Baronius sagt: man fände eine sehr alte Geschichte von dem heiligen Angesichte, in der Vaticanischen Büchersamlung: Tillemont hält alles für eine Fabel. Einige glauben, die Veronica sey mit der heiligen Hämorrhoissa eine Person. Die letztere, nebst dem heiligen Fiacre, einem Sohn eines schottischen Königs, der als Eremite in Frankreich starb, sind Patrone, derjenigen Leute, die mit Hämorrhoiden geplagt sind. Die Völker Heinrichs V. Königs von England, sollen die Capelle, dieses heiligen Hochländers oder Schotten geplündert haben, welches er so übel nahm, daß er aus Rache seinen Landsleuten in französischen Diensten beystund, die Engländer bey Bauge schlagen half, und Heinrich V. nachgehends dergestalt mit Hämorrhoiden plagte, daß er davon sterben muste. Der König beklagte sich, daß ihn nicht nur die lebendigen, sondern auch die todten Schottländer quälten.

Ich weis nicht, ob ich die römische katholische Religion, mit der Comödie, und die Reformirte, mit der Tragödie vergleichen darf. Die erstere beschäftigt die Sinne, und verschaft lauter angenehme Vorstellungen, die andere erregt lauter Gedanken von Furcht und Mitleiden. Man gehe nur in die Versamlungen der letztern, ich wette man wird den Prediger von nichts, als

von

von den Martern Christi, von den Plagen der Hölle reden hören, und in den Gesichtern vieler Zuhörer, die Spuren eines heiligen Schauers bemerken. Vielleicht hat die Reformation aus diesem Grunde, keinen Fortgang in Frankreich bey einem flüchtigen, leichtsinnigen, und nicht weitdenkenden Volk, das sich an der niedergeschlagenen Miene der Calviniſten stieß, gehabt: hingegen desto geschwinder bey den ernsthaftern und schwermüthigern Nationen zugenommen: denn bey der Bekehrung des gröſten Haufens komt die Vernunft nicht in Erwägung. Selbst die Strafen und Kasteyungen, bey den Catholiken, scheinen es mehr, als sie es würklich sind. Ein Todschläger komt oft bey seinem Beichtvater damit loß, daß er einige Gebether mehr als gewöhnlich sagen muß, und diese leichte Art, die Vergebung der Sünden zu erhalten, macht, daß die gröſten Verbrechen öfter begangen werden. Das Gepränge und der äusserliche Schein bey dieser Religion, die Menge ihrer Festtage, geben zwar dem gemeinen Haufen einige Beschäftigung, und machen, daß sie ihr Elend nicht so sehr empfinden, aber auf der andern Seite, muß dadurch nothwendig ein Geschmack an Possenspielen und schlechten Beschäftigungen entstehen, und die Gewohnheit des Müſſigganges, dem ich hauptsächlich die grosse Armuth, des gemeinen Mannes beymesse, zunehmen. Die Hälfte der Zeit, die sie sehr nüzlich auf Fleiß und Arbeit wenden könten, geht für sie und das gemeine Wesen, mit Beobachtung ihrer Religionsgebräuche und pantominiſchen Aufzüge verlohren.

Mein Brief ist schon so lang gerathen, daß ich es kaum verantworten kan. Ich verschiebe deswegen dasjenige, was ich Ihnen noch von den hiesigen Einwohnern zu sagen habe, bis auf mein nächstes Schreiben; und versichere Sie, daß ich allezeit bin

der Ihrige.

Fünfter Brief.

Boulogne,
d. 12. Sept. 1763.

Mein Herr.

Mein hiesiger Aufenthalt, geht nunmehr zu Ende. Ich habe das Baden in diesen Tagen fortgesetzt, und Besserung meiner Gesundheit dabey verspürt, ob die Witterung gleich rauh, feucht und unangenehm war. Man hatte die Hofnung einer reichen Ernte in dieser Gegend, und ich pflegte deswegen mit grossen Vergnügen zwischen Weizen, Haber und Gerstenfelder zu fahren. Allein sie ist gänzlich durch den Regen verdorben, und man sieht nichts auf dem Acker, als welkes Stroh, und die verfaulten Ueberbleibsel von dem Fleisse des Landmanns. Kaum reicht der Boden noch das Futter, für einige geringe Heerden magerer Schaafe, die die Stoppeln, und das dazwischen hervorkeimende Gras, abfressen. Jede Heerde hat ihren Schäfer, der mit seinem Stabe und Hunden versehen ist, und alle Nächte bey derselben, in einem auf Rädern stehenden Kasten, den er mit sich herumführt, schläft; um die Schaafe vor den Wölfen, die zuweilen, besonders im Winter sehr dreist sind, zu bewahren.

Vor ein paar Tagen stelten wir eine Fahrt mit Madame B. und Capitain L. nach den Flecken Hamers an, der 3 Meilen von hier auf der Strasse nach Paris liegt. Man trift daselbst eine ehrwürdige Benedictiner Abtey, mit schönen wohl angelegten Gärten an. Die Mönche wohnen und leben sehr gut darin. Sie dürfen, vermöge der Gesetze ihres Ordens, keine Fleischspeisen essen, doch sind ihnen wilde Enten und Wasserhüner, die sie unter die Fische rechnen, erlaubt. Wenn sie

aber

aber Appetit nach einer guten Kraftbrühe, einem Rebhun, oder junge Hüner spüren, so dürfen sie nur sagen, daß sie unpaß sind. Alsdenn erlaubt man dem Kranken, den Hunger auf seinem eigenen Zimmer zu stillen. Ihre Kirche ist zierlich, aber sie wird nicht reinlich gehalten. Das besonderste, was ich hier sahe, war ein englischer Knabe von 8 bis 9 Jahren aus Dover, den der Vater, um der französischen Sprache willen, hergeschickt hatte. In 8 Wochen bekam er den obersten Platz, unter den Schulknaben, sprach das Französische sehr fertig, und hatte darüber seine Muttersprache vergessen. Doch ich komme wieder auf die geringen Einwohner von Boulogne.

Die Bürger in dieser und in andern französischen Städten, bestehen aus Kaufleuten, Krämern und Handwerkern. Einige Kaufleute haben sich ein ziemlich Vermögen erworben, weil sie Kapers im letzten Kriege ausgerüstet haben. Sie nahmen den Engländern viele einzelne Fahrzeuge weg, ob gleich unsere Kreuzschiffe aufs genaueste Acht gaben, und die Kapers von dieser Küste, zuweilen wegnahmen, wenn sie kaum vier Stunden aus dem Hafen gesegelt waren: Man wird schwerlich einen Capitain von einem Kaper in Boulogne antreffen, der in der Zeit des Kriegs nicht 5 oder 6 mahl, in englische Hände gerathen wäre. Ihre Ausrüstung kostete nicht viel, sie pflegten bey der Nacht, nach der englischen Küste hinüber zu stechen, wo sie sich, als englische Fischerbote verweilten, bis sie einen Küstenfahrer wegschnapten, den sie alsdenn in gröster Eil durch den Canal zurück brachten. Fielen sie einem englischen Kreuzschiffer in die Hände, so ergaben sie sich den Augenblick. Der Capitain wurde gleich ausgewechselt, und der Verlust des Eigenthümers war nicht groß: brachten sie im Gegentheil, eine Prise glücklich in den Hafen, so war der Vortheil sehr ansehnlich. In Friedenszeiten han-

deln die hiesigen Kaufleute mit Wein, Brantewein, Oel, das aus den südlichen Provinzen komt; und führen Fische und französische Manufacturwaaren, nach Portugall und andere Ländern: der letzte Handel bedeutet aber nicht viel. Man trift hier ein paar englische Häuser an, die einen starken Handel mit Bordeaux Weine treiben, womit sie London und andere Provinzen von England, Schottland und Irland versehen. Die Makrelen und Heringfischerey ist so wichtig an dieser Küste, daß man glaubt, sie bringe jährlich 9000-0 Livres, oder 3500 Pfund Sterling ein.

Die Krämer haben einen starken Umsatz mit den englischen Schleichhändlern, deren kleine Schiffe fast die einzigen Fahrzeuge sind, die man in dem Hafen antrift, ausser ein Dutzend von den Boten mit platten Boden, welche im letzten Kriege, so viel Aufsehen in London machten. In der That, haben sie gar keinen Nutzen, und es scheint, daß sie zu dem Endzwecke gebaut sind. Die Schleichhändler von der Küste, von Kent und Susser, bezahlen mit englischen Golde, und nehmen aus diesem Lande einen grossen Vorrath von französischen Brantewein, Thee, Coffee und geringen Weinen. Sie kaufen gleichfals Trinkgläser, gemahlte Kupferstiche, und allerley Spielwerk, und setzen diese Sachen blos deswegen ab, weil es Französisch ist, ob man sie gleich besser, zierlicher und wohlfeiler in unsern Fabriken macht. Sie nehmen ferner Fischbein, Spitzen, Leinwand und Battist, wiewohl diese Art Handlung hauptsächlich von englischen Aufkäufern getrieben wird, die nach Dünkirchen, wo man keine Abgaben zahlt, gehen. Es verlohnt sich für einen Reisenden, gewiß der Mühe, hier oder in Dünkirchen, einen Vorrath von Wäsche anzuschaffen; denn der Unterschied dieser beyden Plätze in Ansehung des Preises ist nicht groß. Ich habe hier eine Menge Hemden, um die Hälfte des londener Preises

ses machen lassen. Die Gewohnheit des Schleichhandels, ist für einen rechtschaffenen Handelsmann sehr unanständig; es wird eine grosse Summe Gelds, aus unserm Reiche gezogen, dadurch sich unsere Feinde und Nebenbuhler, in der Handlung bereichern. Die Zollhaus-Aufseher, sind zwar sehr wachsam, und nehmen eine Menge Waaren weg; gleichwohl finden die Schleichhändler ihre Rechnung, den Contrabandhandel fortzusetzen. Man sagt, sie wären Schadenfrey, wenn sie von drey Ladungen nur eine glücklich durchbrächten. Die beste Art dem Schleichhandel vorzubeugen, wäre: die Abgaben von den Waaren, die auf diese Weise eingeschleppt werden, zu verringern. Man hat mich versichert, die Einnahme von Thee hätte sich vermehrt, nachdem man den Zoll, niedriger gesetzt. Im Vorbeygehen muß ich noch anführen, daß der Thee, den man heimlich an den Küsten von Sussex einbringt, von elender Beschaffenheit ist. Als ich mich zu Hastings, wegen des Badens aufhielte, hätte ich etwas anders zum Frühstücke nehmen müssen, wenn ich nicht Thee von London mitgebracht hätte. Wir haben zu Boulogne Thee für 6 Livres das Pfund von derselben Güte als der, den man zu London für 14 Schillinge verkauft.

Die hiesigen Bürger scheinen mir ihr gutes Auskommen zu haben, welches sie vermuthlich durch den Handel mit England verdienen. Ihre Häuser bestehen meistens aus Zimmern, unten an der Erde, einem Stockwerk, und den Boden.

In den Zimmern der wohl meublirten Häuser trift man Trümeaux und marmorne Kamine an. Ihre Stühle sind sehr schlecht, mit Stroh eingelegt, welches ohngefehr einen Schilling kostet, oder sie sind nach der alten Mode, sehr hoch, mit ausgenähten Küssen, welche hart und unbequem ausgestopft sind. Die Tische sind viereckig, und bestehen aus Tafeln von Kiefern-

holz. Man stelt solche auf der Spitze in einem Winkel, und wenn man sie gebrauchen will, legt man sie auf Kreuzfüsse, die man nach Gelegenheit auf und zu machen kan. Der König von Frankreich speiset auch auf solchen Tischen. Tafelzeug haben sie in grosser Menge. Der schlechteste Krämer, legt eine Serviette auf jeden Teller, und ißt mit silbernen vierzackigten Gabeln. Man speist damit in der rechten Hand, weil die Messer nicht viel gebraucht werden, und das Fleisch in kleine Stücken gekocht, oder gebraten wird. Die Betten sind zuweilen so hoch, daß man sich eines Fußschemels bedienen muß: wenigstens geschieht solches in Flandern. Sie haben wenig Federbetten, sondern liegen auf Strohsäcken oder Strohbündel, worauf zwey oder drey Matrazzen gelegt werden. Der Himmel ist gemeiniglich hoch und altmodisch, die Vorhänge roth oder grün mit gelb eingefast, damit es wie Gold scheinen soll. In einigen Häusern sieht man Meublen von gedruckter Leinwand. Von Tapeten wissen sie nichts, und die Fußböden haben ein schlechtes schmutziges Ansehen. Sie kennen nicht einmal die Werkzeuge zur Reinlichkeit in diesem Lande. In jeder Kammer trift man einen Schrank, und eine Commode mit Schubkästen an, die schlecht gearbeitet sind. Alles verräth einen starken Mangel an mechanischen Künsten. Keine Thüre oder Fenster schlieset gut. Die Schlösser, Gewinde und Griffe sind eisern von grober Arbeit und schlechter Erfindung. Die Kamine sind so offen angelegt, daß Regen und Sonnenschein hinein fält, daher sie durchgehends rauchen. So wenig die hiesigen Einwohner die Reinlichkeit lieben, eben so wenig trift man auch eine feine Denkungsart, welche gleichsam die Reinigkeit der Seelen ist, unter ihnen an. Sie haben gar keine Begriffe vom Wohlstande: wovon ich so kräftige Beyspiele anführen könte, daß selbst ein Edimburger die Nase davor

vor zu halten würde. Es giebt gewisse niedrige Anblike in der menschlichen Natur, welche man unstreitig so viel möglich verbergen muß, um andere nicht zu beleidigen. Nichts ist abgeschmackter, als unter dem Vorwande der verschiedenen Gewohnheiten, in jedem Lande, solche Gebräuche, die die Sinne anderer, auf eine unangenehme Weise rühren, zu vertheidigen. Wenn es gleich die Gewohnheit ist, so entschuldigt es die Unverschämtheit einer französischen Dame nicht, die in Gegenwart einer fremden Mannsperson, ein schmutziges Hemde auszieht, und von ihren Klistiren, Medicin und bidet redet. Eine italiänische Sängerin, wird ohne Scham erzehlen, daß sie im Begrif ist, wegen einer heßlichen Krankheit, sich in die Cur zu begeben. Der berühmte Verbesserer der italiänischen Comödie, bringt ein Kind auf die Bühne, daß sich schmutzig macht, mit den Worten: Ohe! non ti senti? Bisogna desfassarlo, (fa cemno che senteſi mal odore.) Ich habe hier gesehen, daß eine Dame sich von ihrem Anbether, nach den Abtrit führen lies, und er stund während, daß sie darinnen war, vor der Thür, und machte allerhand Spas. Ich möchte wissen, ob es möglich ist, daß ein wohlerzognes Frauenzimmer so reden und handeln kan, ohne bey andern nachtheilige Gedanken von sich zu erregen. Man müste seine Sinne oder den gesunden Verstand nicht mehr haben, wenn man nicht schlecht von ihr urtheilen wolte, sie mag noch so sehr nach dem Landesgebrauch, oder nach der Mode handeln. Man kan nichts so niedriges und widerstehendes in der Natur finden, daß nicht in den Gebräuchen dieser oder jener Nation gegründet ist, wenn das einem berechtiget, darnach zu handeln. Dem Pariser, gefält das Fleisch, ob es gleich schon etwas verdorben schmeckt; einer aus dem Lande Legiboli, ißt keine andere, als faule Fische. Die wohlerzogenen Einwohner von Kamschatha trinken den

Urin

Urin ihrer Gäste, nachdem sie solche besoffen gemacht; und die in Novazembla trinken mit Vergnügen Thranöhl. Der Grönländer, frist mit seinen Hunden aus einer Schüssel. Die Caffern, vom Vorgebürge der guten Hofnung, lassen ihr Wasser auf diejenigen, denen sie eine Ehre erweisen wollen; und speisen das Eingeweide eines Schaafs, mit allem was darin enthalten, als einem grossen Leckerbissen. Ein ächter Franzose, rührt mit den Fingern, die ganz braun von Toback sind, in seiner Schüssel mit Ragout. Wenn er einige Bissen gegessen, so nimt er wieder eine Priese aus seiner Dose, und macht artige Manieren dazu; er zieht das Schnupftuch heraus, breitet es zum Eckel seiner Nachbarn aus, die das Glück haben, es zu empfinden. Hingegen muß man gestehen, daß ein Franzose, nicht aus einem grossen Glase trinkt, das vielleicht schon ein Dutzend schmutzige Mäuler beschmiert haben, wie man in England zu thun pflegt. Hier hat ein jeder sein Glas, das vor ihm steht, und trinkt nach Belieben, Wein oder Wasser, oder beydes, weil sich beydes auf der Tafel befindet. Ich weiß nichts abscheulicheres, als die Gewohnheit, in gewissen Wassergläsern sich vor den Augen der ganzen Gesellschaft, den Mund auszuspülen, wie hier auf die eckelhafteste Art geschieht. Ich kenne einen Liebhaber, der seine Leidenschaft verlohr, wie er seine Geliebte diese häßliche Handlung vornehmen sahe. Ohne Zweifel werde ich es noch erleben, daß die freundschaftliche Mode, der alten Egyptier wieder aufkomt; da man hinter einem jeden Stuhl, in der Gesellschaft eine Gelegenheit, nebst dem gehörigen Vorrath von Papier setzt, damit sich ein jeder derselben, nach Bequemlichkeit, bedienen kan, ohne aus dem Zimmer zu gehen. Ich behaupte diese Gewohnheit würde nicht schmutziger seyn, als verschiedene, die hier jetzt im Gebrauch sind. Was würden Sie sagen, wenn sie die Leute mit einem Maule das bis an die

Ohren

Ohren aufgesperrt ist, und mit fetten schmierigen Fingern bey Tische sitzen sehen solten? Möchten doch diejenigen, welche nicht essen können, ohne sich zu beschmuzen in ein ander Zimmer gehen, wo Becken und Handtücher vorräthig sind. Das beste wäre, wenn man Schulen anlegte, wo die jungen Leute essen lernten, ohne sich unrein zu machen, und in den Augen der Mitgäste, einen Eckel zu erwecken.

Die Bürger in Boulogne, essen gemeiniglich zu Mittage, Suppe und Rindfleisch, und Abends, Braten und Salat, und bey jeder Mahlzeit, Früchte zum Nachtische. Das ist durchgängig die Gewohnheit in Frankreich. An Fasttagen speisen sie Fische, Eyerkuchen, Fricasseen von Eyern und Zwiebeln und Milchspeisen. Der Thee, den sie Nachmittags trinken, wird mehr gekocht, als Wasser darauf gegossen; sie machen ihn mit groben Zucker süß, und trinken eben so viel gekochte Milch dazu.

Wir hatten eines Tages die Ehre, bey unserm Hauswirthe zu speisen. Herr B. hatte keine Kosten bey der Mahlzeit gesparet, um Frankreich Ehre zu machen. Es war dazu ein neues Ehepaar, nebst des Mannes Mutter, und der Frauen Vater, ein Edelmann L - - y aus Montreuil eingeladen. Es befanden sich einige Kaufleute aus der Stadt dabey, und der Oheim des Herrn B. ein kleiner lustiger Mann, der auf der englischen Flotte gedient hatte, und so rund und dicke, als ein Faß war; ferner der Priester des Kirchspiels, Pater K. ein Irländer, und der Sohn von Herrn L - - y, ein feiner Knabe von 13 bis 14 Jahren. Wir hatten drey Gänge bey der Mahlzeit, ausser den Nebenschüsseln und Nachtisch, die zusammen 20 Schüsseln ausmachten. Alles war durch einen Rotisseur, wie ihn die Franzosen nennen, zugerichtet, einen der geschicktesten Köche, die ich je in Frankreich oder sonst gesehen. Die

Schüs-

Schüsseln wurden aber nicht in der besten Ordnung herum gegeben. Die Dames schienen nicht sehr gewohnt zu seyn, sich der Tafel anzunehmen. Was mir besonders bey dieser Gelegenheit vorkam, war, daß die Franzosen von jeder Schüssel, die man ihnen anbot, assen: und man sagte mir, wenn noch hundert gewesen wären, so würden sie von jeder kosten. Das heisen sie, dem Wirthe, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Herr L . . y saß oben an, und war das Orakel und der Sprecher von der Gesellschaft. Er hatte ein schmales, hageres und von Strapazen abgemattetes Ansehen, wie man den Don Quixotte, nach dem Verluste seiner Zähne abzumalen pflegt. Weil er vormals unter der Leibgarde zu Versailles gestanden, so kante er die Person des Königes, des Dauphins, die Charactere der Minister und Grossen, und mit einem Worte alle Staatsgeheimnisse, worüber er mit vielen Worten eine lange Predigt hielt. Er ereiferte sich gegen die Jesuiten, und Generalpachter, die Frankreich, wie er behauptete zu Grunde gerichtet hätten. Darauf wande er sich zu mir, und fragte, ob die Engländer, nicht die Gesundheit von Madame la Marquise täglich tränken? Ich wuste erst nicht, was er damit sagen wolte, und erwiederte nur überhaupt, die Engländer wären jederzeit höflich gegen das schöne Geschlecht. „O, rief er aus, sie ist die beste Freundin, „welche diese Nation in der ganzen Welt hat, denn wenn „sie nicht gewesen wäre, so würden diese, nicht mit so „vielen Vortheilen im letzten Kriege groß thun können.„ Ich gab ihm zu verstehen, daß die Franzosen, die einzige Eroberung, die sie gemacht, einem, von der Marquisin vorgeschlagenen General zu danken hätten: ich zielte auf die Eroberung von Port Mahon. Ich wolte aber diese Materie mit allem Bedacht nicht weiter fortsetzen, weil ich mich erinnerte, im Jahr 1749. zu Gent beynahe mit einem Franzosen Händel bekommen zu haben;

ben; der fest behauptete; die französischen Generals hätten alle Schlachten, die der grosse Herzog von Marlborough gewonnen, mit Fleiß verloren, um die Absichten der Madame Maintenon rückgängig zu machen. Das ist eine gute Ausflucht für die dieser Nation angeborne Eitelkeit: sie denken, ihre Nation sey die reichste, tapferste, glücklichste und mächtigste unter der Sonnen: und folglich wären sie ohne dergleichen Nebenursachen unüberwindlich. Im Vorbeygehen muß ich erinnern, daß die hiesigen gemeinen Leute ihre unartigen Kinder, mit dem Nahmen Marlborough in Furcht zu jagen suchen. Des Herrn B. Sohn, der auf dem Lande erzogen wurde, kam eines Tages in die Stadt, und der Vater drohete ihn, wegen seiner Ungezogenheit zu strafen: worauf das Kind zur Mutter lief, um Schutz bey ihr zu suchen: und schrie: Laßt doch den häßlichen Marlborough hinausgehen. Man muß erstaunen, wenn ein kluger Franzose behauptet, die Einkünfte des Königs, erstreckten sich auf 400 Millionen Livres, oder 20 Millionen Pfund Sterlinge nach Abzug aller Unkosten: da die reine Einnahme kaum die Hälfte ausmacht. Freylich haben sie Ursache auf die General Pachter zu schimpfen, die das Volk mit Erhöhung der Abgaben drücken, und nicht über zwey drittheile davon in die königliche Kammer liefern. Mit den übrigen bereichern sie sich, und sind dadurch im Stande, den Schutz der Grossen zu erkaufen. Das ist ihre einzige Stütze gegen die Vorstellungen der Stände, der Parlamenter, und die Begriffe der gesunden Vernunft, vermöge welcher man gar leicht einsieht, daß dies der allerschädlichste Weg sey, die nothwendigen Ausgaben, für den Staat herbeyzuschaffen.

Herr L . . y suchte durch seine ernsthaften, politischen Machtsprüche, mit untergemengten lustigen und artigen Einfällen, angenehm zu machen. Er liebäugelte mit

einer

einer ehrwürdigen Matrone, seiner Pathin, die ihm zur Seite saß. Er sahe sie mit verliebten Augen an, seufzte, sang zärtliche Liederchens, und küste die Hand der alten Frau, mit dem Feuer eines jungen Liebhabers. Unglücklicher weise wünschte ich ihm zu seinem jungen, artigen Sohne Glück. Er erwiederte mit einem Seufzer daß der Knabe zwar Talente hätte, sie aber nicht anwendete. Lange zuvor, ehe ich in seine Jahre kam, setzte er hinzu, war ich in der Classe der Rhetoric fertig.

Capitain B. der sich ganz braun und blau im Gesicht gegessen hatte, sahe mit der Serviette unterm Kinn aus, wie Sancho Panza, mit dem eingeseiften Barte, und dem Wischtuche um den Hals, als ihm die Küchenjungen des Herzogs, solchen abscheeren wolten. Dieser Seewitzling, drehte sich gegen den Knaben mit einem spöttischen Blick, und sagte: ich glaube ihr versteht die Figur etwas zu vergrössern nicht so gut als euer Herr Vater. Zu gleicher Zeit grif ihn, eine seiner Muhmen, die wuste daß er kitzlich war, in die hole Seite, worüber der kleine Mann aufspringen wolte, aber aus dem Punct der Schwere kam. Er stieß seinen Teller in den Schoß seiner Nachbarin, und indem er schief auf seinen Stuhl zurück fiel, polterten sie alle beyde auf die Erde hin, zum grossen Schrecken der ganzen Gesellschaft, denn der arme Mann würde erstickt seyn, wenn sein Enkel ihm nicht geschwinde zu Hülfe gekommen wäre. Wie alles wieder in Ordnung war, und man den Capitain bedauert hatte: so fiel es Herr L . . y ein, seinen Sohn, eine Predigt über den kindlichen Gehorsam, zu halten. Er fügte einige scharfe Verweise hinzu, die der Knabe so übel nahm, daß er sich wegschlich. Die alte Dame versicherte, er hätte es zu arg gemacht: Ihre Stieftochter, ein feines Frauenzimmer, meinte, ihr Bruder hätte ihn genug dazu gereizt,

reizt, und gab ihm einige schlimme Laster schuld; worüber verschiedene von der Gesellschaft, in ein Ach! Ach! ausbrachen. „Ja, fieng darauf Herr L . . y wieder „mit betrübtem Gesichte an, der Knabe hat eine un„glückliche Neigung zum Spiel; er verlor auf einen „Nachmittag im Billiard eine Summe, wofür mir die „Haut schaudert, so oft ich daran denke. „Funf„zig Sols in einem Nachmittage, rief die Schwester. „Funfzig Sols wiederholte die Stiefmutter mit Zeichen „des Erstaunens, das ist zu arg! das ist zu arg! Er „verdient Vorwürfe! er verdient Verweise! Aber ihr „kennt die Jugend, Herr L . . y. O! es lebe die Ju„gend!„ Und die Liebe, setzte der Vater augenblicklich hinzu, drückte ihre Hand, und sahe sie mit einem zärtlichen Blicke an, wobey er sich die Augen abwischte. Herr B. nahm die Gelegenheit wahr, um den jungen Knaben wieder herein zu führen, der wieder zu Gnaden angenommen wurde, nachdem er erst eine zweyte Vermahnung anhören müssen. So war alles wieder einig, und die Gesellschaft wurde mit Früchten, Caffee und Liqueurs beschlossen.

Wenn die Einwohner von Boulogne, sich ein Vergnügen in freyer Luft machen wollen, so miethen sie eine Chaise mit einem Pferde, die man hier ein Cabriolet nennt, wofür sie eine halbe Krone den ganzen Tag geben. Sie haben auch eine Art von Reisechaisen zu vier Personen, worin die vördersten Zwey mit dem Gesichte nach den Pferden gekehrt, und die andern Zwey hinter ihren Rücken sitzen. Alles dieses Fuhrwerk ist schlecht und unbequem gemacht. Die gewöhnlichste Art zu reiten, ist in dieser Gegend auf Eseln. Man sieht im Bezirke der Stadt täglich viel Weibspersonen auf die Art reiten, doch mit den Beinen nach einer Seite, nachdem der Wind geht, so daß sie den Zaum bald mit der rechten, bald mit der linken Hand halten. In andern Gegenden

Frankreichs und Italiens, sitzen die Weibspersonen wie die Männer zu Pferde, und tragen zu dem Ende eine Art von Hosen.

Wenn ich in meinem vorigen Briefe behauptet habe, es würde der gemeine Mann, durch das viele getändelte in ihren Religionsgebräuchen, aufgemuntert; so will ich damit nicht sagen, als wenn es nicht einige finstere schwermüthige Seelen unter ihnen gebe. Man findet auch Gemüther, die sehr fanatisch sind, die eine tiefsinnige Denkungsart, oder einen Hang zur Melancholie haben. Den Character einer Betschwester (oder Devote:) kennt man in England kaum, und hier trift man ihn häufig an. Man sieht sie, zu allen Stunden des Tages, in der Kirche, sie gehen bald hin bald her: hüllen sich in ihren Mänteln ein, schlagen die Augen nieder, nehmen eine andächtige bußfertige Miene an, und bewegen sich mit langsamen schleichenden Schritten. Die armen Betschwestern fallen den Mönchen mit ihren Gewissensbissen, sehr zur Last; denn man trift sie zu allen Stunden des Tages, auf den Knien vor dem Beichtstuhle an. Die Reichen hingegen haben einen Beichtvater, der ihr Favorit ist, den sie um Rath fragen, und allein zu hause bewirthen: und dieser geistliche Gewissensführer regiert gemeiniglich das ganze Haus. Ich habe nie eine Betschwester gekant, die nicht zugleich eine Erzheuchlerin gewesen. Ihre angemaste ausserordentliche Heiligkeit, und gänzliche Herrschaft, über alle Leidenschaften, die die menschliche Natur gleichwol niemals bezwingen kan, gewöhnt sie zu einer Art von Verstellung, die wie alle andere Gewohnheiten, durch die beständige Ausübung immer ärger wird, bis sie zuletzt ausgelernte Heuchlerinnen werden. Eine übertriebene Begeisterung und Heucheley, können wohl zusammenstehen. Die ärgsten Schwärmer, die ich gekant, waren

ren jederzeit sehr sinnlich, und Erzbetrüger, in ihrem Betragen gegen andere Menschen.

Unter die niedrigste Klasse des Pöbels zu Boulogne gehören vornehmlich die Seefahrer, die in einer besondern Gegend der Stadt wohnen. Sie werden in Klassen eingetheilt, und zum Dienst des Königs aufgezeichnet. Sie sind stark und fest von Knochen, lassen sich bald als Fischer und Matrosen gebrauchen, und vermehren sich wie die Kaninchen. Sie haben sich unter den Schutze eines wunderthätigen Marienbildes begeben; das in einer Kirche steht, und jährlich einmal mit vielen Gepränge herum getragen wird. Die Legende erzählt, daß es nebst anderer Beute von den Engländern, unter Heinrich VIII. bey Eroberung der Stadt, fortgeschleppt wurde. Das heilige Bild wolte nicht in England, wo es gar zu viele Ketzer fand, bleiben, sondern begab sich in ein ofnes Boot, fuhr über die See, und langte in der Nachbarschaft von Boulogne glücklich an. Man ward gewahr, daß die heilige Maria auf einen Lootsen, der sie in den Hafen führen solte, wartete; weswegen man ihr eiligst ein Fahrzeug entgegen schickte, das sie glücklich in den Hafen brachte. Seit der Zeit hat sie die Seefahrer zu Boulogne beständig in Schutz genommen. Gegenwärtig sieht sie sehr schwarz und häßlich aus: sie ist auch an verschiedenen Gliedmassen ihres Leibes ziemlich verstümmelt. Man hat solche vermuthlich abgebrochen, um Tobacksstopfer daraus zu machen. Alle Jahr wird sie einmal in kostbaren Kleidern aufgeputzt, und in einem feyerlichen Umgange, mit einem silbernen Boote, das die Seefahrer auf ihre Kosten dazu geschenkt, umhergeführt.

Die Eitelkeit, welche einen Theil des französischen Nationalcharacters ausmacht, erstreckt sich bis auf den niedrigsten Pöbel. Die schlechste Frau hat gewiß ihre Ohrringe, und ein goldnes Kreuz um den Hals. Das

letzte ist ein Werkzeug des Aberglaubens und des Puzes, ohne welches keine Frauensperson erscheint. Das gemeine Volk ist hier, so wie in allen Ländern, wo sie kümmerlich und elend leben, von grober, rauher Gestalt, und hat eine braune oder vielmehr schwarzgelbe Gesichtsfarbe. Weil sie selten Fleisch essen, so fehlt es ihren Säften an den öhligten Theilen die fett, und eine sanfte Haut machen, und welche die rauhe Luft von den feinsten Oefnungen abhalten, und daher verursachen, daß diese sich nicht zusammenziehen, und der Umlauf der Säfte, an den äuserstен Theilen des Körpers verhindert wird. Weil sie ferner beständig im ärgsten Schmuz stecken, und sich niemals reinigen, so werden sicher die Schweislöcher der Haut dadurch verstopft, und die Ausdünstungen gehemmt, woraus Scorbut, Krätze und andere Krankheiten der Haut entstehen.

In dem Quartier der Matrosen zu Boulogne trift man eine Anzahl armer Einwohner aus Canada an, die aus der Insel St. John, ein Meerbusen des Flusses St. Laurent, weggeführt worden, als die Engländer selbige eingenommen. Der König unterhält diese Leute, und giebt ihnen Soldaten Sold, nemlich 5 Sols des Tages, oder vielmehr 3 Sols und Commißbrod. Wie es die Soldaten machen, daß sie mit diesen elenden Sold auskommen, begreife ich nicht: gleichwol muß ich gestehen, daß man an den Invaliden, die zu Boulogne den Dienst verrichten, nicht merkt, daß sie an irgend etwas Mangel leiden. Sie sehen gesund und munter, sind gut und anständig gekleidet; und machen überhaupt eine bessere Miene, als die Pensionaires zu Chelsea.

Vor drey Wochen erhielt ich einen Besuch von einem Engländer, Herr M., der stark an einer Auszehrung litte. Er brachte den letzten Winter zu Nismes in Languedoc zu, und befand sich zu Anfang dieses Sommers, als er sich zu Cette, wegen der Rückreise zu Schiffe begab,

ziem-

ziemlich besser. Er bekam seine Krankheit aber in England aufs neue, und zwar, wie er vermuthete, von einer Erkältung, die er sich auf der See zugezogen hatte. Er meldte mir seine Absicht, aufs neue gegen Süden zu reisen, und vielleicht gar Italien zu besehen.

Ich gab ihm den Rath, Nizza, der dasigen Luft halber, zu besuchen, wohin ich selbst entschlossen wäre mich zu begeben. Mein Rath schien Beyfall bey ihm zu finden, worauf er die Reise in seinen Wagen weiter nach Paris fortsetzte.

Morgen werden meine grossen Koffers auf ein Schiff, das nach Bordeaux bestimt ist, gebracht, und an einem dasigen Kaufmann geschickt, der sie nach Toulouse, und von da, durch den Canal nach Cette, als den Hafen der Stadt Montpellier, befördern wird. Die Fracht macht nicht über einen Guinee aus. Es sind zwey sehr grosse und ein etwas kleinerer Koffer, die ohngefehr 1000 Pfund wägen; und die Transportkosten von Bordeaux nach Cette, werden nicht über 30 Livres betragen. Sie sind bereits auf dem Zollhause versiegelt, damit sie nicht weiter untersucht werden. Diese Vorsicht gebraucht jedweder Reisender, zu Wasser und Lande; Er muß sich gleichfals bey der Expedition, mit einem Passirzettel versehen, damit er nicht in jeder Stadt, durch welche er reiset, aufgehalten und beunruhiget wird. Ich habe zu Paris einen viersitzigen Wagen, nebst vier Pferden, für 14 Louisd'or gemiethet, von denen der Fuhrmann 2 an die Pachter der Post geben muß; denn in diesem Lande ist alles verpachtet; und wenn man ein Fuhrwerk wie ich, so muß man für jede darin reisende Person einen halben Louisd'or zahlen. Die ordentliche Kutsche zwischen Calais und Paris, ist ein Fuhrwerk, das keiner wehlen wird, der seine Bequemlichkeit liebt: man fährt darin wie mit den englischen Wagen.

In 10 Tagen trete ich die Reise an, und werde Boulogne ungerne verlassen. Ich habe gute Bekantschaften an Madame B. und einigen hiesigen englischen Familien gemacht. Es war ein Glück, daß ich hier ein paar alte Bekante aus Paris antraf; ingleichen einige Landsleute, die als Officier, in französischen Diensten stehen. Mein nächster Brief wird aus Paris seyn. Empfehlen sie mich unsern Freunden zu A. Es geht mir etwas nahe, daß ich mich so weit von ihnen entfernen soll. Es ist eine grosse Frage, ob ich jemals wieder komme, da meine Gesundheit so ungewiß ist. Leben Sie wohl.

Sechster Brief.

Paris,
d. 12. Oct. 1763.

Mein Herr.

Von unserer Reise von Boulogne auf hierher, kan ich ihnen nicht viel berichten. Das Wetter war angenehm, und die Wege ziemlich gut unterhalten. Zu Montreuil und Amiens wird man gut bewirthet: Aber an allen andern Orten, wo wir uns aufhielten, fanden wir viel Schmutz und theure Zehrung. Von Amiens und Abbeville, kan ich wenig sagen, weil wir sie nur auf der Durchreise sahen: ich will sie auch nicht mit der Beschreibung des Schlosses und der Ställe des Prinzen von Conde zu Chantilly, die wir auf der letzten Tagreise, in Augenschein nahmen, aufhalten; noch Ihnen die Stücke des Schatzes in St. Denis, und die Gräber der Könige, in der Kirche der dasigen Abtey hersetzen, welche wir während der Zeit, daß unser letztes Mittagsmal zubereitet wurde, betrachteten. Die besondern Nachrich-

ten

ten findet man in zwanzig Büchern, die Anweisung zum Reisen durch Frankreich geben, und die sie längst gelesen. Ich merke nur an, daß diese Kirche, die helleste unter allen, nach gothischer Bauart, die ich gesehen, ist: sie scheint mir frey von allen Dünsten und Feuchtigkeiten, zu seyn, die man so sehr in allen unsern alten Kathedralkirchen empfindet. Dies rührt von ihrer guten Lage her. Man bemerkt in derselben, verschiedene feine Statuen, welche auf den Gräbern, der hier ruhenden hohen Personen stehen, und sie zieren: allein sie sind meistens im französischen Geschmacke, der sich von der edlen Einfalt der Alten weit entfernt. Ihre Stellungen sind gesucht, gezwungen, und unnatürlich: die Gewänder übertrieben, oder wie einer unserer englischen Schriftsteller sich ausdrückt: es scheint, als wenn der Wind hineinbliese. Was die Kostbarkeiten betrift, welche man dem Volke an gewissen Tagen umsonst zeigt, so sind solche in gewissen Kapseln und Schränken verwahret. Wenn alle die Steine ächt sind, so haben sie einen unschätzbaren Werth, aber ich zweifle daran. Man hat mich versichert, daß vieles, was sie als Demanten zeigen, nur eine Komposition seyn soll. Ausser diesen sind viele ungeschliffene Steine von grossen Werthe, und andere sehenswürdige Merkwürdigkeiten vorhanden. Der Geistliche welcher uns solche zeigte, war in seinen Gesichtszügen, und übrigen Betragen unserm Freunde Hamilton vollkommen ähnlich.

In Ansehung der französischen Wirthshäuser, muß ich als etwas besonders, und das sich mit dem algemeinen Character der Nation nicht wohl reimt, anmerken, daß die Wirthe, Wirthinnen und Bedienten, in solchen Häusern, die man auf der Strasse antrift, nicht die geringste Höflichkeit in ihren Betragen gegen Fremde bezeigen. Anstatt daß sie einen vor der Thüre empfangen solten, wie in England, bekümmern sie sich nicht um

einen, sondern lassen ihn selbst den Weg zur Küche suchen, wo man mehr als einmal, nach einer Kammer fragen muß, bevor sie Anstalt machen einen hinzuführen. Ueberhaupt begegnen sie den Fremden sehr gleichgültig, wissen es aber desto besser einzurichten, daß er um sein Geld komt.

Es findet sich ein sonderbarer Widerspruch zwischen Frankreich und England. In dem ersten Reiche ist jedermann gefällig, ausser die Wirthe; in dem letztern, ist die Gefälligkeit fast allein bey den Wirthen zu suchen. Wenn ich sage, jedermann in Frankreich, so nehme ich davon das Gesindel aus, die das Gepäcke der Reisenden in verschiedenen Gegenden des Königreichs untersuchen. Ob unsere Mantelsäcke gleich versiegelt, und wir mit einem Passirzettel von dem Zollhause versehen waren, wurde unsere Kutsche demohngeachtet, unter dem Thor von Paris durchgesucht, das Frauenzimmer muste aussteigen, und auf der Strasse stehen, bis alles vorbey war.

Ich hatte einen meiner Freunde gebeten, für mich ein Quartier in der Vorstadt St Germain, zu besorgen. Wir fanden solches in dem Wirthshause Montmorency, wo wir im ersten Stock, täglich 10 Livres bezahlen musten. Ich wäre mit einem schlechtern zufrieden gewesen, da ich aber nur wenige Tage hier bleibe, und einige Besuche annehmen muß, so mache ich mir so viel nicht daraus, wenn mein Freund, gleich seinen Auftrag etwas überschritten hat. Ich habe noch in einer andern Sache die Maasse überschritten, und einen Miethwagen (carosse de remise) genommen, den ich täglich mit 12 Livres bezahle. Allein ich muß einmal, ausser den Besuchen, die ich zu machen habe, meine Frau und Kinder, an die merkwürdigsten Oerter, in und um Paris führen, als da sind, der Luxembourg, das Palais Royal, die Thuillerie, der Louvre, das Invaliden Haus, die

Tape-

Tapeten Fabrike bey dem Gobeling, und ausser der Stadt, die Lustschlösser Versailles, Trianon, Marly, Meudon, Choisy; und in diesem Fall denke ich, wird der Unterschied der Kosten, zwischen einen solchen Miethwagen, und einem Fiacre nicht sonderlich seyn. Die erstern sind schön und zierlich, die letztern machen einen häßlichen Anblick. Nichts ist mir unangenehmer, als die Nothwendigkeit, einen Lohnbedienten zu halten, da mein eigener Diener die Sprache nicht versteht. Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Geschicklichkeit diese schelmischen Kerls abgerichtet sind, die Fremden zu plündern. So bald ein Fremder ankomt, steht eines von diesen bereitwilligen Geschöpfen da, fängt an, bey Abpackung des Wagens zu helfen, und nimt sich mit solchen Eifer der Sachen des Fremden an, daß man ihn gar nicht wieder loß werden kan, wenn man gleich vor der Hand noch nicht entschlossen ist, einen anzunehmen. Er zeigt Ihnen Befehle, von seinen vorigen Herrschaften, die er bedient: die Leute im Hause sagen für seine Ehrlichkeit gut. Und es ist wahr, sie sind hurtig, geschickt, höflich, und in so weit ehrlich, daß sie keinen offenbahr bestehlen. Man kan durch manchen 100 Louisd'or, von seinem Wechsler holen lassen: allein sie wissen bey jeder andern Gelegenheit von den Ausgaben des Herrn, ihren Vortheil zu schneiden. Alle Handwerksleute müssen ihnen geben, Barbier, Manns- und Frauensschneider, Krämer, Parfümeur, Schuster, Seidenhändler, Juwelirer, Hüter, Speisewirth, Weinhändler: so gar der Fuhrmann, dem die Miethkutsche gehört, giebt ihm täglich 20 Sols. Sein täglicher Gehalt macht ohngefehr noch 2 mal so viel aus; so daß ich glaube, mein Lohnbedienter dient auf 10 englische Schillinge des Tages, und ißt sich noch über dieses satt, welches man ihm aber eigentlich nicht einräumen darf. So viel ich mich erinnere, lebt man jetzt noch zweymal so

theuer in Paris, als vor 15 Jahren. In London verhält es sich eben so. Dies rührt ohne Zweifel von Vermehrung der Abgaben her: denn ich finde nicht, daß die Pariser in Ansehung des Essens und Trinkens mehr aufgehen liesen, als zuvor. Man hat mir gesagt, daß die Accise, oder die Auflagen auf die Lebensmittel, die man in Paris einbringt, sehr schwer ist. Alles Fleisch und Flügelwerk ist hier ungemein gut, und das Rindfleisch vortreflich. Der Wein, den man gemeiniglich trinkt, ist eine dünne Art von Burgunder. Ihre Kocherey, ist nicht nach meinen Geschmack: aber ihre kleine Brodte (petits pains) und Butterpastetgen, sind zum Frühstücke unverbesserlich.

Der gemeine Mann, und kleine Bürger, lebt zu dieser Jahrszeit in Paris, meist von Brod und Weintrauben, welches ohne Zweifel, eine gesunde Nahrung ist. Wenn wir eine, eben so einfache Lebensart in England führten, so könten wir unsere Waaren, auf allen auswärtigen Handelsplätzen, wohlfeiler als die Franzosen liefern; denn sie sind mit aller ihrer Lebhaftigkeit sehr bequem. Diesen Hang zur Trägheit befördern die grosse Anzahl ihrer Feyertage, wodurch sie die Hälfte, von dem, was sie durch ihrer Hände Arbeit verdienen könten, verlieren. So bald also der gemeine Mann bey uns eine weniger kostbare Lebensart in Essen und Trinken führt, so bald kan England seine Handarbeit, und folglich die Waaren wohlfeiler als Frankreich geben. Gegen meine Fenster über wohnt ein Grobschmid, der drey Töchter, grosse wilde Mädgens hat, die von Morgen bis in den Abend gar nichts thun. Von 7 bis 9 frühstücken sie Brod und Trauben, von 9 bis 12 putzen sie ihr Haar, und den ganzen Nachmittag stehen sie am Fenster, und gaffen die Vorbeygehenden an. Ich merke nicht, daß sie sich die Mühe geben, ihre Betten zu machen, und die Zimmer rein zu halten. Eine gleiche Trägheit und

Hang

Hang zum Müßiggehen habe ich fast durchgehends in Frankreich, und in allen Ständen bemerket.

Seit meiner letzten Anwesenheit in Paris scheint mir alles kleiner geworden zu seyn. Der Louvre, der Palais Royal, die Brücken, selbst die Seine kommen nicht mehr mit den Begriffen überein, welche ich mir bey meinen vorigen Betrachtungen davon eingeprägt. Wenn das Gedächtniß nicht recht zuverlässig ist, so verleitet die Einbildungskraft es zu solchen Irrungen. Als ich mein eignes Vaterland nach einer Abwesenheit von 14 Jahren zum erstenmahl wieder sahe, kam mir alles gleichfals viel anders und geringer vor, so daß ich kaum meinen eigenen Augen traute.

Des Triebes zur Munterkeit ohngeachtet, sieht es doch in den französischen Häusern sehr finster und traurig aus. Die Zierrathen zu Versailles mögen noch so verschwenderisch angebracht seyn, es bleibt allemal eine unangenehme Wohnung. Die grossen Zimmer sind dunkel, schlecht meublirt, schmutzig, und der Würde ihres Königs nicht gemäs. Wenn man das Hauptgebäude, die Kapelle, den Garten zusammen nimmt, so hat man ein wunderbares Ganzes, worin eine grosse Pracht, mit viel kleinen, und guter Geschmack mit Tändeley verbunden sind. Nach allen diesen Betrachtungen wird sich finden, daß man blos in England, angenehme Wohnzimmer, eine muntere Ausmeublirung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit suchen muß. Es herrscht ein sonderbarer Widerspruch in der französischen Denkungsart. Bey aller ihrer Flüchtigkeit, Geschwätzigkeit und Neigung zu scherzhaften Reden, finden sie ein Vergnügen an einer langweiligen, melancholischen Kirchenmusik. Ihre Lieblings Schauspiele haben keine unerwartete Zufälle, und in ihren Comödien, sind die Gespräche voll von moralischen Abhandlungen, und matten Sittensprüchen, und hingegen leer, von witzigen Antworten,

(repar-

(reparties). Ich weis was ich mich durch diesen Ausspruch in Ansehung der blinden Bewunderer des Lally, Racine und Moliere unterstehe.

Ich sage ihnen nichts von der grossen Menge von Statuen, Brustbildern und Gemälden, die man zu Versailles und an andern Orten, in und um Paris antrift, und insonderheit von der zahlreichen Samlung von Meisterstücken im Palais Royal, welche dem Herzog von Orleans zuständig ist. Ich besitze weder Geschicklichkeit noch Neigung, diese herrlichen Werke als Kunstrichter zu beurtheilen; es liese sich ein ganzer Band damit anfüllen. Ich habe diesen wichtigen Vorrath dreymahl mit Bewunderung gesehen: er würde mir besser gefallen haben, wenn ich nur die Hälfte angetroffen. Man wird durch die Menge betäubt, weis nicht wo man anfangen soll, und eilt weiter, ehe man sich Zeit läst, ein einiges Stück mit Ueberlegung anzusehen. Zu dem sind die Zimmer durchgängig dunkel, und viele Gemälde hangen in einem schlechten Lichte. Was die königlichen Lustschlösser anbetrift, als Marly, Trianon, Choisy so solte man sie eher Taubenhäuser nennen, als für Palläste ansehen. Ohngeachter der übertriebenen Lobeserhebungen, die sie von den Lustschlössern des Königs von Frankreich gehört haben, wage ich zu behaupten, daß der König von England besser, wenigstens bequemer wohnet. Von Fontainebleau kan ich nichts sagen, da ich es nicht gesehen habe.

Man glaubt Paris habe 15 Meilen im Umfange, wenn man das annimt, so muß sie viel volkreicher als London seyn; denn die Strassen sind sehr enge, und die Häuser hoch. In jeden Stocke wohnt eine Familie. Ich habe die besten Risse dieser beyden königlichen Residenzen gegen einander abgemessen; und bin dadurch überzeugt, daß Paris nicht so viel Platz einnimt, als London und Westmünster: und muthmasse daher, die

Anzahl

Anzahl der Einwohner von Paris, wird von denen zu groß angenommen, die ihr 800000 Seelen, das ist 200000 Seelen mehr geben, als man vermöge der Todtenzettel findet. Die Palläste des französischen Adels in dieser Stadt, nehmen mit ihren Vorhöfen und Gärten einen gewaltigen Platz ein, wozu die vielen Kirchen und Klöster noch kommen. Unterdessen muß man einräumen, daß die Strassen unglaublich mit Menschen und allerley Fuhrwerk angefült sind.

Die Franzosen fangen an, es den Engländern in verschiedenen Stücken, die Nachahmung verdienen, nachzuthun. Bey meiner letzten Anwesenheit in Paris unterstund sich niemand von einigem Stande, es mochte eine Manns- oder Frauensperson seyn, anders als ganz gekleidet, auszugehen, wenn er gleich des Morgens frühe Geschäfte hatte. Man wuste noch nicht, was eine kurze Stutzparücke für ein Ding war. Gegenwärtig sehe ich des Morgens, viel Fraks und schlechte Röcke auf der Gasse. Sie haben in der Stadt eine kleine Post, wie unsere Pfenningspost, jedoch mit einigen Verbesserungen angelegt: und es heist, man arbeite an einem Entwurfe, jedes Haus vermöge bleyerner Röhren, mit Wasser aus der Seine zu versehen. Sie ahmen auch unserer Gewohnheit kalt zu baden nach, und haben zu dem Ende, bequeme hölzerne Häuser an dem Ufer der Seine angelegt, in welche man das Wasser, durch Zapfen an der Seite des Bades nach Belieben, ein und aus lassen kan. Ein jeder hat sein besonderes Zimmer, man wird gut, und um einen sehr geringen Preis bedient. Das Tapetenwürken, ist in dem Gobelins zu einem erstaunenden Grad der Vollkommenheit gebracht, und ich wundere mich, daß diese Art von Ausmeublirung bey den Grossen, die allein im Stande sind, sie zu kaufen, nicht mehr in der Mode sind. Es würde die Zimmer auf eine zierliche und prächtige Art aus-

auspuzen, und sie von den Stuben geringerer Leute auf eine edle Art unterscheiden. Die Vornehmen liefen gewiß keine Gefahr, daß der Bürger es ihnen nachthun würde. In dem Dorfe Chaillot bey Paris, macht man allerley Fußdecken, und Schirme: es ist aber sonderbar, daß man fast gar keine Fußdecken im ganzen Reiche gebraucht. In den meisten Wohnhäusern sind die Fußboden von Backsteinen, die man nicht anders reinigt, als daß sie täglich einmal besprengt, und abgekehrt werden. Diese Art von Fußboden, die steinernen Treppen, der Mangel hölzerner Lambris, und die dicken Scheidewände, sind gut für Feuersgefahr, daher man auch selten hört, daß das Feuer in Paris Schaden thut. Anstatt der getäfelten Zimmer, sind sie mit Tapeten oder Damast behangen. Die Betten sind gemeiniglich gut, und haben zierliche Himmel und Vorhänge.

Vor 15 Jahren waren die Ufer der Seine so einsam, als wenn sie durch ein wüstes Land flösse; gegenwärtig sind sie bis nach Marly, mit einer Menge von artigen Häusern und Gebäuden besetzt. Ich will ihnen nichts von der berühmten Maschine an den letztern Orte, um das Wasser in die Höhe zu heben, sagen, weil ich weiß, daß ihnen die innere Einrichtung wohl bekant ist: ich werde auch nichts mehr von Paris selbst anführen, ausser daß man einen neuen Platz, nach einem sehr zierlichen Plane am Ende des Gartens der Thuillerie angelegt hat. Er heist der Platz von Ludwig XV. und in der Mitten bemerkt man die wohlgearbeitete Statue, des jetzregierenden Königs zu Pferde.

Sie haben gehört, daß Ludwig XIV. oft zu bedauren pflegte, daß es in dieser Gegend an Gravel, oder groben mit kleinen Steinchen vermischten Sande, fehlte, um damit die Fußgänge in seinen Gärten, anstatt

des

des weisen und tiefen Sandes, der den Augen und Füssen derer, die darin gehen, sehr beschwerlich fält, anzufüllen. Dies ist aber falsch: denn man findet eine Menge von Gravel, zwischen Paris und Versailles, und in andern Gegenden Frankreichs: aber die Franzosen, bey denen alles glänzen und schimmern soll, bilden sich ein, der andere wäre heller, und sähe munterer und angenehmer aus. Man solte glauben, sie empfänden die brennenden und zurückprallenden Sonnenstrahlen von dem weisen Sande nicht, der gleichwohl im Sommer unerträglich ist.

Wenn man den Character der französischen Nation, im Ganzen betrachtet, so findet man in der That viel lächerliches darin. Sie wissen, daß vernünftige Leute, wenn sie auf die Jagd gehen, sich mit grossen Stiefeln, Beutelperucken, Degen und Pistolen versehen: hier bemerkte ich aber dieser Tagen, einen sehr sonderbaren Aufzug. Auf dem Wege nach Choisy, hielt ein Fiacre oder schlechter Miethwagen stille, und es sprangen 5 bis 6 Personen mit Flinten heraus, von denen ein jeder sich hinter einen besondern Baum stelte. Ich hielte sie vor Häscher, die einem Bösewicht verfolgten, und fragte den Lohnbedienten, wer diese Leute wären? Stellen sie sich meine Verwunderung vor, als ich vernahm, daß es Herrn wären, die auf die Jagd giengen. Sie waren würklich aus Paris in diesem Aufzuge gekommen, um das Vergnügen der Hasenjagd zu haben, das ist hinter dem Baum heraus zu schiessen, wenn etwa von ohngefehr einer vorbeyläuft. Wenn sie keine andere Absicht hatten, als das Wild wegzuschiesen, so ist dies eine treffliche Manier: denn es giebt in dieser Gegend eine solche Menge von Hasen, daß ich ein Dutzend auf einem Felde beysammen gesehen habe. Diese Art von Jagd in der Kutsche, schickte sich in London vortreflich für die

alten

alten Rathsherrn, die zu dick und unbequem sind, den Hasen zu Pferden mit Hunde nachzusetzen.

Mit allen seinen Schwachheiten behält der Franzose gleichwohl ein Gewicht, oder eine Art von Oberherrschaft über uns; die unserer Nation sehr unanständig ist. Dies zeigt sich nirgends mehr, als in der Kleidung. Wir sind es zufrieden, daß man uns für ihre Affen in der Mode hält, in der That sind wir aber Sklaven ihrer Schneider, Modemacherinnen und anderer Handwerksleute. Man solte glauben, unsere eigenen Künstler hätten mit ihnen gemeine Sache gegen uns gemacht. Komt ein Franzose nach London, so erscheint er an allen öffentlichen Orten, mit Kleidern nach seiner Landesart, und diese werden von jedermann bewundert. Warum machen wir es nicht eben so? Aber nein, wir wissen uns zwar groß, wenn wir auf eine besondere und lächerliche Art von eben diesen so bewunderten Moden abweichen, und halten diese Abweichung für ein Zeichen der Freyheit, so lange wir zu Hause sind. Kommen wir aber in ihr Land, so haben wir nicht Standhaftigkeit genug bey dieser Abweichung zu beharren. Vielleicht würden die Franzosen unser Beyspiel bewundern, und es nachahmen: denn gewiß, so bald es auf den wahren Geschmack ankomt, so ist es ausgemacht, daß die Moden in beyden Reichen gleich abgeschmackt sind. Gegenwärtig geht bey den Engländern die Taille der Kleider, von der fünften Ribbe, bis über die Waden hinab, und sie haben das Ansehen, eines alten Judenmantels (gaberdine) und unsere Hüte sind gestaltet, wie sie Pistol, auf der Schaubühne trägt. Der Franzose hingegen, knöpft seinen Rock bis über die Hüften herunter zu, und die Taschen sind so tief gesetzt, daß sie kaum eine halbe Elle von dem untersten Theil des Rocks abstehen. Die Hüte sehen aus, als wenn man den Rand ganz abgeschnitten hätte, und der Deckel, ist mit einer

Art

Art von Schnur umgeben, die in meinen Augen sehr übel steht. In allen übrigen Stücken, der männlichen und weiblichen Kleidung sieht man einen gleichen Widerspruch zwischen beyden Nationen. Was folgt daraus? Langt ein Engländer zu Paris an, so kan er sich nicht sehen lassen, als bis er eine ganze Verwandlung mit sich vorgenommen hat. Das erste bey seiner Ankunft ist, nach einem Schneider, Peruckenmacher, Schuster, Hüter und allen Handwerksleuten zu schicken, die etwas zur Ausstaffirung seiner Figur beytragen können. Er muß Schnallen und Manschetten ändern, und ein Kleid nach den Jahrszeiten tragen, solte seine Gesundheit auch dabey leiden. Ist die Jahrszeit gleich noch so rauh, so muß er ein Sommer- oder Frühlingskleid anziehen: und sich nicht unterstehen, einen wärmern Rock, vor dem durch die Mode bestimten Tage anzulegen. Weder Alter noch Krankheit entschuldigen einen Mann, seinen Hut zu Hause oder auf der Gasse aufzusetzen. Das Frauenzimmer muß sich, wenn es anders möglich ist, noch mehr nach dem Eigensinn der Mode richten, da sie weit mehr Stücke zu ihrem Anputze gebrauchen. Einem Manne möchte der Kopf schwindlich werden, wenn er seine Frau, von einem Schwarme Schneiderinnen, Näterinnen, Putzmacherinnen umgeben sieht. Alle ihre Negligees und andere Sachen müssen geändert, und auf neue Art besetzt werden. Sie muß neue Kappen, Spitzen und Schuhe haben, und die Haare auf eine neue Manier schneiden lassen. Sie braucht ihr Taffentkleid im Sommer, geblümte Stoffe zum Herbst und Frühling, und Atlas oder Damast für den Winter. Ein guter ehrlicher Mann, der gewohnt gewesen, sich das ganze Jahr in seinen englischen Tuche zu kleiden, und eine kurze, oder eine Knotenperucke zu tragen, muß sich hier im Herbst oder Frühling ein Zeugkleid mit Silber besetzt, machen lassen, und im Sommer in seidenen,

und im Winter, in Samt oder mit Gold besetzten Kleidern gehen; und eine Beutelperucke à la pigeon tragen. Diese Abwechselung ist für alle, die etwas mehr als der gemeine Bürger seyn wollen, unehrlich. Komt man wieder ins Vaterland zurück, so sind alle diese Possen unnütze. In London kan er sich wieder nicht öffentlich zeigen, als bis er abermals eine Verwandelung mit sich vorgenommen. Er wird mit Grunde denken, daß die Handwerksleute in Paris und London es mit einander verabredet haben, ihn in Unkosten zu setzen. Diese Leute sind gewiß die Gesetzgeber der Moden, in beyden Residenzen. Die Geschicklichkeit der Engländer erstreckt sich aber nicht so weit: denn die von ihnen angekleideten Puppen, gehen nicht zum Muster nach Paris, oder in eine andere Gegend von Europa; hingegen wird ein französischer galanter Herr, allenthalben auch sogar in London für ein vollkomnes Muster angesehen. Da unsere Engländer einmal so auf das Reisen in fremde Länder erpicht sind, so wünschte ich, sie hätten Herz und Muth genug, sich in der rechten englischen Tracht zu zeigen, und die französischen Moden mit der philosophischen Verachtung anzusehen, die man an dem ehrlichen Manne, der unter dem Beynahmen von Wig-Middleton bekant genug ist, bewundert. Dieser standhafte Patriot erscheint allezeit mit seiner durchgekratzten Perücke, mit einem Hute, wie ein Teller, mit offenen Ermeln, wie man vor 25 Jahren trug; und ist hartnäckig dabey zum Trotz aller Abwechselungen der Moden geblieben. Ich kante einen Studenten der Rechtsgelehrsamkeit, der nach einer langen und mühsamen Untersuchung des καλον oder des wahren schönen, Entschliessung genug hatte, seinen Bart wachsen zu lassen, und damit an alle öffentliche Oerter zu gehen, bis sein rechtmässiger Erbe um eine Untersuchung, ob er auch recht bey Verstand wäre, anhielt: worauf er sich endlich

lich entschloß, lieber den Barbier wieder holen zu lassen, als für unsinnig erklärt zu werden.

Ehe ich schliese muß ich noch erwehnen, daß die ansehnlichsten Krämer und Kaufleute, die im Laden stehen, sich zu Paris nicht schämen, die ärgsten Preise für ihre Waaren zu fordern. Ich weiß ein Exempel von einem hiesigen grossen Kaufmanne, der 6 Livres für eine Lautensayte forderte, seine Hand auf die Brust legte, und auf sein Gewissen versicherte, sie koste ihm beynahe eben so viel, oder nur 3 Sols weniger. Gleich darauf verkaufte er sie vor vier und einen halben, und wie der Käufer ihm seine vorige Versicherung vorwarf, zuckte er die Achseln, und sagte, man muß handeln. So verfährt man durchgängig, wie ich von glaubwürdigen Personen vernommen.

Meinen nächsten Brief werden sie vermuthlich aus Nimes oder Montpellier erhalten. Unterdessen verbleibe ich ꝛc.

Siebenter Brief.

An Madame M.

Paris,
d. 12. Oct. 1763.

Madame!

Es wird mir sehr angenehm seyn, wenn Ihnen meine Anmerkungen über den Character der Franzosen ein Genügen leisten. Was das Frauenzimmer betrift, so kan ich nur vom äuserlichen urtheilen: aber dies ist auch so unterscheidend, daß man sich schwerlich irren wird; wenn man nicht etwa annehmen will, daß ein Frauenzimmer von Geschmack, und gesunder Vernunft sich durch das thörichte der Mode so hinreissen lasse,

daß sie jene gleichsam beyseite setzt, die Natur verstelt, um lächerlich und fürchterlich zu werden. Daß dieses bey einigen einzelnen Personen eintrift ist vielleicht möglich: ich habe selbst einige dergleichen in unserm Vaterlande gekant, wo man die Thorheiten der Franzosen, auf das abentheuerlichste nachahmt. Wo aber diese albernen Moden allgemein angenommen sind, da mag man sicher auf den Mangel an richtigen Geschmack, und auf den Verderb dessen, was würklich in der Natur schön ist, schliesen. Ich will mich nicht unterstehen, alle Stücke der Kleidung eines französischen Frauenzimmers zu beschreiben, Sie verstehen besser, Madame, was dazu gehört, als ich. Aber das getraue ich mir zu behaupten, daß man Frankreich als das allgemeine Behältniß ansehen müsse, aus dem diese Thorheiten des falschen Geschmacks, der Ueppigkeit, und Ausschweifung herfliessen, und alle Königreiche und Staaten von ganz Europa überströmen. Die Quellen welche dies Behältniß anfüllen, sind die Eitelkeit und Unwissenheit. Es würde vergebens seyn, wenn man sich auch die Mühe geben wolte, zu beweisen, daß nichts ungeheurer, unschicklicher und verachtungswürdiger ist, als unsere heutige Manier sich zu kleiden: man könte es leicht aus der Natur der Dinge, aus dem ersten Nutzen und Gebrauch der Kleidung, ingleichen aus dem was warhaftig schön in der Natur, und aus der Gewohnheit der Alten herleiten, die es gewiß eben so gut als unsere heutigen Kenner verstunden. Sie sehen selbst alle diese Fehler ein, und haben oft in meiner Gegenwart darüber gespottet. Ich will nur eines der unentberlichsten Stücke des Putzes, nach der hiesigen Mode anführen, welches nach meinen Gedanken die Thorheit und den Unsinn aufs höchste treiben heist: ich meine die Art, wie man hier die Gesichter anstreicht, und bepinselt. Wie die indianischen Heerführer in London waren, lachte jederman

über

über ihren wunderlichen Gebrauch, die Backen und Augenlieder anzumalen. Man spottete aber mit Unrecht, denn die Tadler hätten zuvor wissen sollen, daß die Indianer sich nicht anstreichen, um artig zu scheinen; sondern um in den Augen ihrer Feinde desto fürchterlicher auszusehen. Man nimt gemeiniglich an, daß die Schönen aus verschiedenen Ursachen Schminke und Karmin gebrauchen: Entweder um eine blasse und schlechte Gesichtsfarbe zu verbessern, oder um die Fehler der Natur, und die Spuren der Zeit zu verbergen. Ich will jetzt nicht untersuchen, ob es gut und ehrlich verfahren heise, andere Leute so zu hintergehen. Wenigstens muß man einräumen, daß es politisch gehandelt sey, und eine Begierde verrathe, für artig gehalten zu werden. Aber die Schminke dergestalt aufzuschmieren, wie es die französische Mode von den Damen erfordert, die ohne diesen Beweis ihres hochadelichen Standes, nicht erscheinen können, das heist sich auf so eine Art verstellen, daß man in jedermans Augen, der nur den geringsten Geschmack an dem, was natürlich und ungezwungen ist, empfindet, verhast und abscheulich wird. Was die weise Schminke, die sie eigentlich Fard nennen, und auf Hals und Brust schmieren, anbetrift, so möchte man sie noch damit entschuldigen, daß die meisten eine braune schmuzige Haut haben: aber das rothe, welches sie vom Kinn bis an die Augen ganz dick auf die Backen tragen, und ohne die geringste Geschicklichkeit gleichsam nur hinauf werfen, benimt nicht nur allen Unterschied der Gesichtszüge, sondern macht sie auch in der That schrecklich, oder erweckt wenigstens Eckel und Widerwillen. Es ist Ihnen bekant, Madame, daß kein verheyrathetes Frauenzimmer ohne diese scheusliche Maske, den Zutritt bey Hofe, oder in eine andere vornehme Versamlung bekomt; und daß es ein Zeichen des Standes ist, das keine Bürgerliche sich unterstehen darf zu tragen. Damen

nach der Mode haben also nur das Vorrecht, sich in diesen übelstehenden Farben zu zeigen.

So wie das Gesicht der Französinnen, unter einer falschen Farbe verborgen ist, so sind ihre Köpfe mit einer schweren Last falscher Haare bedeckt, die an der Stirne eben so frisirt sind, als wenn sie die wolligten Köpfe der Schwarzen von Guinea nachahmen wolten. Auf die natürliche Farbe der Haare komt es gar nicht an, denn der Puder giebt allen einerley Farbe. Kein Frauenzimmer dieses Landes, erscheint von dem Augenblicke an, da sie aufsteht, bis in die Nacht, ohne gepudert zu seyn. Die Polen brauchten in Europa zuerst Meel oder Puder, um ihre gründigten Köpfe zu verbergen. Aber die jetzige Art ihn aufzustreuen, nebst der Mode die Haare zu tragen, muß von den Hottentotten entlehnt seyn, die ihr wolligtes Haar mit Schöpsenfett einschmieren, und ihren Buchu oder Puder darüber streuen. Gleichermassen sind auch die Haare unserer Schönen frisirt. Sie haben viel ähnliches mit den krausen Köpfen jener Schwarzen: und damit diese sich gut halten, werden sie mit einem heßlichen Geschmiere von Schweinefett, Unschlitt und Puder festgeklebt. Es scheint also, als wenn die schöne Welt in Frankreich, ihre jetzige Mode das Gesicht anzumalen, und das Haar zu frisiren, von zweyen artigen Nationen, nemlich von den Chickesaws in America, und den Hottentotten in Africa entlehnt hätten. Mit einem Worte, wenn ich eine solche schöne Nymphe bey mir in einem seidenen Kleide, vorbey flattern sehe, das hinten und forne besetzt, besteckt, bebändert, mit Falbelas und Gaze versehen ist, wenn ich ihre falschen Haare, den falschen Schmuck, das gemalte Gesichte, die Schminkpflästerchen und wohlriechenden Sachen betrachte, so kan ich mich nicht enthalten, sie als einen elenden Beweis von der übertriebensten Kunst, die der menschliche Witz jemals hervorgebracht hat, anzusehen.

Diese

Diese hesliche Maske verdirbt zwar alle natürliche Schönheit, hingegen ist sie für diejenigen, welche die Natur heßlich gemacht hat, sehr vortheilhaft. Das Auge der Männer gewöhnt sich daran, und lernet frühzeitig nicht mehr für fürchterliche Gegenstände zu erschrecken. Es wird dadurch ausser Stand gesetzt, die Züge von diesem oder jenem Frauenzimmer zu unterscheiden, und da alle Gesichter hiedurch auf einen Schlag aussehen, so bekomt jedes Frauenzimmer gleiches Recht zur Bewunderung eines Liebhabers, der nach Art der Lacedämonier, seine Geliebte im Finstern wälen muß.

Wie es in den Köpfen der meisten Damen aussehen mag, davon will ich nicht nach den wenigen, zu denen ich einen Zutritt gehabt, urtheilen. Aber von der Art ihrer Erziehung, die man mir beschrieben, und der ihnen angebornen Flüchtigkeit, erwarte ich nicht viel Beurtheilung, Ueberlegung und gesetztes Wesen. Von der zarten Kindheit an erlaubt man ihnen, ja man giebt ihnen noch Gelegenheit alles zu sagen, was ihnen in den Sinn komt, wodurch sie eine Geschwindigkeit der Zunge, und eine Menge von Ausdrückungen bekommen, woraus die Unterredung der galanten Welt hier besteht. Zugleich lernen sie sich über alle Begriffe von Bescheidenheit wegsetzen, oder sie vermeiden vielmehr diese beunruhigende Empfindung zu erlangen, da es keine angeborne Eigenschaft ist. Die keine Hofmeisterinnen zu Hause haben, werden auf einige Jahre in ein Kloster gethan, wo sie den Grund zum Aberglauben für ihr ganzes Leben legen. Ich habe aber nicht gehört, daß dadurch ihre Seele gebessert, die Kräfte des Verstandes geübt, und ihnen ein Geschmack an schönen Wissenschaften, oder andern vernünftigen und nützlichen Beschäftigungen beygebracht werde. Wenn sie Plaudern, Tanzen, Kartenspielen gelernt, so glaubt man, sie besitzen

alle erforderliche Eigenschaften, um in der grossen Welt zu erscheinen, und alle die Pflichten des vornehmen Standes, wozu sie bestimt sind, zu erfüllen. Bey Erwähnung der Karten, muß ich noch anführen, daß sie das Spielen nicht blos zum Zeitvertreib, sondern auch in der Absicht, einen Vortheil daraus zu machen, erlernen. Man trift daher selten einen Franzosen, es sey eine Manns- oder Frauensperson, an, die nicht ein vollkommener Spieler wäre, und alles Feine der Kunst aus dem Grunde verstünde. Eben so ist es in Italien beschaffen. Eine gewisse Dame von einem vornehmen Hause aus Piemont, die vier Söhne hat, macht sich kein Bedenken daraus, öffentlich zu sagen, daß der älteste das Haupt vom Hause werden soll, daß der andere zum Soldaten, der drittel zum geistlichen Stande bestimt ist, und daß sie aus den jüngsten einen Spieler zu machen gedenke. Dergleichen hochadeliche Aventuriers, widmen sich auf eine sehr dienstfertige Art in Paris, dem Umgange mit unsern Landsleuten, weil man sie für reich, verwegen, unbedachtsam und ganz unwissend im Spiel hält. Ein solcher falscher Spieler ist noch weit gefährlicher, wenn er in Gesellschaft einer Frauensperson Leute ins Netz zu locken sucht. Ich habe einen französischen Grafen nebst seiner Frau gekant, welche Mittel fand, die Vorsichtigsten anzuführen. Er war freundlich, gefällig, dienstfertig und auf alles aufmerksam; sie war jung, schön, hatte keine Grundsätze, aber sie war desto schlauer. Merkte man daß der Engländer, dem man das Geld aus dem Beutel locken wolte, wider die Absichten des Mannes auf der Hut war, so wuste Madame ihn durch die Kunstgriffe ihrer Artigkeit, zu bezwingen. Sie zeigte sich mit allen Reizungen ihrer Person, und diese wurden gegen ihn gerichtet; Sie sang, sie tanzte, bald sah sie ihn zärtlich an, bald seufzte sie, bald war sie höflich, bald stelte sie Klagen an. Stelte er

gegen

gegen ihre Reizungen sich unempfindlich, so schmeichelte sie seiner Eitelkeit, erhob den Reichthum und die Freygebigkeit der Engländer: und blieb er gegen alle diese Versuchungen taub, so ergrif sie ihr letztes Kunststück, und suchte sein Mitleiden rege zu machen. Sie erzählte mit thränenden Augen und vielen Umständen das grausame Verfahren, und die Gleichgültigkeit ihrer vornehmen Verwandten, stelte ihm vor, ihr Mann wäre der jüngste seines Hauses, und sein Einkommen reiche nicht zu, seinem hohen Stande gemäß, und nach seiner freygebigen Denkungsart zu leben; daß er einen Proceß von der äuersten Wichtigkeit hätte, wodurch sein Vermögen darauf gegangen, und daß sie ihren gewissen Untergang voraus sähe, wenn sich nicht ein edelmüthiger Freund fände, der ihnen eine Summe, zu Ausführung dieser Rechtssache vorstreckte. Andere die nicht solche schändliche Ursachen haben, werden oft aus blosser Gewohnheit Spieler, weil sie nichts wichtigers zu denken, oder keinen andern Zeitvertreib vorzunehmen wissen. Sie bringen daher die gröste und schönste Zeit ihres Lebens mit einer Zerstreuung zu, die gewiß die niedrigste unter allen ist. Ich weiß wohl, daß man von obigen allgemeinen Urtheil, über das hiesige Frauenzimmer, viele Ausnahme findet; Mir ist bekant, daß Frankreich eine Maintenon, eine Sevigne, eine Scudery, eine Dacier und eine Chatelet hervorgebracht hat: aber ich möchte nach diesen Beyspielen eben so wenig einen allgemeinen Character des französischen Frauenzimmers machen, als ich ein Feld mit Hanf, deswegen einen Blumengarten nennen kan, weil sich durch einen Zufall einige wenige Lilien oder Ranunkeln darunter zeigen.

Man behauptet die Frauenspersonen wären der schwächere Theil des menschlichen Geschlechts, aber in diesem Lande, sind die Männer meinen Bedünken nach,

viel schwächer, lächerlicher und nichtsbedeutender als die Weiber. Sie sind viel beschwerlicher für jemand, der einen vernünftigen Umgang sucht. Unter allen närrischen Geschöpfen auf dem Erdboden ist ein französischer petit maitre das wunderlichste und unverschämteste. Sie sind aber alle petits maitres von dem Marquis an, der in Gold und Spitzen schimmert, bis auf den eingepuderten Barbier, der mit dem Hut unterm Arm da steht, und sich mit seinem langen Haarzopf brüstet. Ich habe bereits bemerkt, daß die Eitelkeit, die allgemeine Triebfeder in allen Ständen dieser Nation ist; und da sie solche auf keine Weise zu verbergen suchen, so lassen sie sich davon hinreisen, und fallen in lächerliche, ja manchmal unausstehliche Ausschweifungen.

Wenn ich von der französischen Nation rede, nehme ich abermals eine grosse Anzahl einzelner Männer von diesem allgemeinen Tadel aus. So sehr ich die Unwissenheit, das eitele und eingebildete Wesen, welche den Character des grossen Haufens ausmachen, verachte; so sehr verehre ich die Talente vieler würdigen Männer, die sich in allen Künsten und Wissenschaften ausserordentlich hervorgethan haben. Diese werde ich jederzeit gleichsam als Wesen höherer Art hochschätzen, welche die Vorsicht unter einer Menge Menschen, die der Menschheit nicht sehr würdig sind, aus weisen Absichten hervor gebracht hat. Es wäre wunderlich, wenn man den Schluß machen wolte, die Wallonen und Hochländer wären ein riesenmäßiges Volk, weil die Natur in ihren Gebürgen einige wenige hervorbringt, die fast 7 Fuß hoch sind. Eben so verkehrt wäre es, wenn einer die Franzosen für eine philosophische Nation halten wolte, weil Frankreich einen Descartes, Maupertuis, Reaumur und Buffon aufweisen kan.

Ich will den Franzosen keinesweges die natürliche Fähigkeit absprechen, allein man bemerkt eine angebor-

ne

ne Leichtsinnigkeit bey ihnen, welche sie hindert, diese Fähigkeit in der Jugend recht anzuwenden. Sie wird durch eine verkehrte und übereilte Erziehung unterhalten, und das Beyspiel von lauter flatterhaften Leuten bewegt sie, ihr flüchtiges Betragen fortzusetzen. Der Franzose wird von einen Jesuiten, oder andern Pfaffen unterrichtet, wie er seine Muttersprache lesen, und in einer Sprache beten soll, die er nicht versteht. Er lernt Tanzen und Fechten von den grossen Meistern dieser Künste. Er wird ein vollkommener Kenner im Haarfrisiren, und seine Person zu putzen, durch die Hände des Parückenmachers, und durch den fleißigen Unterricht seines Kammerdieners. Lernt er nun noch über dieses die Flöte und Violin spielen, so ist er vollends unwiederstehlich. In Ansehung seines Umgangs mit dem schönen Geschlecht, bildet er sich ein, er sey höflicher als die Einwohner aller andern Länder. Durch den beständigen Umgang, welchen er von Jugend auf hat, lernt er wie ein Papagey aus der Uebung, den ganzen Vorrath französischer Complimente, welcher wie Ihnen bekant ist, aus einem Haufen Redensarten besteht, die gröstentheils sehr leer und lächerlich sind; Diesen kramt er bey einem jedweden Frauenzimmer, sie sey wer sie wolle, aus. Die Ausübung dieser Art, von geschickter Fertigkeit, nennt man Galanterie: welches eben so viel ist, als einer jeden Frau, die nur Lust hat zuzuhören, die Erklärung machen, daß man sie ausserordentlich liebt. Aber eben die Uebung beständig einerley zu sagen, ist auch auf der andern Seite Ursache, daß er dreist und unverschämt wird. Bescheidenheit und Mißtrauen in sich selbst, sind, wie gesagt, Dinge, die solche Leute gar nicht kennen, und mich wundert, daß sie noch Worte in ihrer Sprache haben, die das ausdrücken.

Wenn ich erklären solte, was Höflichkeit ist, so würde ich sagen, es sey die Kunst, sich beliebt zu machen.

Und

Und mich dünkt, mit dieser Kunst sind nothwendig die Begriffe vom Wohlstande, und eine gewisse feine Denkungsart verbunden. Aber von diesen Eigenschaften, hat ein Franzose, so viel ich habe urtheilen können, keine Kentniß: es können ihn also keine andere Personen für höflich halten, als solche die eben so wenig davon wissen. Sein erster Endzweck ist, sich gut zu kleiden, das gehört zur Thorheit der Mode. Es ist kein Wunder wenn das Herz eines Frauenzimmers, dessen Verstand nicht gebessert, und mit gesunden Begriffen angefült worden, beym Anblicke eines solchen lustigen Geschöpfes unter ihren Anbetern gleich in Flammen steht. Der Eindruck, den er bey ihr macht, wird durch hochtrabende falsche Complimente, welche ihre Eigenliebe nach den Buchstaben auslegt, bestärkt, und durch die beständige Aufmerksamkeit des Liebhabers, dem es in der That nicht so ums Herze ist, bevestigt. Weil der Franzose von Jugend auf mit dem andern Geschlechte umgeht, so lernt er ihre Art zu denken und zu handeln kennen: und wird dadurch ausserordentlich aufmerksamer, auf tausend kleine Dienste und Gefälligkeiten gemacht, als ein anderer ehrlicher Mann, der seine Zeit auf Erlernung wichtigerer Kentnisse angewandt hat. Jener geht ohne Umstände ins Schlafzimmer einer Dame, wenn sie noch im Bette liegt, reicht ihr was sie braucht, und hilft ihr wohl gar das Hemde anziehen. Er bleibt bey ihrem Nachtische: ordnet an, wie die Schönpflaster und die Schminke sollen angebracht werden. Besucht er sie, wenn sie schon angekleidet ist, und bemerkt nur den geringsten Uebelstand in ihren Kopfputze, so bittet er sichs aus, es eigenhändig in Ordnung zu bringen. Sieht er eine Locke oder ein Haar in Unordnung, so zieht er geschwind seinen Kamm, Scheere und Pomade hervor, und verbessert alles so gut, als ein gelernter Friseur. Er begleitet sie auf allen ihren Gängen, es

sey

sey im Geschäften oder zum Vergnügen: und da er ihr seine ganze Zeit widmet, so macht er sich ihr bey allen Vorfällen nothwendig. Dies halte ich noch für die beste Seite seines Characters: nun wollen wir ihn auf der Seite der Unverschämheit betrachten. Der Franzose, Madame, sucht alle Ihre Heimlichkeiten auszuforschen, und zwar auf eine dreiste ungelegene Art, und nachgehends breitet er sie ohne Scheu aus. Sind sie krank, so erkundigt er sich nach den Umständen der Krankheit genauer, als vielleicht ihr eigner Arzt, und oft mit unverständigen Ausdrücken. Er schlägt ihnen ein Mittel vor, denn sie wollen alle Pfuscher seyn; er bereitet es ohne Ihren Vorbewust, und quält sie, es zu nehmen, ohne sich um den zu bekümmern, welchen Sie die Sorge Ihrer Gesundheit aufgetragen. Sie mögen noch so schlimm seyn, und ungerne jemand sehen wollen, so drängt er sich demohngeachtet in ihr Zimmer: muß es ihm mit ausdrücklichen Worten abgeschlagen werden, so wird er böse. Ich habe einen solchen artigen jungen Herrn gekant, der pflegte einen kranken Mann zweymal zu besuchen, ob die Hitze ihm gleich den Kopf eingenommen hatte; und redete mit ihm über allerley Sachen, bis er in letzten Zügen lag. Diese Achtsamkeit ist keine Würkung einer wahren Zuneigung, sondern blosse Eitelkeit, auf daß er nachgehends mit seinen guten Herzen, groß thun könne. Ich halte die Franzosen unter allen mir bekanten Nationen am wenigsten fähig, das Elend ihres Nebenmenschen zu fühlen. Ihre Herzen sind keines tiefen Eindrucks fähig; und ihr Leichtsinn geht zu weit, als daß ihre Einbildungskraft sich lange mit unangenehmen, oder rührenden Gedanken beschäftigen könte.

Da der Franzose mit seiner Galanterie groß thut, so macht er auch gleich eine Beschreibung von der Person, wenn er eine Eroberung gemacht hat, um dadurch seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Ja solte er auch seine

Absicht

Absicht nicht erreichen, so ist er im Stande Briefe und Geschichte zu erdenken, die dem guten Nahmen des Frauenzimmers schaden. Man solte glauben, diese Art von Treulosigkeit würde sie bey dem schönen Geschlecht verhaßt machen. Keinesweges. Verzeihen Sie es mir, Madame, aber die Frauenspersonen sehen gar zu gerne, andere ihres gleichen leiden: und eine jede hat ein solches Zutrauen, auf Ihre vorzüglichen Reizungen und Geschicklichkeit, daß sie sich einbildet, den flatterhaftesten Menschen beständig, und den treulosen Liebhaber standhaft zu machen.

Nimt man einen Franzosen höflich und freundschaftlich in seinem Hause auf, so wird seine Dankbarkeit für die genossene Achtung darin bestehen, daß er sucht, mit der Frau vom Hause, wenn sie hübsch ist, oder wenn das nicht ist, mit der Schwester, oder Tochter, oder der Muhme ein Liebesverständniß anzufangen. Weiset ihn die Frau ab, und er erreicht bey dem andern auch seinem Zweck nicht, so wendet er sich lieber an die Grosmutter, um doch an einem Orte seine Galanterie anzubringen: und man kan versichert seyn, daß er auf eine oder andere Art, Mittel finden wird, die Einigkeit in der Familie, wo man ihn so gut aufgenommen, zu stören. Was er nicht durch schöne Worte, und durch seine persönliche Gegenwart auswürken kan, das wird er sich desto eifriger bemühen, durch Briefe, Liederchen und Verse, deren er immer eine Partie in Vorrath hat, auszurichten. Entdeckt man seine verrätherischen Bemühungen, und wirft ihm seine Undankbarkeit vor, so behauptet er mit der grösten Dreistigkeit, daß er alles nur aus blosser Galanterie, welche man für die Pflicht eines jeden wohlerzogenen Menschen in Frankreich hielte, gethan: ja er wird so gar beweisen wollen, daß seine Bemühung eines andern Frau oder Tochter zu verführen,

ren, als deutliche Merkmale seiner Achtung für das Haus anzunehmen wären.

Solte ein Franzose zu einer wahren Freundschaft fähig seyn, so muß ein Mann von rechter englischer Denkungsart solche für ein sehr unangenehm Geschenk halten. Sie wissen, Madame, daß wir vermöge unsers Characters nicht viel Worte machen, daß wir der Dreistigkeit gleich überdrüßig werden, und leicht gegen jemand einen Widerwillen bekommen. Haben sie einen Franzosen zum Freunde, so überläuft er sie zu allen Stunden; er thut dreiste, ihm nichts angehende Fragen, wegen ihren häuslichen und andern Geschäfte, er will sich in alle Ihre Unternehmungen mengen; und dringet Ihnen seinen guten Rath auf, wenn sie ihn gleich nicht verlangen. Er erkundigt sich nach dem Preise eines jeden Stücks, das sie am Leibe haben, erfährt er es, so verringert er gleich ohne Bedenken, den Werth der Sache, und versichert sie sey von schlechten Geschmack, übel ausgesonnen und elend gemacht; man habe sie mit dem Preise und der Mode hintergangen: eine gewisse Marquisin von ... oder die Gräfin von ... trügen es viel zierlicher und vollkommener nach dem guten Ton, gleichwol koste es denen nur ein geringes mehr, als das was sie gekauft, und das sonst niemand würde zu tragen verlangen.

Wenn 500 Schüsseln aufgetragen werden, so kostet der Franzose von allen, wird sich doch nachher beschweren, daß er keinen Hunger verspüre. Das habe ich bey verschiedenen Gelegenheiten bemerkt. Einer meiner Freunde, gewann eine ansehnliche Wette, durch einen Versuch, den er deswegen gemacht hatte. Der petit maitre speisete von 14 verschiedenen Schüsseln, ausser dem Nachtische: redete darauf verächtlich von dem Koche, und behauptete, er wäre nichts besser als der schlechteste Küchenjunge, oder Bratenwender.

Die

Die Franzosen treiben die Liebe zu ihrem eigenen Haare, bis aufs lächerliche. Das haben sie vermuthlich von ihren uralten Vorfahren geerbt; denn der erste Stamm, von den französischen Königen, war wegen der langen Haare sehr berühmt. Deswegen sehen es auch noch die jetzigen Nachkommen, als eine der vornehmsten Zierden an. Vielleicht würde mancher Franzose, eher seinen Glauben ändern, als die Haare verlieren: keine Gründe werden ihn dazu bringen. Ich kenne jemand der beständige Kopfschmerzen und Flüsse auf den Augen hatte. Sein Arzt sagte, das beste würde seyn, wenn er anders von dem Uebel befreyet zu seyn verlangte, sich die Haare abscheeren, und den Kopf täglich mit kalten Wasser, waschen zu lassen. „ Wie? „ ich mein Haar abschneiden? rief er, ich bin ihr ge„ horsamer Diener „. Er schafte seinen Arzt ab, verlor das Gesicht, und zuletzt den Verstand. Man führt ihn jetzt mit einem Beutel in den Haaren, und einem grünen seidenen Schirm vor den Augen umher. Der Marschall von Sachsen, und andere Schriftsteller von Kriegswesen, haben gezeigt, wie unschicklich es für Soldaten sey, viel und langes Haar zu tragen: gleichwol sieht man einem jeden Soldaten in diesem Lande, mit einem langen Zopf, der schöne Spuren auf seiner weisen Montur nachläst: diese lächerliche Tracht ahmen die niedrigsten Klassen von Leuten nach. Der Schuputzer (decrotteur) welcher einen an der Ecke der pont neuf die Schuhe reinigt, hat seinen Zopf der längst den Rücken hinab geht; der Bauer, der seinen mit Mist beladenen Esel vor sich hintreibt, trägt das Haar in einem Zopf, und hat dazu weder ein Hemd noch ganze Hosen. Dieser Putz kostet ihm viel Zeit und Mühe; und der Gedanke darin öffentlich zu erscheinen belohnt seine Eitelkeit. Wenn ich die harten Gesichtszüge des hiesigen gemeinen Mannes, ihre kleine Statur, ihre verzogene

Gesich-

Gesichter, und hinten den langen Anhang betrachte, so kommen sie mir wie die grossen Bavians vor, die auf den Hinterbeinen laufen: und vielleicht hat diese Aehnlichkeit viel dazu beygetragen, sie bey ihren Nachbarn lächerlich zu machen.

Ein Franzose wird seines Freundes Geduld, durch lange Besuche mißbrauchen. Wenn man es sich gleich merken läst, daß man seinen Abschied gerne sähe, so giebt er mit Fleiß nicht Acht darauf: sieht er, daß man unzufrieden ist, so wird er sich erst, unter dem Vorwande, daß man nicht aufgeräumt wäre, zur Gesellschaft anbieten. Eine solche Hartnäckigkeit zeigt, daß einer entweder kein Nachdenken haben muß, oder ein Vergnügen findet, andere zu plagen. Man solte einen solchen Feind lieber zur Thür hinaus stossen, als sich so quälen lassen, wenn man auch gleich Gefahr liefe, der andere möchte einen mit dem Degen zu Leibe gehen.

Man hält gemeiniglich davor, daß die Franzosen nicht aufrichtig, und edel gesint seyn: ich halte diesen Vorwurf aber für ungegründet. Weitläuftige Versicherungen von Ergebenheit und Freundschaft sind, in diesem Lande eine Sprache, die jedermann führt; man weis aber schon zum Voraus, daß sie nicht nach den Worten ausgelegt werden. Sind grosmüthige Handlungen hier selten, so muß man es nicht dem Mangel an edlen Empfindungen schuld geben, sondern vielmehr ihrer Eitelkeit und beständigen Beschäftigung mit sich selbst zuschreiben, welche gleichsam ihr ganzes Herze beschäftiget, und sie unfähig macht, wohlthätige Handlungen auszuüben. Die Eigenliebe, welche in allen Ständen in hohen Grade herrscht, macht sie zu den ärgsten Egoisten in der ganzen Welt. Ein nichtsbedeutender Mensch redet in Gesellschaft mit eben der Zuversicht und Dreistigkeit von sich selbst, als der Mann von Verdiensten. Der Gedanke, daß er bey keinen Vermögen

oder sonst in unglücklichen Umständen ist, wird ihn gewiß nicht abschrecken, das Wort so gut wie andere in der Gesellschaft zu führen, und sich mit der artigsten Frau, wenn er sich zu ihr dringen kan, einzulassen: Mit einem Worte, er läst sich durch keine Ueberlegung, ob der Wohlstand, oder andere Umstände es erlauben, abhalten. Es ist ihm alles einerley, ob er selbst verheyrathet ist, ob die andere Frau einen Mann hat, ob sie fürs Kloster bestimt, oder mit seinem Freunde und Wohlthäter schon versprochen ist. Er nimt es für bekant an, daß seine Erklärungen gut aufgenommen werden müssen: wird er abgewiesen, so hat die andere Person einen schlechten Geschmack: und er läst sichs nicht einfallen, an seinen eigenen guten Eigenschaften zu zweifeln.

Ich habe Ihnen noch vieles von den Franzosen, in Ansehung ihres Characters als Soldaten, und von ihren übertriebenen Begriffen von Ehre, welche eben so abgeschmackt als gefährlich sind, zu sagen. Allein da mein Brief ohnehin schon zu einer Länge, die ich nicht verantworten kan, angewachsen ist, so will ich solches bis auf eine andere bequeme Gelegenheit versparen. Unterdessen habe ich die Ehre, mit besonderer Hochachtung zu seyn

Madame

Ihr gehorsamster Diener.

Achter Brief.

An Herrn M.

Lion,

Mein Herr! d. 19. Oct. 1763.

Ihren Brief habe ich noch in Paris erhalten. Die darin befindlichen Vorwürfe, sind mir Beweise von Ihrer freundschaftlichen Gesinnung. Ich muß Ihnen

nen gestehen, daß die Briefe, welche ich bisher von meiner Reise aufgesetzt, an Ihre ganze Gesellschaft geschrieben sind, wenn ich sie gleich an ein Mitglied derselben insbesondere gerichtet habe. Ich wünsche, daß künftig alle meine Briefe, die ich abschicken werde, von einem jeden aus der Gesellschaft gelesen werden, wenn sich anders Nachrichten darin finden, die sie mit Vergnügen und einigen Nutzen zu lesen glauben.

Von meiner Gesundheit, nach der sie sich so gütig erkundigen, kan ich Ihnen nichts besonderes und neues sagen. Ich habe Ursache zu glauben, daß das Baden in der See zu Boulogne, gute Würkungen gethan, und meine schlaffe Fiebern wieder angezogen und gestärkt hat. Sie wissen, wie sehr ich in England zu Erkältungen geneigt war: Ich durfte mich nach Sonnen Untergang nicht ausmachen, muste mich für den kleinsten Nebel in Acht nehmen, noch weniger durfte ich gehen, bis sich die geringste Feuchtigkeit auf meiner Haut zeigte, wenn ich nicht einige Tage das Bett hüten wolte. Zu Paris hingegen, bin ich alle Tage mit dem Hute unterm Arm, auch bey nassen und kalten Wetter gegangen. Ich spazierte einen Abend, nach Sonnen Untergang mit unbedeckten Haupte im Garten zu Versailles, ob das Wetter gleich kalt, und der Boden unter den Füssen nichts weniger als trocken war: ja ich lief so gar eine Meile in feuchten Gängen und nassem Grase zu Marly. So sehr dies alles gewagt schien, habe ich doch nicht die mindeste Unbequemlichkeit davon verspürt.

Bey einer unserer letzten Spazierfahrten zu Paris, besahen mir die Porcellan Fabrick, welche der König zu St. Cloud, einem Flecken an der Strasse nach Versailles, anlegen lassen. Sie ist ein würdiges Denkmal seiner Freygebigkeit. Das Gebäude ist groß, bequem, und prächtig. Es arbeiten eine grosse Anzahl von Künstlern darin, und verfertigen eine Menge Sachen, die

zum zierlichen Ueberflusse gehören, von eben der Schönheit, als zu Dresden. Demohngeachtet halte ich davor, unser Porcellan von Chelsea kan mit dem von Dresden und St. Cloud um den Rang streiten. Wenn es geringere Vorzüge, als beydes hat, so ist es gewiß nicht in der Zeichnung, in der Malerey, in den Farben und andern Zierrathen, sondern es liegt an der Masse, und an der Art, damit im Ofen umzugehen. Unser Porcellan scheint mir glasartig, und aus einem feinen Thon, oder Pfeifenerde, die mit in Fluß gebrachten Kieselsteinen vermischt ist, zu bestehen; diese sind in einem gewissen Verhältnisse mit einander vermischt: werden die Porcellansachen nun nicht sehr genau in dem rechten Zeitpuncte vom Feuer weggenommen, so sind sie entweder zu wenig oder zu viel verglaset. Im ersten Fall hängen die Theile nicht genug zusammen, sie werden leicht an den Rändern ausbrechen, zerfallen, oder die Farbe verlieren, wie die ersten Versuche, welche man zu Chelsea machte; im andern Fall werden sie nicht viel besser als unvollkommenes Glas seyn.

Man kan auf dreyerley Art von Paris nach Lion kommen; der kürzeste Weg macht eine Reise von 360 englischen Meilen aus. Die erste Art ist mit der Diligence oder einer Landkutsche, worauf man fünf Tage zubringt. Ein jeder Passagier zalt 100 Livres, wofür er einen Sitz in der Kutsche, und frey Essen und Trinken auf der ganzen Reise erhält. Die Unbequemlichkeiten bey dieser Art, sind folgende: Es werden 8 Personen in die Kutsche gepackt, so daß man sehr unbequem sitzt, und zugleich Gefahr läuft, in sehr schlechte Gesellschaft zu gerathen. Man wird des Morgens um zwey, drey, oder vier Uhr aus dem Bette gejagt, und auf französische Art, die einem englischen Maule sehr unangenehm vorkomt, gespeiset. Zu Chalons muß man sich in ein Schiff setzen, und fährt damit die ganzen zwey letzten

Tage

Tage auf der Saone bis nach Lion. Dieses alles sind Dinge, die ich bey meiner schlechten Gesundheit nicht ausstehen konte. Ich habe einen engbrüstigen Husten, beständigen Auswurf, langsames Fieber, Unruhe, die macht, daß ich immer auf einen andern Platz seyn, freye Luft und Bewegung haben muß.

Ich bekam heute einen Besuch von ein paar jungen Herren, welche Söhne des letzten genuesischen Ministers in London waren. Ich hatte sie zu Paris bey der Herzogin von Douglass kennen lernen. Sie waren mit ihrem Hofmeister in der Landkutsche hergereiset, und versicherten mich, sie hätten sich darin in sehr üblen Umständen befunden.

Die andere Art nach Lion zu reisen, ist einen vierspännigen Wagen zu miethen, welche ich erst ergreifen wolte. Als ich aber nach der Expedition gieng, wo man solche allein haben kan, forderte man 26 Guineen, und gab mir zu verstehen, daß ich 10 Tage auf dieser Reise zubringen würde. Diejenigen Leute, welche die ordentlichen Landkutschen gepachtet, thun auch diese Fuhren, und haben die Freyheit, mit Ausschliesung aller andern; daher sie auch so grob und unbillig sind. Als ich meines Bedienten erwehnte, forderten sie noch 2 Louisd'or mehr für seinen Sitz auf dem Bock. Diese Bedingungen waren gar nicht nach meinem Sinne, noch weniger konte ich den Gedanken ausstehen, so lange unterweges zu seyn: ich ergrif deswegen die dritte Art, und nahm Post.

In England hätte ich, wie Sie wissen, nichts weiter nöthig gehabt, als von Station zu Station zwey Postchaisen, jede mit zwey Pferden zu miethen: hingegen ist hier eine ganz andere Einrichtung. Der König hat die Post verpachtet, und zieht von den Reisenden guten Vortheil. Zu dem Ende sind scharfe, und den Reisenden, in Ansehung der Kosten, sehr beschwerliche Gesetze

gegeben, gegen die keiner, er sey ein Fremder oder Einheimischer, handeln darf. Der Postmeister giebt nichts als die Pferde und den Postillion: für den Wagen muß man selbst sorgen. Sitzen vier Personen darin, so muß man 6 Pferde und 2 Postillions nehmen. Hat man vorne oder hinten auf, einen Bedienten, so muß man noch das siebende Pferd bezalen. Die erste Station von Paris kostet doppeltes Postgeld, reiset man durch Fontainebleau, wenn der Hof sich dort aufhält, zalt man dreyfaches Postgeld, desgleichen die beyden Posten wenn man nach Lion hinein und heraus fährt. Man nennt sie Postes royales, und sie nützen zu weiter nichts als den Fremden das Geld abzunehmen.

Es führen 2 Strassen von Paris nach Lion, die eine von 65 Posten über Moulins in Champagne, die andere von 59 Posten über Dijon in Burgund. Ich wehlte die letztere, theils um 60 Livres zu ersparen, theils um die Weinlese in Burgund zu sehen; welches eine Zeit ist, wo man, wie ich gehört, unter allen Ständen nichts als Freude und Lustbarkeit antrift. Ich miethete eine Kutsche bis Lion für 10 Louisd'or, und reisete am 13. dieses Monats mit 6 Pferden aus, und mein Bedienter ritte neben her. Wir hielten uns zu Fontainebleau gar nicht auf, ob der Hof gleich zugegen war, sondern nahmen das Nachtlager zu Moret, welches eine Station weiter liegt, und ein kleiner elender Ort ist, an den wir aber ganz gut bewirthet wurden.

Das Schloß oder den Pallast von Fontainebleau, kan ich Ihnen nicht beschreiben, weil ich es nur im Vorbeyreisen angesehen. Es liegt mitten in einem schönen und prächtigen Walde, der zur Jagd seines grossen Umfangs wegen, sehr bequem, und mit allen Arten von Wild reichlich versehen ist, und aus lauter hohen Bäumen besteht. Ich stelte mir den neuen Wald in Hampshire dabey vor, aber die Hügel, Felsen und Berge,

geben

geben ihm mehr Abwechselung und folglich auch eine grössere Annehmlichkeit.

Man speiset hier zu Lande Mittags um 12 Uhr, und Reisende finden zu der Zeit in jeden Gasthofe auf der Strasse, allemal eine ordentliche Mahlzeit. Man setzt sich ohne Unterschied bey einander, so viel Personen da sind. Der gewöhnliche Preis ist 30 Sols zu Mittage, und 40 Sols zu Abend, worunter das Nachtquartier begriffen wird. Für diesen mäßigen Preis bekomt man 2 Gänge und einen Nachtisch. Will man auf seinem Zimmer speisen, bezalt man statt 40 Sols, drey, und an einigen Orten vier Livres für die Person. Ich und meine Familie konten uns unsern Thee und Frühstück nicht nehmen lassen, und waren nicht gewohnt um 12 Uhr zu Mittage zu speisen. Was mich insbesondere betrift, so kan ich die französische Art zu kochen, nicht ausstehen. Alle ihre Gerichte sind in dieser Gegend Frankreichs, mit Knoblauch ungemein stark gewürzet. Wir machten uns also unterweges eine besondere Einrichtung, darnach wir lebten. Wir kauften vor der Abreise aus Paris, einen guten Vorrath von Thee, Choccolate, gesalzenen Ochsenzungen und geräucherten Würsten auf Bologneser Art, die dort vortreflich sind, wie man denn überhaupt in dieser Residenz, alles was zum Essen und Trinken gehört, ausnehmend gut findet. Um 10 Uhr hielten wir bey einem Wirthshause stille, wo wir allezeit Brod, Butter und Milch bekamen. Inzwischen liesen wir eine oder ein Paar fette Hennen braten, und huben sie in ein Tuch gewickelt, in Kutschkasten auf, und nahmen Brod, Wein und Wasser mit. Wenn zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags die Pferde auf einer Station gewechselt wurden, breiteten wir im Wagen eine Serviette über unsere Knie, nahmen unsern Vorrath heraus, hielten unsere Mahlzeit ohne viel Umstände auf irdenen Schüsseln, und beschlossen mit

Trauben oder andern Früchten, die wir uns geben liesen. Mir kamen, ich gestehe es aufrichtig, diese kurzen Stärkungen für unsern Magen schmackhafter vor, als wenn wir ordentlich unterweges hätten anrichten lassen. Der Wein, dessen man sich gemeiniglich in Burgund bedient, ist so dünn und schwach, daß man ihn in England nicht trinken würde. Der beste, den sie in der Hauptstadt dieser Provinz Dijon für 3 Livres verkaufen, kam mir schwächer, an Feuer und Geruch vor, als der, den ich in London getrunken hatte. Ich glaube das beste Gewächse wird in den Häusern des Adels verzehrt, oder in fremde Länder versendet. Zu Brüssel habe ich vortreflichen Burgunder, die Flasche zu einem Gulden, welcher etwas mehr als 20 Pfennige Sterlinge ausmacht, getrunken.

Die Gegend von Fontainebleau bis nach Lion, macht einen Theil von Champagne und dem Herzogthum Burgund aus, und wird durch drey angenehme, doch nicht gar grosse Flüsse die Seine, Yonne und Saone gewässert. Das flache Land besteht mehrentheils aus Kornfeldern, worauf aber mehr Gerste als Weizen gesäet wird. Der meiste Boden scheint bestellt zu werden, so daß wenig unbebauet liegt. Man trift fast gar keine eingezäumte Felder, wenig Wiesewachs, und so viel ich überhaupt bemerken konte, einen grossen Mangel an Rindviehzucht an. Wir konten oft nur mit vieler Mühe ein halbes Maaß Milch zum Thee erhalten. Ich sahe in Burgund einen Bauer mit einem Esel, einer lahmen Kuh und einem Bock, die zusammen gespant waren, pflügen. Man sagt gemeiniglich, daß auf den Bergen in Burgund, die die höchsten in Frankreich sind, eine grosse Anzahl schwarzes Rindvieh gezogen und fett gemacht wird; ich habe aber nur weniges angetroffen. Der Bauer in Frankreich, ist so ungemein arm, und von seinem Herrn so gedruckt, daß sie weder ihre Felder ein-

einzäumen, noch ihnen die gehörige Ruhe geben, und ihren Hof mit einer hinlänglichen Anzahl Vieh besetzen können, um den nöthigen Dünger, ohne welchen der Ackerbau nie zum gehörigen Grad der Vollkommenheit gebracht werden kan, zu erhalten. Wenn auch einige einzelne sich noch so viel Mühe geben, ihre Güter empor zu bringen: so wird die allgemeine Landwirthschaft doch nie verbessert werden, so lange der Bauer und der Pachter nicht mehr Freyheit und Eigenthum haben.

Aus den vielen Städten und Dörfern solte man schliessen, das Land wäre sehr bevölkert; allein es ist nicht zu läugnen, daß die Städte schlecht bewohnt sind. Ich bemerkte eine grosse Anzahl von Landhäusern und Wohnungen längst den Ufern der Flüsse, und eine Menge Klöster, die eine angenehme Lage auf den Anhöhen und nebst der reinsten Luft, die herrlichste Aussicht hatten. Man muß sich wundern, wie glücklich die ersten Stifter dieser Ordenshäuser in der Wahl der Gegenden in der ganzen Welt gewesen.

Ich erstaunte bey der Durchreise, durch diese Gegenden, als ich die grossen reifen Trauben, an den Weinranken hängen sahe, die sich zwischen den Dornbüschen, und andern schlechten Hecken an der Heerstrasse hinangeschlängelt hatten. Die Berge von Burgund sind vom Fuß bis an die Spitze, mit Wein bepflanzt. Es scheint, die Natur habe solchen dorthin gesetzt, theils um ihn eine grössere Fläche und mehr Raum zu geben, theils um ihn dadurch desto mehr, die Wärme der Sonnenstrahlen zu verschaffen.

Die Weinlese hatte erst ihren Anfang genommen, und der gemeine Mann war mit Traubenlesen beschäftigt. Ich merkte aber keine Lustigkeit unter ihnen. Vielleicht war ihre Freude, durch die schlechte Hofnung von dem heurigen Gewächse etwas vermindert worden: denn sie klagten, das Wetter wäre so widrig gewesen,

daß die Trauben nicht reifen können. Es kam mir selbst als etwas trauriges vor, die Weinlese so weit gegen den Winter verschoben zu sehen. Denn ich fand das Wetter an einigen Orten sehr kalt: vornemlich fror es die Nacht, da wir zu Maison neuve lagen, dergestalt, daß die Teiche des Morgens stark mit Eis belegt waren.

Was meine eigenen Begebenheiten auf der Reise betrift, so verdienen sie nicht, etwas davon zu erwehnen. Sie bestunden meistens in kleinen Streitigkeiten, mit den Wirthen, Postmeistern und Postillions. Die grossen Strassen scheinen sehr sicher zu seyn. Wir hörten nicht, daß einige Diebstäle begangen wären, ob wir gleich keine Seele von den Marechaussée, oder den Reutern zur Sicherheit der Strassen, sahen, welche, wie Ihnen bekant ist, aus einer gewissen Anzahl von Mannschaft besteht, die auf königliche Kosten unterhalten werden, und gut beritten sind. Es ist ein Vorwurf für England, daß man keine solche Patrullen zur Sicherheit der Reisenden errichtet hat.

Zu Sens in Champagne sagte mir mein Bedienter, der voraus geritten war, um Pferde zu bestellen, daß der Bediente von einer andern Gesellschaft Reisender, eher Pferde als er, erhalten, ob die Reihe gleich nicht an jenem, als der zuletzt angekommen gewesen. Ich wurde durch diese Parteylichkeit aufgebracht, und weil ich den Postmeister ernstlich darüber zur Rede stellen wolte, so wandte ich mich deswegen an einen Mann, der in der Thür des Wirthshauses stand. Er war von guten Ansehen, etwas fett, und gieng in einem alten Kleide, nebst einer Tressenmütze auf den Kopf. Er hatte überdieses ein nesseltuchenes Taschentuch vorgesteckt. Ich stelte mir vor, daß ich den Postmeister in einem so wunderlichen Aufzuge und als einen Petit maitre vor mir sähe, und wurde darüber noch verdrüslicher. Ich rief ihn mit einer unwilligen stolzen Miene zu mir, und fragte,

als

als er an den Wagen trat; ob er die königliche Postordnung nicht kente? Er legte seine Hand an die Brust, ehe er aber noch antworten konte, zog ich mein Postbuch aus der Tasche, und fieng mit lauter Stimme an, den Artickel zu lesen, daß der zuerst ankommende auch zuerst abgefertigt werden soll. Unterdessen waren die frischen Pferde eingespant, die Postillions stiegen auf, und jagten auf einmal davon. Ich bildete mir ein, der Postmeister hätte ihnen ein Zeichen gegeben fortzufahren; und in diesen gewissen Gedanken steckte ich den Kopf zum Wagen hinaus, und gab ihm einige Ehrentitel, die für ein französisches Ohr ziemlich hart klingen mochten. Unterweges hielten wir zu Joigneville still, wo wir, im Vorbeygehen gesagt, von einer groben Landwirthin entsetzlich geschnellt wurden, und langten darauf bey der neuen Postwechselung an, wo es aber an Pferden fehlte. Hier fand ich denselben Mann, mit dem ich mich zu Sens gezankt, an der Thür. Er trat an meinen Wagen, und versprach, ich würde, der Versicherung der Postknechte ohngeachtet, in wenig Minuten Pferde bekommen. Ich bildete mir ein, er wäre hier und zu Sens Postmeister, und gehe beständig hin und wieder, um beyde Stationen zu besorgen: und daß er jetzt in Ansehung der Beleidigung auf voriger Post, seinen Fehler wieder gut machen wolle. Wie er sahe, daß einer unserer Koffer hinten auf dem Wagen nicht fest stand, half er meinen Bedienten, ihn wieder fest zu machen, und ließ sich darauf mit mir in Unterredung ein. Er erzehlte mir, in der Postchaise, die uns begegnet, hätte sich ein aus Italien zurückkommender Engländer befunden. Wie er mir auf meine Frage, wer es gewesen, nicht antworten konte, fragte ich ganz kurz, warum er sich nicht bey den Bedienten erkundigt hätte. Er zuckte die Achseln und gieng wieder ins Haus. Nach Verlauf einer halben Stunde, die wir gewartet hatten, winkte ich ihm,

und

und stelte ihn darüber zu Rede, daß er uns die Pferde in wenig Minuten versprochen. Er stutzte darüber, und erwiederte, er hätte es nicht ohne Ursache gethan: es wäre ihm eben so unangenehm zu warten, als uns. Weil es anfieng zu regnen, so zog ich ihm vor der Nase das Fenster auf, und er begab sich wieder ins Haus, und schien über meine Hitze beleidigt. Gleich darauf kamen die Pferde. Man spante drey für eine Postchaise, worin er stieg, und nebst einem Menschen in reicher Livre seinen Weg weiter fortsetzte. Dieser Umstand setzte mich in Verwunderung, und wie ich mich bey dem Wirthe nach des Herrn Nahmen erkundigte, erfuhr ich, es wäre ein Cavalier aus der Nachbarschaft von Auxerre. Ich schämte mich, einem Manne von Stande, so begegnet zu haben, und schmälte mit meinen Leuten, daß sie nicht klüger gewesen, als ich selbst. Ich stelte mir vor, er würde nicht ermangeln, diesen Vorfall, als einen Beweis, von den unhöflichen Betragen der Engländer, zu erzählen: und daß mein Irthum ihn überzeugen würde, unsere Nation verdiene mit recht den Vorwurf, von Stolz und schlechter Erziehung, den man uns schon lange in Frankreich macht. In der That, ich war denselben Tag, wegen des schlechten Wetters, und weil ich einen neuen Ansatz von Engbrüstigkeit befürchtete, sehr übel aufgeräumt: Ich glaube, meine Miene mag ihm eben so sonderbar, als mir sein Reiseaufzug geschienen haben. Ich trug ein schlechtes Kleid, das man des Morgens anzieht, und einen grossen weiten Ueberrock, eine ungepuderte Stutzparücke, einen breiten Hut auf den Kopf, und hatte ein hageres runzlichtes und elendes Gesichte dazu.

Die vierte Nacht auf unserer Reise, brachten wir in Macon zu, und reißten des folgenden Tags durch das Gebiete von Lion, welches ein schöner Strich Landes ist. Allenthalben sieht man Städte, Dörfer und

Ritter-

Rittersitze. Wie wir durch die Gegend um Macon fuhren, trafen wir viele Felder mit indianischen Korn an, das 6 bis 7 Fuß hoch wächst: man nennt es gemeiniglich türkisches Korn oder Weizen, und es giebt für den gemeinen Mann, eine trefliche Nahrung. Hier sowohl, als in Dauphine, erbauet man eine grosse Menge Kürbisse, und mit dem Inwendigen macht man die Suppen und andere Speisen dicke oder nahrhafter.

Weil wir, wegen meiner schwachen Gesundheit, nicht anders, als wenn die Sonne aufgegangen war, reiseten, und die Pferde in Frankreich in schlechten Zustande sind, so konten wir jeden Tag selten mehr als 20 französische Meilen zurücklegen.

Das Wirthshaus, das man mir in Lion angewiesen hatte, war besetzt, man brachte uns also in ein schlechteres, wo man mich im dritten Stock, in drey armselige Kammern führte, die täglich 12 Livres gelten solten. Für Mittag- und Abendmalzeit, forderte der Wirth 32 und noch über dieses 3 Livres für meinen Bedienten: so daß meine tägliche Ausgabe, ohne Frühstück, und den Coffee nach Tische, sich auf 47 Livres belief. Ich ärgerte mich über diese Betrügerey dergestalt, daß ich ohne ein Wort zu sagen, in ein anderes Wirthshaus fuhr, wo ich jetzt bin, und überhaupt 32 Livres bezale. Die Wohnung ist schlecht, und die Bewirthung mittelmäßig. Ich führe dergleichen Umstände an, damit sie daraus abnehmen können, wie die Fremden in diesem Lande übersetzt werden. Ich muß zwar einräumen, daß ich in Ansehung der Zehrung auf der Landkutsche die Hälfte ersparet hätte, aber die Ersparung wäre, wenn ich auch die andern Unannehmlichkeiten beyseite setze, weder für meine, noch meiner Frauen Gesundheit zuträglich gewesen. Die Reise von Paris nach Lion kostet mir, das Geld für den gemietheten Wagen, und alle Ausgaben unterweges mitgerechnet, beynahe 40

Louis-

Louisd'or. Ob unsere Sachen gleich nicht versiegelt waren, wurden sie doch von Paris bis hieher nicht angehalten. Bey der Ankunft zu Lion, fragte uns einer der Bedienten, ob wir nichts Zollbares bey uns führten, und als ich ihm eine halbe Krone in die Hand druckte, ließ er uns ohne weitere Nachsuchung fahren.

Meine Absicht war in Lion, Briefe aus London, und zugleich Credit bey meinem Banquier in Paris zu erwarten: allein die Kostbarkeit des hiesigen Aufenthalts, hat mich bewogen, in ein paar Tagen nach Montpellier zu reisen, ob der Ort gleich ziemlich ausser der Strasse nach Nizza gelegen ist. Die Gründe warum ich diesen Weg gewehlt, werde ich Ihnen in meinem nächsten Briefe mittheilen. Unterdessen verbleibe ich unausgesetzt

Ihr

ergebener.

Neunter Brief.

Montpellier,
d. 5. Nov. 1763.

Mein Herr!

Man hat so viel umständliche Nachrichten von Lion, daß sie von mir nichts Neues darüber erwarten können. Ich weis auch nicht vielmehr davon, als was ich in Büchern gelesen, weil ich nur einen Tag angewandt, die Gassen und merkwürdigen Plätze zu besehen. Die Brücke über die Rhone, scheint mir so wenig fest gebauet, daß ich fürchte, sie wird einmal von diesem reisenden Strome weggeführt werden: insonderheit sind die Bogen so enge, daß sich das Wasser nach starken

Regen-

Regengüssen stopft, und wenn es hoch angewachsen, nicht Raum genug hat, durchzufliessen. Vor einigen Jahren, fand sich ein Baumeister, welcher, um diesen gefährlichen Fehler abzuhelfen, einen Mittelpfeiler wegnahm, und aus zwey Bogen einen machte. Man sahe es als ein Meisterstück in der Kunst an, obgleich mancher gemeiner Maurer in England, die Sache, ohne sich breit damit zu machen, würde unternommen haben. Diese Brücke sowohl, als die von St. Esprit, sind nicht in gerader Linie, über den Fluß, sondern in einer Krümmung, die gegen den Strom steht, gebauet. Dergleichen Biegung hält man nicht ohne Grund, für einen bessern Widerstand gegen die Gewalt des Wassers. Sie macht über dieses kein übles Ansehen.

Lion ist eine grosse volkreiche Stadt, die eine blühende Handlung hat. Ich wundere mich aber, daß man den Ort für gesund ausgiebt, und die Luft schwindsüchtigen Leuten, zuträglich hält. Sie liegt an dem Zusammenflusse zweyer grossen Flüsse, die viele Feuchtigkeiten ausdünsten; und oft ganze Stücken Landes unter Wasser setzen, deren Boden beständig sumpfig bleibt. Dies muß die Luft nothwendig feucht, ungesund und faul machen, wenn sie nicht oft durch Winde von den Schweizergebürge gereinigt wird. Im Herbst muß es hier aus eben der Ursache, viel Nebel geben. An dem Morgen unserer Abreise, war ein solcher Nebel über der Stadt und der ganzen umliegenden Gegend, daß wir aus dem Wagen, den vordersten Maulesel, der davor gespant war, nicht erkennen konten. In Lion ist es des Sommers sehr heis, und des Winters sehr kalt: man kan sich vorstellen, daß daraus viel plötzliche Zufälle und Entzündungen im Frühling und im ganzen Jahr, entstehen müssen.

Die Ursachen, warum ich nach Montpellier, ob es gleich ganz aus dem Wege nach Nizza liegt, gehe, sind folgen-

folgende. Da ich keine Bekantschaft oder Correspondenz in den südlichen Gegenden von Frankreich habe, so wünschte ich bey dem Hause, an welches mein schweres Gepäcke abgeschickt war, ohne Wechsel zu erhalten. Ich hofte meine Sachen in Cette, dem Hafen von Montpellier, vorzufinden, und ein Schiff anzutreffen, worauf ich ohne weitere Umstände, nach Nizza reisen könte. Zu dem wolte ich versuchen, was die so sehr gepriesene Luft von Montpellier, für eine Würkung auf meinen Körper machen würde: und hatte ein grosses Verlangen, die berühmten Ueberbleibsel des Alterthums, in und um Nimes, welches nur 8 Meilen von Montpellier liegt, zu besehen.

In dem Wirthshause zu Lion, fand ich eine Kutsche mit drey Mauleseln, die man gemeiniglich in dieser Gegend zum Reisen gebraucht. Sie wolte leer wieder nach Avignon zurück kehren, und deswegen erhielte ich sie für 5 Louisd'or. Der Wagen war weit und bequem, die Maulesel stark und wohl unterhalten, und der Kutscher, Nahmens Joseph, schien mir ein ordentlicher, verständiger Kerl, der alle Gegenden in diesem Theile von Frankreich, sehr wohl kante. Er gab sich vor den Eigenthümer des Wagens aus; ich erfuhr aber in der Folge, daß er nur der Knecht war. Ich ertapte ihn unterweges über einigen kleinen Betrügereyen, und merkte gar deutlich, daß er sich mit den Leuten in den Wirthshäusern sehr wohl verstand; sonst war er höflich, dienstfertig und gesprächig. Es giebt mehr dergleichen üble Gewohnheiten, weswegen ein Reisender wohl thut, nicht gar zu scharfsichtig zu seyn, um Frieden und Ruhe zu haben. Er ist glüklich, wenn er mit einen bedachtsamen Schelm, wie dieser Joseph, zu thun hat, der seinen Vortheil zu gut kante, um grosse offenbare Betrügereyen vorzunehmen.

Wer

Wer mit Ungedult dem Schlusse seiner Reise entgegen sieht, dem muß diese Art zu reisen höchst unangenehm vorkommen. Im Sommer mag es unerträglich seyn. Die Maulesel gehen zwar sehr gewiß, aber ungemein langsam; eine Tagreise macht selten über 8 französische oder 24 englische Meilen aus: Die Fuhrleute haben gemeiniglich ihre gesetzten Standquartiere, deswegen muß man, zur grossen Unbequemlichkeit vor kränkliche Personen, zuweilen vor Sonnenaufgang fort. Inzwischen haben die Beschwerden, doch auf der andern Seite wieder ihr Angenehmes. So bald wir Lion verlassen hatten, stelte sich das schönste Sommerwetter ein: und da die Reise in einer malerischen Gegend, längst dem Ufer der Rhone fortgieng: so ließ uns das langsame Fuhrwerk Zeit, alle diese Schönheiten mit Musse zu betrachten.

Der schnelle Strom der Rhone, ist gröstentheils seinen steilen Ufern zuzuschreiben. Zu beyden Seiten liegt eine doppelte Reihe von Bergen, welche sich vom Ufer an, auf einmal steil erheben, zwischen diesen läuft der Fluß durch. Sie sind mit lauter Weinstöcken besetzt, hin und wieder liegen kleine Landhäuser; auf den Spitzen stehen oft Kirchen, Kapellen und Klöster: das alles zusammen macht eine angenehme Abwechselung der Gegend. Die Hauptstrasse bis Avignon, geht in gerader Linie zur Seite des Flusses fort, und befördert dadurch den inländischen Handel ungemein. Wer nach den südlichen Provinzen Frankreichs reisen will, geht gemeiniglich von Lion aus, mit dem öffentlichen Wasserschiffe, (coche d'eau) das mit vieler Geschwindigkeit den Fluß hinunter getrieben wird. Da man zu beyden Seiten, bey einer Menge von Städten und Dörfern vorbey fährt, so trift man täglich an einem bestimten Orte, eine Mittags- und Abendmahlzeit an. Bey gutem Wetter ist auf dieser Reise keine Gefahr, bis man an die Brücke

Saint Esprit komt, wo der Strom mit solcher Gewalt durch die Bogen stürzt, daß das Schiff zuweilen umschlägt. Passagiers die sich fürchten, werden oberhalb der Brücke ausgesetzt, und wenn das Schiff unter weg ist, wieder eingenommen, so wie bey der Brücke zu London. Die Schiffe, welche gegen den Strom hinaufgehen, werden durch Ochsen gezogen, die durch einen von den Bogen schwimmen, und unterdessen setzt sich der Führer zwischen die Hörner des vördersten. Wir fuhren den Montag frühe aus Lion. Weil vor wenig Tagen ein Diebstal auf der Strasse in dieser Gegend begangen war, so befahl ich dem Bedienten, meinen Muskedonner, oder grosse Kugelbüchse mit 8 Kugeln zu laden. Dies Gewehr zog die Neugierde und Bewunderung des Volks aller Orten auf sich. So bald wir still hielten, so versamlete sich eine Menge Leute um den Wagen, um die grosse Büchse, die sie eine kleine Kanone nannten, zu besehen. Zu Nuys in Burgund schoß mein Bedienter sie in die Luft, worüber der ganze Haufen, wie eine Heerde Schaafe, aus einander stöberten. Auf der Reise hieher, fuhren wir gemeiniglich, von früh 8 Uhr, bis um 12, da die Maulesel ein paar Stunden ausruheten. Unter der Zeit hielt Joseph seine Mahlzeit, und wir unser Frühstück; alsdenn nahmen wir einen Vorrath in die Kutsche, von welchen wir um 3 Uhr speiseten. Wir hielten gemeiniglich bey einem klaren Bache still, der uns das schönste Wasser zum Weine lieferte. In dieser Gegend wurde ich recht mit Knoblauch gequält; Sie thun ihn an alle Brühen, und Ragouts, ja alle Leute, und die Stuben, in die man tritt, riechen darnach. Der Becsigen, der Kramts und anderer kleinen Vögel, die wir gemeiniglich des Tags zweymal bekamen, wurde ich auch herzlich überdrüssig. Man trägt sie halb roh, und in Weinblättern auf, und die Franzosen essen sie lieber auf diese Art, als wenn

sie

sie, durch das zu starke Braten, den Saft verloren haben.

Die Bauren gehen in diesen Provinzen Frankreichs, erbärmlich gekleidet; sie sind hager, schwarzbraun, klein von Statur, und sehen aus, als wenn sie aus den Gräbern kämen. Hingegen leben die Leute, welche reisen und auf der Strasse zu thun haben, ganz wohl. Jedweder Fuhrmann und Mauleseltreiber, hält des Tages seine zwey Mahlzeiten, jede von ein paar Schüsseln, nebst dem Nachtische; und dazu trinkt er sein Glas Wein. Der Wein, den man Hermitage nennt, wächst in der Provinz Dauphine, und gilt die Flasche 3 Livres auf der Stelle. Der gemeine hiesige Tischwein ist sehr stark, hat aber den schönen Geruch des Burgunders nicht. Die Bewirthung ist ziemlich gut, und ob das Land gleich sehr wohlfeil, so fordern sie gleichwohl von einer Person, die in ihrem Zimmer speisen will, für die Mahlzeit 4 Livres. Ich bestund darauf nicht mehr als 3 zu geben, welche sie endlich mit vielen Streit und Widerwillen nahmen. Wir fanden auf den ganzen Wege, einen Ueberfluß an guten Schöpsen- und Schweinfleisch, Federvieh und Wildpret, worunter die rothen Rebhüner, die noch einmal so groß, als die englischen sind, gehören. Ihre Hasen sind gleichfalls erstaunlich groß und saftig. Wir sahen ganze Heerden, von schwarzen welschen Hünern, aber kein schwarzes Rindvieh. Die Milch war so selten, daß wir oft keine zum Thee trinken konten.

Eines Tages bemerkte ich zur Seiten der Strasse, ein Feld mit einer Blüthe, die ich vor Safran hielt; ich befahl meinen Bedienten abzusteigen, und etwas davon zu holen. Er gab unterdessen die Kugelbüchse an Joseph, der anfieng damit zu handthieren, worüber sie los gieng, und einen entsetzlichen Knall, der durch den Wiederhall der umliegenden Berge verdoppelt wur-

de, von sich gab. Die Mauleſel wurden scheu, und giengen in vollem Gallop durch. Joſeph konte in einigen Minuten weder die Zügel halten, noch vor Schrecken den Mund aufthun. Endlich kam er wieder zu sich, und hielte mit Hülfe des Bedienten, die Thiere auf. Er überlieferte die Büchſe dem Bedienten, und schüttelte den Kopf ſehr dabey. Darauf erhob er sich vom Bocke, beſichtigte ſeine 3 Mauleſel, und küſte einen jeden nach der Reihe: nachdem er keinen Schaden daran wahrgenommen, kam er an unſere Kutſche: und ſagte mit blaſſen und erſchrockenen Geſichte; Gott wäre ihm beſonders gnädig geweſen, daß er ſein Vieh nicht erſchoſſen hätte. Ich antwortete: Es wäre eine gröſſere Gnade, daß er keinen von ſeinen Reiſenden getödtet: denn der Lauf hätte ſo gut gegen uns, als nach einer andern Gegend gerichtet ſeyn können, und in dem Fall würde er als ein Mörder haben mit dem Leben büſſen müſſen. Es wäre einerley geweſen, verſetzte er, ob man mich des Mords wegen gehangen, oder ob ich durch den Verluſt meines Viehs, verlohren geweſen. Dieſe Begebenheit machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er es jeden, der uns begegnete erzehlte, und nicht das Herz hatte, die Büchſe wieder anzurühren. Ich fand oft ein Vergnügen, in der Unterredung mit dieſem Kerl, denn er war ſchlau und geſprächig. Alle Nachmittage ſtelte er ſich auf dem Wagentritt, zur Seite der Kutſche, und ſchwatzte eine Stunde mit uns. Als wir bey dem Galgen von Valence vorbey fuhren, ſahen wir einen ganz Nackenden daran hangen, und einen andern darneben aufs Rad geflochten. Ich erinnerte mich, daß Mandrin hier gerichtet worden, rief deswegen Joſeph herbey, hieß ihn auf den Wagentritt ſteigen, und erkundigte mich, ob er dieſen berühmten Contrebandhändler jemals geſehen. Bey dem Nahmen Mandrin, ſtiegen Joſeph die Thränen in die Augen, und er gab mit

vielen

vielen Seufzern und Klagen zu verstehen, er wäre sein liebster Freund gewesen. Ich stutzte ein wenig über dieses Bekäntniß: doch hielt ich mit meinen Gedanken zurück, und that ihm einige Fragen über den Character, und die Geschichte eines Menschen, der so viel Lerm in der Welt gemacht hatte.

Er erzählte mir, Mandrin wäre aus Valence von schlechten Eltern gebürtig gewesen, hätte anfangs unter den Soldaten gedient, wäre nachher Zolleinnehmer (maltolier) und endlich Contrebandhändler geworden. Durch sein ausserordentliches Geschick, hätte er sich zum Haupte einer Bande von 500 solcher Leute gemacht, die alle mit Flinten und Pistolen wohl bewafnet gewesen. Er unterhielte 50 Pferde für seine Leute, und 300 Maulesel seine Waaren zu führen. Sein Hauptquartier war in Savoyen, von da that er Einfälle in Dauphine, und fürchtete sich nicht sehr, für die Strassenbereuter. Er hatte verschiedene blutige Scharmützel, so wohl mit ihnen, als mit den ordentlichen Soldaten, und zeigte bey aller Gelegenheit seinen Muth, Unerschrockenheit und kluge Aufführung. Er begegnete einsten 50 Strassenbereutern, die ihn aufsuchten, und sagte ihnen mit grosser Gelassenheit, er habe jetzt ihre Pferde und Sachen nöthig, sie möchten so gut seyn, und absteigen. Zugleich kam seine Bande zum Vorschein, worauf jene ohne weitern Widerstand, seinem Verlangen Folge leisteten. Joseph versicherte er wäre gleich tapfer und großmüthig gewesen. Niemals habe er Reisende angefallen, oder den Armen Unrecht zugefügt, er habe ihnen vielmehr oft gutes gethan. Er pflegte die Leute auf dem Lande zu nöthigen, ihm Waaren, als Toback, Brantewein, Nesseltuch nach seinen Preisen abzunehmen, und auf gleiche Weise machte er sich in den offenen Städten Geld. Wenn es ihm an Waaren fehlte, so borgte er von ihnen, und versprach, wenn er besser versehen

wäre, wieder zu bezahlen. Er ward endlich, von einer schlechten Weibsperson, die er sich hielt, an einen Obersten von einem französischen Regimente verrathen, der sich bey der Nacht mit einiger Mannschaft, an den Ort in Savoyen, wo er sich aufhielt, begab, und ihn in einem Hause im Walde überfiel, unterdessen daß seine Leute hin und wieder auf dem Lande zerstreuet waren. Der König von Frankreich entschuldigte sich deswegen bey dem Könige von Sardinien, in dessen Gebiete es geschehen war. Als Mandrin nach seiner Vaterstadt gebracht worden war, ließ man ihn eine Zeitlang unter einer starken Bedeckung mit Ketten geschlossen, in der Stadt umher gehen: da er sich denn mit allerley Leuten sehr frey unterredete, und immer noch auf die königliche Gnade hofte, worin er sich aber betrogen fand. Es kam Befehl vom Hofe, ihm den Proceß zu machen; da er schuldig befunden, und zum Rade verurtheilt wurde. Joseph versicherte, er hätte den Abend vor seiner Hinrichtung, eine Flasche Wein mit ihm getrunken. Er stund seinen Tod mit grosser Standhaftigkeit: aus, und sagte, wenn der König den Brief, welchen er geschrieben, empfangen hätte, so wäre er gewiß begnadigt worden. Der Scharfrichter, war einer von seiner Bande, welchem mit der Bedingung, das Urtheil an ihm zu vollstrecken, das Leben geschenkt wurde. Sie wissen, daß man den Verbrechern, die gerädert werden, gemeiniglich den Hals zuschnürt, wenn das Urtheil gleich lautet, daß er lebendig gerädert werden soll. Da man dem Mandrin keines Mords oder anderer Grausamkeiten beschuldigen konte, so widerfuhr ihm auch diese Gnade. Er sagte zu dem Scharfrichter, der vormals unter seinen Befehl gestanden hatte, Joseph, du solt mich nicht anrühren, bis ich völlig tod bin. Bey diesen Worten unsers Kutschers, gerieth ich auf den Verdacht, er selbst möchte wohl der Scharfrichter von Mandrin gewesen seyn, und

in

in diesen Gedanken rief ich, Ey! Ey! Joseph. Der Kerl wurde ganz roth, und sagte: Ja er hieß auch Joseph wie ich. Ich mochte die Sache nicht weiter untersuchen: inzwischen gefielen mir die Verbindungen, in welchen Joseph mit Mandrin gestanden, gar nicht. Dazu kam, daß er einem Spitzbuben nicht sehr unähnlich sahe: gleichwol aber muß ich gestehen, daß er höflich und gefällig war.

Am fünften Tage unserer Reise, fuhren wir über die berühmte Brücke von Saint Esprit. Sie ist wegen ihrer Länge und der grossen Anzahl Bogen, merkwürdig. Die Bogen sind aber zu schmaal, und oben ist sie für die starke Ueberfahrt nicht breit genug: überhaupt scheint sie mir für den heftigen Strom zu leicht gebauet. Man kan sie mit der Westminster Brücke weder in Ansehung der Schönheit noch Festigkeit vergleichen.

Hier kamen wir auf den Boden der Provinz Languedoc, weswegen unsere Koffer untersucht werden solten, allein nach Empfang eines 3 Livrestücks ließ uns der Aufseher fahren. Ehe wir Dauphine verlassen, muß ich Ihnen noch meine Verwunderung über die Feigen- und Nußbäume, welche zu jedermanns Gebrauch auf ofnen Felde stunden; bekennen. Diesen Tag sahe ich auch den berühmten Pont du Gard, allein es ist unmöglich, die Beschreibung dieser treflichen Brücke, und die andern Alterthümer in dieses Schreiben zu bringen. Ich will solches bis auf den nächsten Brief verschieben, und verbleibe unterdessen mit wahrer Zuneigung.

M. H. Ihr

ergebener

Zehenter Brief.

Montpellier,
d. 10. Nov. 1763.

Mein Herr!

Wie wir über die Brücke von Saint Esprit gefahren, befanden wir uns in Languedoc, und frühstückten zu Bagnole, einer kleinen armseligen Stadt. Von da hat man eine kostbare Strasse, durch einen Berg in der Länge von vier Meilen angelegt. Hier sahe ich zuerst den berühmten Pont du Gard, welcher eine Meile ausser der Poststrasse rechter Hand, und drey Meilen von Nimes liegt. Ich möchte nicht gerne für einen, der es in Sachen des Geschmacks übertreibt, angesehen werden: gleichwol muß ich gestehen, daß ich beym ersten Anblicke dieses herrlichen Denkmals, bis wir es dicht vor uns sahen, die gröste Ungedult von meinem ganzen Leben empfand, und daß ich unsern Kutscher, in vollem Gallop hinfahren ließ, weil ich fürchtete, es möchte sonst zu finster werden. Ich vermuthete, ein hin und wieder verfallenes Gebäude anzutreffen, und freuete mich über meinen Irthum, weil es noch so frisch als die Westminster Brücke aussahe. Entweder die Luft muß so rein und trocken, oder die Quadersteine, von denen es aufgeführt ist, so hart seyn, daß sie an den Spitzen so scharf scheinen, als wenn sie erst im vorigen Jahre, gehauen wären. Es sind zwar einige grosse Steine aus den Bogen gefallen, aber das Ganze hat sich doch wohl erhalten, und stelt dem Auge ein zierliches simples, und majestätisches Stück, der alten Baukunst dar. Ich will wetten, daß der einfältigste und unempfindlichste Mensch, es nicht ohne Bewunderung ansehen kan. Es wurde zu Augusts Zeiten, von einer römischen Colonie

in

in Nimes angelegt, um das Wasser zum Gebrauch der Stadt, von einem Berg nach dem andern zu führen. Es geht über den kleinen Fluß Gardon, der dem Auge hier eine vortrefliche malerische Aussicht darstelt. Er rauscht zwischen Felsen, im natürlichen Wasserfällen herab, und wird zu beyden Seiten von hohen Bäumen und kleinen Gebüsche beschattet. Er nimt in den Sevennischen Gebürgen seinen Ursprung, und führt etwas Goldsand bey sich, wie uns der Herr von Reaumur in einer Abhandlung, welche sich in den Schriften der königlichen Academie vom Jahr 1718. befindet, benachrichtiget. Wenn ich zu Nimes oder Avignon, welches nur vier kurze Meilen davon entfernt liegt, lebte, würde ich oft Lustfahrten nach den Pont du Gard anstellen, und unter einen von dessen Bogen, eine kalte Mahlzeit halten.

Das Werk besteht aus 3 Brücken, oder Reihen von Bogenstellungen über einander; die erste Reihe hat deren 6, die andere 11, und die dritte 36. Ueber die obersten läuft das Wasser in einer Höhe von 174. Fuß und 3 Zoll. Die Entfernung der beyden Berge, die dadurch vereinigt werden, beträgt 723 Fuß. Die Bauordnung ist toscanisch, und die Simmetrie die vollkommenste, welche man sich gedenken kan. An Fusse der Pfeiler der andern Reihe, hatte man einen schmalen Gang, für Fußgänger angelegt: allein so sehr die Alten uns, in Ansehung der Schönheit der Gebäude übertroffen, so müssen sie doch den Neuen, in der bequemen Bauart einen grossen Vorzug lassen. Die Einwohner von Avignon haben das römische Werk in diesem Puncte verbessert, und eine neue Brücke nach dem Plan, der im andern Gange schon befindlichen angehängt. Diese scheint, zu der vorigen zu gehören, und man kan mit Pferd und Wagen, nunmehr ganz bequem über den Fluß kommen. Die Wasserleitung, zu deren Verlän-

gerung dies kostbare Werk aufgeführt ward, brachte einen Arm von süssen Wasser aus der Quelle von Eure bey der Stadt Uzes, und erstreckt sich auf 6 Meilenweges.

Bey Annäherung der Stadt Nimes, bemerkt man einen von den Römern gebaueten alten Thurme auf einem Berge, von dem man die ganze Stadt übersehen kan. Es scheint er habe anfangs zu einem Wachtthurm, um Zeichen von demselben zu geben, gedient; in folgenden Zeiten wurde er als ein Castell gebraucht. Der Ueberrest ist noch 90 Fuß hoch, und nach dorischer Ordnung gebauet. Kaum war ich im Wirthshause abgestiegen, als man mir eine gedruckte Nachricht von Nimes und seinen Alterthümern brachte, welche die Fremden gemeiniglich zu kauffen pflegen. Es giebt auch Leute, die ihre Dienste anbieten, um Reisende herum zu führen: und man wird hin und wieder von einem armseligen Antiquarius angeredet, die einem alte Münzen mit der Versicherung, daß sie aufrichtig, und aus den römischen Ruinen und Bädern genommen worden, anbieten. Diese Kerls sind lauter Betrüger, und haben schon manchen unwissenden Engländer, der mehr Vermögen als Kentniß besitzt, das Geld abgelockt. Solchen verkauffen sie das gemeinste schlechte Zeug, merken sie aber, daß sie einen Kenner vor sich haben, so bringen sie manchmal schöne und würklich merkwürdige Stücke zum Vorschein.

Nimes hieß vor Alters Nemausis, und war eine römische Pflanzstadt, die Kayser August nach der Schlacht bey Actium anlegte. Sie ist von ziemlichen Umfange, und soll 12000 Familien enthalten. Die Zahl wird aber, nach dieser Rechnung, viel zu groß angegeben. So viel ist gewiß, daß die Stadt ehemals sehr weitläuftig gewesen seyn muß, wie man aus dem Umfang der alten Mauern, deren Ueberbleibsel man noch sieht, abnehmen kan.

Sie

Sie macht gegenwärtig nicht den dritten Theil aus. Die Tempel, Bäder, Statuen, Thürme, Rathhäuser und Amphitheater beweisen, daß sie ehemals den Nahmen eines prächtigen und reichen Orts verdient. Gegenwärtig sind es bloß die Ueberbleibsel davon, welche die Stadt merkwürdig machen, ob sie gleich sonst gute Seiden- und Wollenmanufacturen hat. Das darzu benöthigte Wasser, komt von einer Quelle am Fusse des Felsen, worauf der obgedachte Thurm gebaut ist; daselbst hat man Ruinen alter Bäder, die mit eben so viel Geschmack als Pracht angelegt waren, entdeckt. Unter den Trümmern fand man eine Menge von Säulen, Vasen, Kapitälen, Gesimsen, Aufschriften, Münzen, Statuen, und unter andern auch den Finger einer Colossalischen Bildsäule von Bronhe, die nach den Regeln des Verhältnisses, wenigstens 15 Fuß Höhe gehabt. Aus diesen Umständen erhellet, daß das Gebäude groß und prächtig gewesen. Man sieht noch etwas von einem gewürfelten Fußboden. Der alte Boden des Bades ist gleichfalls noch ganz erhalten. Man hat den Schut abgeräumt, und die Bäder gröstentheils nach dem alten Plan wieder hergestelt, ob sie gleich weiter zu keinem Gebrauche, als zum Zierrathe da stehen. Das Wasser wird in zwey ungeheuren Behältnissen aufgefangen, wohin es in einem Kanal, von gehauenen Steinen geführt wird. Ueber diesen breiten Kanal sind drey artige Brücken angelegt. Das Wasser desselben, ist vortreflich, und wird in grosser Menge durch viele kleine Röhren durch die Stadt geleitet, und zu allerley Gebrauch in den Häusern und Manufacturen verwendet. Zwischen den römischen Bade und diesen Kanälen, sind angenehme Spaziergänge, zur Belustigung der Einwohner angelegt. Man hat auch Architratonische Zierrathen dabey angebracht, die aber mehr nach französischen Geschmacke getändelt sind, als daß sie jener edlen

Grösse

Grösse und Einfalt der Römer ähnlich sähen. Es ist in der That zu verwundern, daß diese Quelle, eine so erstaunliche Menge Wassers hervorbringt, womit nicht nur der Teich der Quelle selbst, und das römische Behältniß, sondern auch zwey breite tiefe Kanäle 300 Fuß lang, und zwey geraumige Behältnisse, die zu dem grossen Kanal gehören, der 1600 Fuß lang, 18 Fuß tief, und 48 breit ist, angefüllt werden. Wie ich ihn sahe, hatte er 8 bis 9 Fuß tief Wasser, das so klar wie Crystall schien. Zur Ehre der französischen Reinlichkeit muß ich noch anmerken, daß ich in dem römischen Behältnisse ein paar Personen antraf, die beschäftigt waren, Kinderzeug und andere schmuzige Wäsche darin zu waschen. Ich stutzte, und hatte einen grossen Widerwillen, bey dem häßlichen Anbick. Wie ich mich erkundigte, wie und auf wessen Erlaubniß, diese eckelhaften Gesichter, in das Behältniß gekommen, um das Wasser gleich an der Quelle zu besudeln, vernahm ich, daß sie dem Aufseher des Ortes gehörten, der die Schlüssel zu dem unterirdischen Gange hätte.

Gegen dem Bade über stehen die Ruinen eines Tempels, welcher, der Sage nach, der Diana geheiligt gewesen. Allein Kenner der Alterthümer haben bereits angemerkt, daß die Tempel dieser Göttin, allemal von ionischer Ordnung gebauet wurden, der gegenwärtige aber, ist theils nach Corinthischer, theils nach Römischer angelegt. Er hat ohngefehr eine Länge von 70 Fuß, und eine Breite von 36, ist oben gewölbt, und von grossen Steinen, die ohne den geringsten Mörtel genau zusammen gefügt sind, aufgeführt. Die Mauren stehen noch, und am Ende gegen dem Eingange über, sieht man drey grosse Altäre. An jeder Seite sind Nischen in den Pfeilern der Mauer angelegt. Die Piedestals, die Schäfte der Pfeiler, die Karnieſſe und

Ge-

Gesimse, zeigen den vormaligen Pracht dieses Gebäudes genugsam an. Es ward in dem bürgerlichen Kriege, der Frankreich unter Heinrich III. heimsuchte, verwüstet.

Es ist zu verwundern, daß, bey den auf einander gefolgten Einfällen der Gothen, Vandalen und Mohren: bey den schwärmerischen Kreuzzügen, da sich die, von blinden Religionseifer eingenommenen Leute, fast noch wilder und unverständiger, als jene barbarischen Völker aufführten, dieser Tempel nebst noch zwey andern weit edlern Denkmalen der römischen Baukunst, zur Zierde der Stadt Nimes, bis auf den heutigen Tag glücklich erhalten worden. Ich meyne das Amphitheater, und das so genannte viereckige Haus (maison carrée). Das erste wird unter allen noch übrigen für das beste in dieser Art gehalten. Man führte es unter der Regierung Käysers Antonin des Frommen, der ansehnliche Summen dazu herschoß, auf. Die Form des Gebäudes ist länglich rund, und hält 1080 Fuß im Umfange: 20000 Zuschauer hatten Platz darin. Es ist 60 Fuß hoch, nach toscanischer Ordnung, und mit 2 Gängen über einander, deren jedweder aus 60 Arkaden besteht, angelegt. Man gieng durch 4 Thore, mit eben so viel Gängen in den eigentlichen Kampfplatz. Die Sitze, welche sich, 30 an der Zahl, hinter einander erheben, sind von grossen Steinen, welche zum Theil noch vorhanden. Ueber den Norder Eingang, stehen ein paar wohl gemachte Ochsen, von halb erhobner Arbeit, welche nach römischer Art anzeigen, daß dieses Amphitheater auf Kosten des Volks aufgeführt worden. Hin und wieder sind noch andere, weniger erhaben, gearbeitete Sachen, als Köpfe und Brustbilder, aber von geringer Kunst. Das Gebäude steht in dem niedrigen Theile der Stadt, und erweckt Ehrfurcht und Hochachtung

bey

bey dem, der es ansieht. Die auswendige Baukunst ist rund herum frey und gut zu besehen: hingegen ist der Kampfplatz, oder die, von den Alten so genante Arena, mit Häusern angefüllt. Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts, befestigten die Westgothen es statt einer Citadelle: errichteten inwendig eine Art von Kastell, mit 2 noch übrigen Thürmen, und umgaben es mit einem breiten tiefen Graben, der aber im dreyzehnten Jahrhundert wieder zugefüllt worden.

In den folgenden Kriegen, die die Stadt ausstehen muste, diente es den Bürgern allezeit zu ihrer äussersten Zuflucht, und muste so viele Angriffe ausstehen, daß die Erhaltung des Gebäudes, würklich als ein halbes Wunderwerk anzusehen. Es ist wahrscheinlich, daß es am meisten von dem niederträchtigen und barbarischen Geize der jetzigen Einwohner leidet, welche es täglich in Ansehung der Steine, die sie zu ihren Gebäuden anwenden, verstümmeln. Mich wundert, daß kein königlicher Befehl diesen Plünderungen ein Ende macht.

Wenn das Amphitheater durch den Anblick seiner Grösse, den Zuschauer rührt, so nimt ihn das viereckige Haus destomehr, durch die Schönheit der Bau- und Bildhauerkunst ein. Man glaubt Kayser Hadrian, der auch ein Rathhaus, von dem man nichts mehr sieht, anlegte, habe es gebauet. Aber die folgende Aufschrift, welche man an dem Gibel entdeckte, beweiset deutlich, daß es die Einwohner der Stadt, zu Ehren der beyden Brüder Caius und Lucius Cäsar, die Kayser Augusts Enkel, von seiner Tochter Julia waren, aufführen lassen.

C. Cæsari Augusti. F. Cos.
L. Cæsari Augusti. F. Cos.
Designato
Principibus iuuentutis,

Dies

Dies prächtige Gebäude steht auf einem 6 Fuß hohen Untersatze, ist 82 Fuß lang, 35 breit, und 37 hoch, ohne den Untersatz gerechnet. Es ist mit 20 in der Wand stehenden Säulen geziert, und der Vorplatz hat 10 freystehende Säulen, welche das Gebälke tragen. Die Säulen sind Korinthisch, ausgehölt oder cannelirt, und mit Kapitälen von auserlesener Bildhauerkunst gezieret. Man bewundert zumal den Frieß und Karmiß, und hält die Blätter für unnachahmlich schön. Die Verhältnisse des Gebäudes, sind so glücklich gegen einander angegeben, daß das Ganze ein prächtiges und majestätisches Ansehen erhält, wodurch auch der unverständige und gleichgültige Zuschauer gerührt wird. Man darf kein Kenner der Baukunst seyn, um diese Schönheiten zu empfinden. Sie sind so vortreflich, daß man viele Jahre lang, sie täglich mit neuen Vergnügen betrachten könte. Es ist würklich merkwürdig, daß sie sich ganz erhalten haben, und weder durch die Zeit noch den Krieg zerstört worden. Cardinal Alberoni sagte, es wäre ein Juwel, das verdiente in Gold gefaßt zu werden, damit es desto besser für äuserliche Zufälle geschüzt wäre. Ein gewisser italiänischer Maler ward gewahr, daß man einen Theil des Daches, nach neuer französischer Art ausgebessert hatte, er riß sich die Haare aus, und sagte voll Eifer: Was sehe ich? einen Harlekinshut auf den Kopf des Augusts!

Das Gebäude ist ausser allen Zweifel ausnehmend schön. Man findet nichts, das man damit vergleichen könte. Es steht wohlbehalten zur Verwunderung der Welt, als ein bezaubertes Schloß da, das keine Jahrhunderte, deren eines, noch barbarischer als das andere war, haben zu Grunde richten können. Die Beschreibung der Alterthümer von Nimes erwähnt einer wunderbaren Statue zweyer vereinigten weiblichen Kör-

per,

per, worauf ein alter Mannskopf steht, da der Ort aber nicht angezeigt wird, so habe ich solche nicht gefunden.

Das ganze Languedoc ist mit unzähligen Olivenbäumen besetzt: die Frucht fängt an jetzo zu reifen, und sieht so schwarz aus als Schlehen. Zum Einmachen werden sie grün abgenommen, und eine Zeitlang in ein Wasser, das mit Asche und ungelöschten Kalk vermischt ist, gelegt, wodurch der bittere Geschmack ausgezogen, und die Frucht zart wird. Ohne eine solche Zubereitung ist sie nicht eßbar. Unter den Oliven und Feigenbäumen, säen die Landleute hier Korn, und pflanzen Wein, so daß keine handbreit Land ungenutzt liegt. Hingegen sieht man keine freye Felder, Wiesen und Viehzucht. Der Boden ist gleichsam zu sehr überladen; und was er hervorbringt, ist so auf einander gestopft, daß es keinen guten Anblick fürs Auge giebt, und bey dem Reisenden den Argwohn erweckt, die Einwohner müssen entweder sehr arm, oder sehr habsüchtig seyn. Die Hitze ist im Sommer hier so stark, daß das Rindvieh an grünen Futter, Mangel leiden würde, da alles aufkeimende Gras gleich verbrennet und verdorret.

Bey unserer Ankunft in Montpellier war es sehr warm; Wir stiegen im weisen Pferde, als dem besten Wirthshause ab, und fanden ein schlechtes Quartier, den Sitz der Finsterniß, des Schmuzes und der Betrügerey. Ich muste für jede Person, die Mahlzeit mit vier Livres, und überdieses noch für jedes Bett, ob sie gleich alle in einer Stube stunden, zwey Livres bezalen. Man solte glauben, es wäre kostbarer in Frankreich zu leben, je weiter man gegen Mittag komt, da doch in Languedoc, jeder Artikel in der Haushaltung, wolfeiler als in allen andern Provinzen ist. An den unverschämten

ten Forderungen der Wirthe, sind die Engländer schuld, welche in grosser Anzahl hieher kommen, und sich als Streichvögel von den hiesigen Einwohnern, die ihre schwache Seite gut kennen, und zu nutzen wissen, das Geld abnehmen lassen. Sie stellen sich, als hielten sie alle reisende Engländer für grosse Herren, von entsetzlichen Vermögen, die sehr freygebig sind, und wir sind einfältig genug, sie in der Meinung zu bestärken, indem wir uns ihre übertriebenen Geldschneidereyen geduldig gefallen lassen, und die gröstten Ausschweifungen begehen. Diese Thorheit der Engländer, und der Zusammenfluß vieler Leute aus mancherley Gegenden, die glauben, hier wieder gesund zu werden, ist Ursache, daß Montpellier einer der kostbarsten Orte im südlichen Frankreich geworden. Die Stadt ist nur klein und liegt auf einer Anhöhe gegen das mittelländische Meer, welches nur 3 Meilen von der Stadt gegen Mittag entfernt liegt: auf der andern Seite breitet sich eine Ebene in gleicher Weite, bis an die sevennischen Gebürge aus. Man zält die Stadt unter die wohlgebaueten, und mit wohlangelegten Gassen versehenen Oerter: Mir kommen die Häuser aber dunkel, und die Gassen überhaupt enge vor. Die Luft hält man für catarrhalische Auszehrungen wegen ihrer Trockenheit und Elasticität gesund, hingegen ist sie in dem Falle, da die Lunge schon von Geschwüren angegriffen ist, zu scharf.

Zu Montpellier sahen wir zuerst das aufgeräumte muntere Wesen, weswegen die Einwohner dieser Provinz so bekant sind. In allen andern Plätzen, wodurch wir seit der Abreise von Lion gekommen, merkten wir nichts, als Kummer und Elend. Wir kamen hier Sonntags an, da jedermann sich aufs beste geputzt hatte. Die Gassen waren mit Menschen angefüllt, angesehene Leute, von beyderley Geschlechte sassen auf steinernen Bänken

vor den Thüren, und waren bey ihren Gesprächen sehr lustig. Diese Unterredungen dauerten bis spät in die Nacht, hin und wieder hörte man singen und spielen. Den folgenden Tag, erhielten wir einen Besuch von den sich hier aufhaltenden Engländern, welchen sie allemal denen neuen Ankömlingen abzustatten pflegen. Sie machen 4 bis 5 Familien aus, mit denen ich den Winter sehr angenehm zubringen könte, wenn meine Gesundheit und andere Ursachen, mich nicht wegtrieben.

Herr L. war 2 Tage vorher angekommen, und hatte dieselben engbrüstigen Zufälle, die mich so lange geplagt hatten. Er sagte: er hätte mich, seit seiner Abreise allenthalben aufgesucht. Wie wir die Umstände zusammen hielten, so fand sich, daß er vor einem Wirthshause in der Picardie still gehalten, und sich ein Glas Wein und Wasser geben lassen, in dem wir zu Mittage speiseten, ja er hatte meinen Bedienten gefragt, wer sein Herr wäre, der ihm geantwortet, weil er ihn nicht kante, es wäre ein Herr aus Chelsea. Er war sehr oft bey dem Hause, worin ich zu Paris wohnte, vorbeygegangen, und den Tag, ehe wir zu Montpellier eintrafen, vor unserer Kutsche vorbeygefahren.

Die Besatzung der Stadt besteht aus zwey Bataillons, davon eines von dem irrländischen Regiment Berwick ist, und unter dem Obersten Tent, mit dem wir zu Boulogne bekant wurden, stehet. Er begegnet uns mit vieler Höflichkeit, und thut alles, was uns den Ort angenehm machen kan. Man erwartet den Stadthalter, den Herzog von Fitzjames in kurzen. Zweymal wird wöchentlich ein artiges Concert aufgeführt. Die Stände von Provence versamlen sich im Januar hier, da Montpellier alsdenn sehr munter und lebhaft werden wird. Aber eben diese Umstände bewegen mich,

es zu verlassen. Ich bin nicht gesund genug, um an diesen Vergnügen Theil zu nehmen. Mir wird die Menge von Gesellschaft, die uns zu allen Stunden des Tages überfält, zur Last, und ich sehe vorher, daß der Aufenthalt zu Montpellier, mich zu Ausgaben nöthigen würde, die ich nicht ausführen kan. Ich habe zu dem Ende den Brief, vom General P - - n an unsern Consul B - - d in Nizza, voraus geschickt, ihm meinen Entschluß dahin zu reisen gemeldet, und ihm gesagt, wie ich dort meine Einrichtung zu machen gedächte.

Den Tag nach unserer Ankunft, nahm ich ein ziemlich gutes Quartier für 50 Sols des Tages: Wir lassen das Essen für 10 Livres für 2 Mahlzeiten vom Speisewirth holen, wofür er aber weder Wein noch Nachtisch liefert. Die Bewirthung ist nicht sonderlich. Die hier sich aufhaltenden englischen Familien finden ihre Rechnung besser bey eigener Wirthschaft. Einem jeden Reisenden, der entweder hieher, oder nach einer andern französischen Stadt geht, und dort über etliche Tage zu bleiben gedenkt, thut sehr wohl, durch einen Freund Zimmer miethen zu lassen, wo er gleich hinfahren kan, ohne genöthigt zu seyn, in einem elenden Wirthshause abzusteigen. Denn alle Wirthshäuser sind in diesem Lande erbärmlich.

Mein Gepäcke ist noch nicht auf den Canal von Languedoc angelanget: ich bin aber darum nicht bekümmert, weil es an einem hiesigen englischen Kaufmann gesendet wird. Er heist: Herr Ray, und ist ein rechtschaffener ehrlicher Mann, der mir viele Merkmale von Freundschaft und Gefälligkeit erwiesen.

Den nächsten Brief werde ich Ihnen aus Nizza schreiben. Unterdessen verbleibe ich allezeit

der Ihrige.

Eilfter Brief.

Montpellier.
d. 12. Nov. 1763.

Mein lieber Doctor!

Ich schmeichelte mich mit der Hofnung, die Zeit, wärend meines kurzen Aufenthalts zu Montpellier, sehr angenehm zuzubringen. Die hohe Schule, der botanische Garten, der Zustand der Arzneykunst in hiesigen Gegenden, die Nachricht von einer merkwürdigen Samlung von Handschriften, darunter ich etwas für unsern Freund, Doctor H - - r zu finden dachte: alles dieses versprach mir keinen Mangel an Beschäftigungen, die ich aber anjetzt nicht verrichten kan.

Wenige Tage nach meiner Ankunft, fieng es mit einem Mittag-winde an zu regnen, und hielte fast eine Woche an. Dieses füllte die Luft mit so vielen Dünsten an, daß man nach Sonnenuntergang, nicht ausgehen konte, ohne daß die Haut vom Thau ganz feucht ward. Ich empfand beständig eine dicke kalte Luft, die meiner Gesundheit gar nicht zuträglich ist. Meine Anfälle von Engbrüstigkeit, die mich seit der Abreise von Boulogne, nicht sehr beunruhigt hatten, stelten sich wieder häufig ein, und waren mit einem Fieber, Husten, Auswurf und Mattigkeit begleitet, so daß ich zusehends abnahm. Doctor Fitz-Moritz, ein würdiger verständiger Mann, der sich hier niedergelassen, stund mir mit seinem guten Rath bey: ich war aber neubegierig zugleich die Meynung des berühmten Professor F - -, dem Boerhave von Montpellier, zu wissen. Die Nachricht, welche mir einige Engländer, die ihn sehr wohl kanten, von seinem Character und seiner persönlichen Aufführung

führung gegeben, hatte mir die Lust, ihn selbst zu sprechen, vertrieben. Ich beschloß also, ihn schriftlich um Rath zu fragen. Dies grosse Licht der Arzneikunst ist reich und dadurch sehr unhöflich geworden, und soll, so wie sein Vermögen wächst, immer habsüchtiger werden. Er sucht etwas darin, für schmutzig, grob und unmanierlich angesehen zu seyn, und vielleicht hat er sich mehr durch diese Aufführung, als durch seine ausserordentliche Geschicklichkeit in der Arzneikunst, in Ruf gebracht. Ich habe dergleichen Leute auch in England ihr Glück machen sehen, und weis, daß eines gewissen Arztes Wissenschaft hochgeschätzt wurde, weil er grob und stolz war.

F.. hat in seiner Person und Betragen, viel ähnliches mit unserm alten bekanten Doctor Sm..ie: er geht krum, taumelt vor sich hin, und bemüht sich, das Patois, welches die alte verdorbene Provinzialsprache ist, die man bey dem gemeinen Mann in Provence und Languedoc hört, zu reden. Seinen hohen Jahren und grossen Vermögens ohngeachtet, besucht er doch für 6 Livres jeden Kranken, wenn er auch 2 Treppen hinauf kriechen solte: aber ohne Bezalung giebt er niemand, er sey wer er wolle, seinen guten Rath. Er soll viel Geschicklichkeit in venerischen Krankheiten besitzen, und so wohl von Franzosen, als Spaniern, Engländern, Teutschen und Italiänern, die damit behaftet sind, sehr gesucht werden. Ich will Ihnen von der in Montpellier üblichen Art die Krankheiten zu heilen, nichts sagen, weil sie in London bekant genug ist: ich habe aber einige Ursache zu glauben, daß der grosse Professor F.. es macht, wie unsere berühmte Jungfer Mapp, die die verrenkten Glieder wieder einsetzt, und vielen Kranken hilft, denen niemals etwas gefehlt hat.

Dem sey wie ihm wolle, ich schickte meinen Lohnbedienten, der sein Landsmann und Bekanter war, mit folgenden Aufsatze, den ich mit einem Louisd'or begleitete, in sein Haus.

„ Der Kranke hat das 43 Jahr zurückgelegt. Sein Temperament ist feucht, fett, schleimigt, und den Catarrhen unterworfen. Der Catarrh ist allemal mit Herzensangst und schweren Athemholen begleitet. Die Reizung der schleimigten Haut in der Luftröhre, verursacht anfangs einen trocknen Husten, nachgehends aber einen starken Auswurf; wobey der Speichel dem Eyweiß ähnlich siehet. „

„ Wenn das Fieber komt, ist der Urin blaß und trübe, beym stärksten Fieber roth und hochgelb; und wenn der Paroxismus vorbey, bemerkt man einen röthlichen Bodensatz darin. „

„ Der Appetit ist fast allezeit gut. Die Verdauung geht langsam, aber gut, von statten, doch geschieht sie nicht ohne Aufstossen. Der Leib ist meistens verstopft, die Excremente, nach dem Verhältnisse der Speisen, wenig, der Puls schlägt geschwinde, ungewiß, matt, und setzet zuweilen aus. „

„ Wenn das Fieber einmal vorbey ist, stelt sich ein anderes, und oft sehr bald wieder ein. Sobald die Luft ein wenig kalt und feucht ist, oder frische Wäsche angezogen, oder eine etwas zu starke Bewegung, sie sey zu Fuß, zu Pferde, oder im Wagen vorgenommen wird, so verursacht es bey dem Kranken neue Zufälle. Sein Nervensystem ist sehr reizbar, und der Patient ist öfters einer jähling aufsteigenden Hitze (orgasmo) unterworfen. Die Schweislöcher sind verstopft. Diese ein-

eingeschlossene Materie häuft sich, geht ins Blut, und würkt eine Vollblütigkeit, (plethora): und weil die Natur sich nicht unterdrücken lassen, und das Ueberflüßige aus dem Körper schaffen will, so entsteht daraus ein neues Fieber. „

„ Das Uebel greift zum Theil die erschlafte und geschwächte membranam trachealem an. Die angelaufenen Schleimglandeln, drücken die kleinen Zugänge der Luftröhre: dadurch wird der freye Durchgang der Luft gehemt, und es folgt ein schweres Athemholen. Geht dieses besser von statten, so nimmt das Fieber auch ab, und läst nach. Die Engbrüstigkeit aber, und andere hypochondrische Zufälle wollen nicht aufhören. Das Fieber wird gegen Abend stärker: und die Hitze, Beängstigung, Unruhe und das schwere Athemholen halten die Nacht durch an. Auf die Art geht die Krankheit fort, bis die Lebenskräfte eine Crisis hervorbringen. Unter die Ursachen dieser Uebel, kan man vielleicht in etwas den Verlust des Saamens, entweder im Schlaf, oder durch den Beyschlaf rechnen. „

„ Der Kranke unterließ vor einigen Jahren, die in der Jugend bisher gehabte Bewegung, und wählte eine Lebensart, bey der er viel stille saß. Die Gemüthskräfte wurden zu ernsthaften Sachen angestrengt: wobey die Fäsern nach und nach erschlafften. Durch das beständige Zusammendrücken des Leibes beym Lesen und Schreiben, zog sich das Uebel nach der Brust, und die Krankheit wurde dadurch, daß der Kranke Neigung zum Scorbut hatte, vermehrt! Weil man die Krankheit anfangs nicht achtete, so suchte man auch nicht, ihr gleich zuvor zu kommen: sondern machte die Sache durch das Zögern schlimmer. Der Magen konte die tauglichen Mittel nicht vertragen. Man versuchte bey

zunehmender Engbrüstigkeit, das Aderlassen vergebens: und schwächte die Lebensgeister dadurch: der Puls wurde nur schwächer, und das Athemholen schwerer; und die Umstände des Kranken, verschlimmerten sich täglich. Das Wechselfieber, verwandelte sich in ein anhaltendes. Die Engbrüstigkeit ward ärger, die Fiebern erschlaften, und die ganze Beschaffenheit des Körpers, war nunmehr verdorben. „

„ Da der Kranke so viel ausstehen muste, so gieng er ans Meer, und stürzte sich auf einmal hinein. Der gemachte Versuch betrog ihn nicht in seiner Hofnung: denn nachdem er zehnmal gebadet; so verspürte er die glücklichsten Folgen davon. Die Fasern wurden gestärkt, das Fieber verlor sich, und die heftige Engbrüstigkeit ließ nach. Allein was dieses Mittel auf der einen Seite Gutes stiftete, das machte es auf der andern schlim. Die Oberfläche des Leibes, wurde durch die Kälte und Schwere des Seewassers zusammen gezogen, der Zwischenraum der Fasern verschlossen, und dadurch zugleich die Theilgen, durch welche der Körper solte genährt werden, vermindert. Diese nahrhaften Theile des Körpers, suchten also einen Weg zum Ausgang, da ihnen jener benommen war. Sie flossen, der noch nicht hinlänglich gestärkten Membrane, der Lunge zu, und wurden vermöge der Glandeln, durch den Speichel ausgeworfen. „

„ Weil gleich ein nasser Winter einfiel, so stelten sich die Schmerzen aufs neue ein; dem Kranken bekam das Reiten bey heitern Tagen, sehr gut. Im Sommer nahm die Krankheit nicht zu. Wie die Gesundheit aber im Herbste aufs neue schwächer ward, versuchte der Kranke die Bäder zu Bath, mit erwünschtem Erfolge. Er gebrauchte das Wasser innerlich und

äuser-

äuserlich, und fand bey seinen üblen Umständen, eine grosse Erleichterung: so daß er den Winter, der gleichwol sehr strenge und langwierig war, gut durchbrachte. Als er aber in dem darauf folgenden Frühling, sehr widrige und traurige Zufälle erfahren muste, so litte sein Körper und Gemüthe dabey: und ob er gleich sein Vaterland verließ, so folgten ihm doch Traurigkeit, Verdruß und Gram, und das Andenken des Vergangenen nach. Dadurch wurden die alten innerlichen Feinde wieder rege gemacht; und das auszehrende Fieber, die Engbrüstigkeit, Husten und Seitenstechen, stelte sich aufs neue ein. „

„ Bey so schlimmen Umständen, nahm der Kranke abermals seine Zuflucht zum Meere, ob es gleich ein ungewisses Mittel war. Das Baden hatte abermals sehr gute Folgen. Die Schmerzen verloren sich gleich, und den dritten Tag blieb das Fieber aus. Das tägliche Baden des Vormittags, welches ohngefehr funfzigmal wiederholt wurde, hat die schlimsten Zufälle gehoben: inzwischen bleibt Besorgniß einer Schwindsucht vom Schleim, und der zu Catarrhen geneigte Körper; der Kranke wird mager, und die Kräfte nehmen ab. „

Die Augen des Professors wurden ganz heiter, wie er den Louisd'or ansichtig ward, er bestelte meinen Bedienten den folgenden Morgen wieder, um die Antwort, auf diese Anfrage, abzuholen. Ich erhielte sie auch richtig, und sie war folgendergestalt abgefaßt:

„ Man sieht aus der überschickten Nachricht, daß der Herr Patient, dessen Alter nicht angezeigt ist, und der mir von ziemlichen Jahren zu seyn scheint, vormals vielen Anfällen von Flüssen, die mit einem Fieber begleitet gewesen, gehabt. Man giebt aber die Zeit nicht

an. Er soll, vermöge der Nachricht, mit Engbrüstigkeit und Scorbut, dessen Zufälle doch nicht angezeigt werden, behaftet gewesen seyn. Das Baden so wohl zu Bath, als im Meere, hat gute Wirkungen dagegen gethan. „

„ Man sagt, daß er gegenwärtig ein schleimigtes Fieber (fievre pituitaire) habe, ohne anzuzeigen, wie lange; daß er beständig zu Catarrhen geneigt bleibt; daß er mager wird, und die Kräfte verliert. Man führt aber nicht an, ob das Fieber zuweilen ab oder zunimt; ob der Kranke Hunger hat oder nicht, ob er hustet und auswirft oder nicht. Mit einem Worte es sind keine genauen Umstände über alle diese Puncte angegeben: deswegen halte ich unterschriebener davor, der Herr Patient habe ein schleichendes Fieber, und einige Lungengeschwüre, die vielleicht schon aufgegangen sind, welches sich gewiß hätte bestimmen lassen, wenn man in der Nachricht, die Beschaffenheit des Auswurfs beschrieben. Die Ursachen der Krankheit, sind den dicken und scharfen Feuchtigkeiten zuzuschreiben, welche Geschwüre an der Lunge verursachen, und wenn diese aufplatzen, so theilen sie dem Blute scharfe Theile mit, und machen es zuletzt ganz scharf. „

„ In diesem Fall, muß man hauptsächlich auf eine gehörige gute Verdauung Acht haben. (In der zugeschickten Nachricht, wird der Verdauung mit keinem Worte gedacht:) Man muß die Masse des Bluts zu versüssen suchen, die Schärfe vermindern, das darin enthaltene Wasser vertheilen, die Lunge reinigen, und derselben Ruhe schaffen, wenn solche von Husten beunruhigt wird, welches aus der Nachricht nicht zu schliessen, weil kein Wort davon, darin steht. Man soll deswegen dem Kranken drey Unzen Manna zum Abführen geben, die in einem

Decoct

Decoct von 3 Drachmen von Frauenhaar aufgelöset sind. Ihm nachgehends Suppe von einem jungen Huhne, dem Fleische, dem Blute, dem Herzen und der Leber einer mittelmäßigen Schildkröte, die ohngefehr mit dem Schilde 8 bis 12 Unzen wiegt, kochen, und eine Handvoll Hindlaufte, nebst ein paar Finger voll, von frischen oder getrockneten Gundermann (lierre terrestre) darunter mischen. Wenn er diese Suppen 14 Tage getrunken, giebt man ihm wieder, wie oben, abzuführen: und schreitet alsdenn zu einer andern Art von Suppen, die von einer halben Kalbslunge, einer Hand voll Gartenpimpernelle, und einer Drachme gestossenen Angelickwurzel gekocht werden. „

„ Mit diesen Suppen fährt man wieder 14 Tage fort, giebt aufs neue etwas abzuführen, und fängt alsdenn an, Eselsmilch zu gebrauchen. Man trinkt davon alle Morgen nüchtern 12 bis 16 Unzen, und thut einen Löffel geriebenen Zucker hinein. Bey dieser Kur soll der Patiente, einen Tag um den andern, kurz vor der Milch, eine grosse Pille nehmen, die aus 15 Gran feiner Kreyde von Briançon, 20 Gran zubereiteten Koralen, und 8 Gran von dem antihectique des Poterius, und so viel als dazu nöthig, Syrop von Gundermann besteht: Den Tag, wo er die Pille nicht nimt, gebraucht er an deren statt, kurz vor der Milch, 3 bis 4 Tropfen guten Balsam von Canada, die mit einen halben Löffel voll Syrop von Gundermann vermischt werden. Nimt der Körper wärend der Zeit, immer mehr und mehr ab, so könte der Kranke, so lange die Kur mit der Eselsmilch dauert, Abends eine Suppe von Kuhmilch essen. „

„ Mit der Eselsmilch muß der Kranke so lange fortfahren, als er es aushalten kan, und nur im Nothfall obgedachtes Mittel zum Abführen, einnehmen. „

„ Wenn

„ Wenn übrigens der Herr Patient des Nachts keine Ruhe hat, soll er Abends vor dem Schlafengehen, 6 Gran Pillen von Cynoglosse niederschlucken, und wenn er merkt, daß das nicht hinlänglich ist, ihm eine ruhige Nacht zu verschaffen, den folgenden Abend, noch ein Gran mehr nehmen. „

„ Wenn der Kranke hustet, so soll er, es sey bey Tag oder bey Nacht, einen Koffeelöffel voll von einem Saft, der aus einem Loth Violensyrop, und einer Drachme Wollrat besteht, nehmen. „

„ Ist der Auswurf dick, oder geht schwer von statten, so nimt er des Tags ein oder ein paar mal, eine halbe Drachme Wollrat, mit ein wenig zerstossenen candirten Zucker in einem Löffel voll Wasser ein. „

„ Endlich muß der Kranke, überhaupt sehr mäßig und ordentlich leben: Er soll allezeit Fleischspeisen essen, aber nur gekocht und gebraten: sich der Kräuter in den Suppen enthalten. Das Salz mäßig gebrauchen, kein Rind und Schweinfleisch, oder Wild, keine Wasservögel, Ragouts, in Buttergebackenes, Pasteten, nicht zu sauer und zu viel Gewürz, keinen Salat, rohe Früchte und andere Sachen, und überhaupt keine groben und unverdaulichen Speisen essen. Sein Getränke soll zu Mittage aus Wasser, das nur wenig mit rothen Wein gefärbt ist, und Abends aus einer blossen Suppe, bestehen. „

Aufgesetzt zu Montpellier,
den 11. Nov.

F - - -
Professor honorarius.

Empfangen 24 Livres.

Es

Es kam mir ein wenig ausserordentich vor, daß ein gelehrter Professor, auf eine in Latein abgefaste Anfrage in seiner Muttersprache antwortete. Ich wunderte mich aber noch mehr, und es wird Ihnen, mein Herr, vermuthlich eben so gehen, daß ich aus seiner Antwort gar deutlich merkte, daß er entweder kein Latein verstand, oder sich nicht die Mühe genommen, meinen Aufsatz recht durchzulesen. Ich will nichts von der Schreibart sagen, die mit überflüßigen Wiederholungen und schlechten Ausdrücken angefüllt ist: aber ich konte mich doch zu meiner eignen Rechtfertigung nicht enthalten, ihm die Stellen in meinem Aufsatze auszuzeichnen, die er übergangen hatte. Wie ich solche numerirt hatte, schickte ich sie ihm mit folgenden Briefe zurück:

„ Vermuthlich hat Herr F.. den Aufsatz, welchen ich Ihm meiner Krankheit halber, zu senden, die Ehre gehabt, keiner grossen Aufmerksamkeit gewürdiget. „ Er sagt: Der Herr Patient dessen Alter nicht angezeigt ist „. Es steht aber in dem Aufsatze bey N. 1. **Der Kranke hat das 43 Jahr zurückgelegt.** „

„ Herr F.. sagt ferner: Man giebt keine Zeit an. Bey N. 2 steht in dem Aufsatze: **vor einigen Jahren.** Ich habe sogar den Fortgang der Krankheit drey Jahre hintereinander beschrieben. „

„ Herr F.. bemerkt: Man berichte nicht, ob das Fieber zu oder abnehme. Man darf nur bey dem Buchstaben B. nachsehen: so findet sich: **das Fieber nimt gegen Abend zu, und die Hitze, Beängstigung, Unruhe und die schwere Luft, halten die Nacht durch an.** „

„ Herr F.. fährt ferner fort: Man zeigt nicht an, ob der Kranke Hunger hat oder nicht, ob er hustet und aus-

auswirft oder nicht. Mit einem Worte es sind keine genauen Umstände über alle diese Puncte angegeben. Gleichwol sind alle diese Umstände bey den Buchstaben A. angezeigt: **die Reizung der schleimigten Haut in der Luftröhre, verursachen anfangs einen trockenen Husten, nachgehends aber einen starken Auswurf, wobey der Speichel dem Eyweiß ähnlich sieht.. Der Appetit ist gut. Die Verdauung geht langsam, aber gut von statten.** „

„ Herr F. bemerkt weiter: In dem Aufsatze würde des Hustens mit keinem Worte gedacht. Ich habe aber ausdrücklich bey N. 3. meines Aufsatzes angeführt: **das auszehrende Fieber, die Engbrüstigkeit, Husten und Seitenstechen, stelten sich aufs neue ein.** „

„ Uebrigens glaube ich nicht, Lungengeschwüre zu haben, weil ich niemals Eyter, sondern nichts als Schleim, **der dem Eyweiß sehr ähnlich ist**, ausgeworfen. Es komt mir vielmehr vor, daß meine Krankheit dem Mangel der Bewegung, der heftigen Anstrengung der Kräfte des Verstandes, und einer sitzenden Lebensart, wodurch meine Nerven erschlaffet sind, zuzuschreiben sey. Man kan sie bis anjetzt nur tabes pituitaria nicht purulenta nennen. Ich hoffe Herr F -- wird den Aufsatz nochmals überlegen, und mir seine Gedanken aufs neue mittheilen. „

Nach Beschaffenheit der Sache, sehen sie wohl, mein Herr, daß ich nicht höflicher mit ihm umgehen konte. Ich befahl meinem Bedienten, sich zu erkundigen, wenn er wiederkommen, und die Antwort holen solte, desgleichen, ob er seinen Rath aufs neue bezalt verlangte. Er hieß ihm den folgenden Morgen wieder

zu-

zukommen, und gab ihm, wie mir der Bediente versicherte, zu verstehen, daß das was sein Herr schicken würde, für ihn, den Bedienten, gehören solte. Vermuthlich erwartete er keine andere Belohnung, wozu er auch würklich kein Recht hatte. Es kränkte den Herrn F.. ohne Zweifel, daß man ihn auf einer so unverzeihlichen Nachläßigkeit ertappt hatte. Er machte es wie viele Personen, die zwischen zwey verdrüßlichen Umständen wählen sollen, anstatt sich durch Gründe zu vertheidigen, nahm er seine Zuflucht zu falschen Beschuldigungen. In dem Aufsatze, den er mir den folgenden Morgen zu schickte, bestund er darauf, er habe meine Schrift sorgfältig durchgelesen: (welches aber, wie sie leicht sehen werden, eine offenbare Unwarheit war:) die Beschreibung wäre unrichtig, und es könne sie kein verständiger Arzt aufgesetzt haben. In Ansehung der Krankheit bliebe er bey seiner ersten Meynung, und bey der vorigen Vorschrift: wenn ich noch einige Zweifel hätte, so möchte ich zu ihm ins Haus kommen, da er mir alsdenn seine Meynung mündlich sagen wolle.

Ich nahm geschwind 12 Livres, und schickte sie ihm ins Haus. Ich schrieb weiter nichts dazu, als folgendes:

„Es ist nicht ohne Ursache, daß Herr F.. in grossem Rufe steht. Ich habe weiter keinen Zweifel mehr, und danke es Gott, und Herr F.. e.„

Hierauf erhielte ich nichts weiter, als die paar Zeilen: „Mein Herr! es ist mir angenehm, daß sie keinen Zweifel mehr haben. Empfangen 12 Livres.„

F...

Anstatt sein Versprechen, gegen den Bedienten zuhalten, steckte er das Geld in die Tasche, worüber dieser

ser, voller Bosheit zurück kam, und sagte: der Professor wäre so dumm, wie ein Kutschpferd.

Ich will keine andere Anmerkungen, über die vorgeschriebenen Mittel und Lebensart machen, als daß der grosse Mann nicht die rechte Krankheit traf: daß wenn man auch annehmen wolte, ich hätte Lungengeschwüre, seine Mittel in dem Falle, einen alten Weiberrathe sehr ähnlich sehen, und daß mit keinem Worte der Bewegung gedacht wird, die doch bey allen Lungenkrankheiten, wie bekant, so unentbehrlich ist. Nach Durchlesung meiner Antwort auf seine Vorschrift konte er nicht mehr annehmen, daß ich Geschwüre hätte, und Eyter auswürfe: folglich war es abgeschmackt, bey derselben Vorschrift, die er in der Absicht auf diesen Umstand gegeben, fest zu bleiben. Wenn z. E. keine Geschwüre in der Lunge waren, und es nur darauf ankam, das Wasser im Blute zu verdünnen, was konte sonderbarer seyn, als die Kreide von Briançon, Korallen, Antehecticum Poterii, und den Balsam von Canada vorzuschreiben. Die Suppe von Schildkröten, ist zwar stärkend und balsamisch, aber ich fürchte, sie wird eher das Phlegma verdicken als verdünnen. Er gedenkt kein Wort von der Luft, da alle Welt doch weis, daß die Luft von Montpellier sehr schädlich für Lungengeschwüre ist. Bey dieser Gelegenheit, muß ich eine kleine Begebenheit erzehlen, die unser Doctor mit dem Sohn des Herrn O . . d, eines Kaufmanns in London, hatte. Ich habe sie von Madame St . . e, die sich damals hier aufhielt, gehört. Der junge Mensch war schwindsüchtig, ließ Herr F . . holen, der ihn auch einen Monat lang fleißig besuchte, und Mittel vorschrieb. Wie der Kranke merkte, daß es täglich schlimmer mit ihm ward, sagte er zu ihm: „Mein Herr Doctor, ich folge ihren Vor„schriften ganz genau, anstatt aber daß es sich bessern sol-

te,

te, so bin in 24 Stunden, nicht eine vom Fieber ganz frey. Ich kan dieses nicht begreifen. „ Herr F--, welcher wohl sahe, daß O - - d nicht lange mehr leben konte, gab ihm den Grund davon, ohne viele Umstände an, und versetzte: die Luft von Montpellier, wäre für seine Lunge viel zu scharf. „ So seyd ihr ein nichtswürdiger Kerl, gab ihm der junge Mensch zur Antwort, daß ihr mich hier so lange bleiben last, bis meiner Gesundheit gar nicht mehr geholfen werden kan. „ Er verließ den Ort sogleich, gieng nach Toulause, und starb, wenige Wochen hernach, in der Nachbarschaft von dieser Stadt.

Ich merke, daß die hiesigen Aerzte auf den Zustand der festen Theile bey chronischen Krankheiten gar nicht acht geben; Sie rathen niemals zur Bewegung und zum Baden: Sie halten den Scharbock blos vor eine englische Krankheit, und verwechseln die Zufälle desselben allem Ansehen nach, oft mit venerischen Umständen. Vielleicht werde ich mich in meinem nächsten Briefe weitläuftiger darüber erklären. Unterdessen verbleibe ich allezeit

M. H.

Ihr

aufrichtiger.

Zwölfter Brief.

Nizza,
d. 6. Dec. 1763

Mein Herr!

Die Einwohner von Montpellier sind gesellig, munter und von guter Gemüthsart. Sie haben grosse Neigung zur Handlung, daher sind in der Gegend um

der Stadt, verschiedene Manufacturen angelegt. Die Leute versamlen sich täglich auf der Esplanade gleich vor dem Thor der Citadelle, wo man einen angenehmen Spaziergang angelegt hat; man findet aber einen noch weit angenehmern, auf der andern Seite der Stadt, der Pierou genant, von dem man die schönsten Aussichten, auf der einen Seite, nach dem mittelländischen Meere, und auf der andern, nach den sevennischen Gebürgen hat. Gegen dem einen Stadtthore über, steht die Statue Ludwig XIV. zu Pferde. Das Thor selbst, ist diesen Monarchen zu Ehren, in Form eines Triumphbogens gebauet. Gleich unter dem Pierou, ist der medicinische Garten, und dicht dabey eine nunmehr vollendete Bogenstellung, um einen Arm Wassers in die obere Stadt zu leiten. Ich würde dieses vielleicht für ein grosses Werk gehalten haben, wenn ich den Pont du Gard nicht vorher gesehen; da mir aber einmal die römischen Bogen noch in frischen Andenken waren, so konte ich freylich diese nicht sehr schätzen. Es ist sonderbar, daß der Baumeister ein so wunderlicher Neuling seyn können, da er jene edle Meister vor Augen hatte.

So wohl hier, als zu Nimes, leben eine grosse Anzahl Protestanten, die man nicht mehr in Ansehung der Religion drücket. Sie haben ihre Zusammenkünfte auf dem Lande, halten aber ihren Gottesdienst heimlich. Man weis solches gar wohl, und schickt alle Sonntage Detachements aus, um sie aufzuheben, aber der Officier hat allemal heimlichen Befehl, einen andern Weg zu nehmen.

Ob diese Nachsicht von der Gelindigkeit der Regierung herrührt, oder ob man den commandierenden Officier mit Geld gewinnt, kan ich nicht gewiß sagen: so viel ist gewiß, daß die Gesetze in Frankreich, jedweden

prote-

protestantischen Priester mit dem Leben strafen, der in dem Königreiche geistliche Amtsverrichtungen ausübt. Vor zwey Jahren wurde einer bey Montautan aufgehangen.

Der Markt ist zu Montpellier, mit Fischen, Geflügel, Fleisch und Wildpret zu billigen Preisen ganz gut versehen. Der Landwein ist stark und etwas scharf, daher man ihn nie ohne Wasser trinkt. Der Burgunder und Frontignac, ob der letztere gleich bey Cette gebauet wird, sind theuer. Dieser Wein ist in ganz Europa berühmt, so wie die Liqueurs oder gebranten Wasser, welche man auf vielerley Art hieselbst abzieht. Cette ist der Hafen von Montpellier, und liegt 4 Meilen davon. Der Kanal von Languedoc, ist eine Meile davon entfernt, und in der That ein merkwürdiges Werk. Er ist in allen Betrachtungen des Colberts würdig, der ihn anlegen ließ. Da ich bemerke, daß man so viel Achtung und Ehrfurcht für diesen grossen Mann hegt, so wundert es mich um desto mehr, daß die andern Minister nicht gleichfals darauf bedacht sind, Denkmale zum gemeinen Besten zu stiften. Man solte denken, die Ruhmbegierde würde mehrere reizen, etwas zur Ehre und zum Vortheil der Nation zu unternehmen. Meiner Meynung nach, sind die Franzosen gegen Colbert nicht dankbar genug gewesen, und haben dafür den Character seines Herrn mit viel zu starken Lobe erhoben. In ganz Frankreich trift man Statuen und Triumphbogen an, die diesen Monarchen errichtet sind, als Beweise seiner Siege, die ihm auch den Beynahmen des Grossen erworben. Wie wurden aber diese Siege erfochten? Gewiß nicht durch persönliches Verdienst des Königs. Es war Colbert, der seine Einkünfte verbesserte, und ihn in den Stand setzte, seine Armee zu bezalen, Louvois sorgte für alle Kriegsbedürf-

nisse; Es waren die Conde, Turenne, Luxenbourg, Vendome, die seine Siege erfochten. Seine ersten Eroberungen, weswegen er fast von den Federn der Schmeichler vergöttert wurde, waren in dem Lande eines schwachen, muthlosen, uneinigen und ungerüsteten Volks, und er erhielte sie ohne Blutvergiessen. Colbert verstärkte die Seemacht, legte Manufacturen an, beförderte die Handlung, unternahm Werke zum gemeinen Besten, und beschützte die Künste und Wissenschaften. Sie werden einwenden: Ludwig hatte doch das Verdienst, diese Minister und Generals zu wählen, und in seinen Diensten zu behalten. Ich antworte aber: Colbert und Louvois waren bereits da; und er fand den Conde und Turenne auf dem Gipfel ihres Kriegsruhms: Luxenbourg wurde durch Conde gezogen, und Vendome war ein Prinz von Geblüte, der den obersten Befehl über die Armee anfangs, wegen seiner hohen Geburt erhielt, und in der Folge durch den blossen Zufall, ein Mann von grossen Eigenschaften wurde. Dieser grosse Ludwig hatte den klugen Einfall, das Edict von Nantes aufzuheben, sein Heer einem Tallard, Villeroi und Marsin anzuvertrauen. Er besaß eine solche Menschenliebe, daß er die ganze Pfalz verheerte, die Städte abbrante, und die Einwohner zum Theil erwürgen lies. Er hatte so viel Liebe für sein Land, daß er es lieber von Geld und Volk entblöste, als die Aussicht einer grenzenlosen Ehrsucht fahren ließ. Er hatte die Kränkung, bey denjenigen, die er durch seinen unerträglichen Stolz zum Kriege gezwungen, um Frieden zu bitten: und genoß die Ehre, die Maintenon, eine alte Wittwe des comischen Scarrons zu heyrathen. Man könte fast sagen: ihm sey der Nahme des Grossen, zum Spott beygeleget worden.

Nach-

Nachdem ich von unserm Consul zu Nizza, Herrn B. eine günstige Antwort erhalten, und mein schweres Gepäcke, der Sorgfalt des Herrn Ray, um es von Cette nach Ville franche zu senden, empfohlen, so miethete ich vor 7 Louisd'or eine Kutsche mit Mauleseln, und verlies Montpellier den 13. Nov. bey guten Wetter, aber etwas kalter Luft. Sonst verspürte man noch keine Zeichen des Winters. Die Oliven waren nunmehr reif, und hiengen zu beyden Seiten des Weges wie schwarze Schlehen; und das Korn stund bereits einen halben Fuß hoch. Den folgenden Tag fuhren wir, vermöge einer Schiffbrücke bey Buccaire über die Rhone, und blieben die Nacht auf der andern Seite zu Terrascone. Den dritten Tag kehrten wir in dem elenden Orte Orgon ein, wo wir gleichwol eine trefliche Abendmalzeit fanden. Unter andern Leckerbissen setzte man uns auch grüne Erbsen vor. Provence ist ein angenehmes wohlgebauetes Land; aber die Wirthshäuser sind hier nicht so gut als in Languedoc. Man findet in den wenigsten die gute Bewirthung, welche die Engländer als ein nothwendiges Stück der Reise ansehen. Die Zimmer sind gemeiniglich fast unter dem Dache, sehr schmutzig, und dem Wetter dergestalt ausgesetzt, daß ein Kranker sich nicht, ohne Lebensgefahr hinein wagen darf. Zu Nimes in Languedoc fanden wir den Abtritt in den eckelhaftesten Umständen: die Magd erzälte uns, ihre Frau hätte ihn zwar für die Engländer machen lassen; sie wäre aber jetzt sehr ungehalten, auf die bey ihr einkehrenden Franzosen, die sich nicht des Sitzes bedienten, sondern ihn sonst so zurichteten, daß er einigemal des Tages müste rein gemacht werden. Dieß ist eine Unreinlichkeit für die man in der Hauptstadt von Nordbritannien sogar einen Abscheu haben würde. Den vierten Tag der Reise, blieben wir in der Vorstadt von Aix. Ich hätte zwar gerne die Stadt selbst gesehen, allein die böse Engbrüstig-

keit beraubte mich dieses Vergnügens. Ich konte mich nicht mit der Kälte vertragen, und wünschte in einem wärmern Himmelsstrich zu kommen. Das nächste Nachtlager war in einer armseligen Stadt, wo wir auch schlecht bewirthet wurden. Ich sahe den Morgen so elend aus, daß die gute Wirthin, die schwanger war, mich bey der Hand nahm, als wir abreiseten, und Gott mit thränenden Augen bat, er möchte mir doch wieder meine vorige Gesundheit verleihen: Dieß ist das einzigemal, daß ich unter den Wirthen in Frankreich, ein mitleidiges menschliches Herz angetroffen habe. Als unsere Wirthin zu Valence hörte, daß ich der Gesundheit halben, nach Montpellier gieng, suchte sie, mich davon abzurathen, und warnete mich unter andern, mich ja für die Aerzte, die alle Mörder wären, in Acht zu nehmen. Sie gab mir den Rath, Fricassee von jungen Hünern, und Milchspeisen zu essen, und alle Morgen eine gute Suppe zu trinken.

Die Suppen, oder Bouillons, werden in Frankreich durchgängig als Universalmittel angesehen: Sie glauben wohl gar man könne nicht sterben, wenn man zuvor eine gute Suppe zu sich genommen. Als vor ohngefehr 30 Jahren, ein Engländer zwischen Calais und Boulogne angefallen, und ermordet wurde, und wie man ihn ins Posthaus nach Boulogne brachte, noch einige Zeichen des Lebens spüren ließ, gab man ihm geschwind eine Suppe ein. Der Postmeister erzälte diesen traurigen Zufall ein paar Jahre hernach, einem meiner Freunde: und setzte hinzu: „Mich wundert nur am meisten, daß er doch nicht wieder zu sich kam, ob ich ihm gleich eine vortrefliche Suppe gab, und mit eigener Hand in den Hals goß. „ Allem Vermuthen nach muste er von dieser Suppe ersticken. Ich erinnere mich, daß ich in meiner Jugend, durch einen solchen unzeiti-

zeitigen Dienst, eine Person habe ersticken sehen. Man fand nemlich auf der hohen Schule zu G . . ow in einem unterirdischen Gewölbe, des alten erzbischöflichen Pallastes, an einem Morgen, einen jungen Menschen, der wegen seines Fleises und Geschicklichkeit von jederman geachtet wurde; die Kehle war ihm von einem Ohr zum andern abgeschnitten. Wie man ihn in ein benachbartes öffentliches Haus brachte, so forderte er durch Zeichen, Feder und Papier, um vermuthlich die Ursache dieser fürchterlichen Begebenheit aufzuschreiben. Ein altes Weib ward gewahr, daß die abgeschnittene Luftröhre zur Wunde heraus stack, und glaubte es wäre der Schlund. Sie wolte ihm eine Herzstärkung beybringen, und goß zu dem Ende, durch eine kleine Röhre Brantewein in die Luftröhre, wodurch er in weniger als einer Minute nothwendig ersticken muste. Die Wunde war so abscheulich, und durch viele Schnitte eines Rasiermessers gemacht, daß die Wundärzte den Ausspruch thaten, er könne unmöglich sein eigner Mörder seyn. Inzwischen muste er auf die Art ersticken.

Wir speiseten zu Brignoles zu Mittage, ich muste mich aber vorher mit der Wirthin herumzanken, und drohen, ihr Haus augenblicklich zu verlassen, wenn sie uns keine Fleischspeisen geben wolte. Sie hatte sich auf den Fasttag eingerichtet, und ließ ihren Unwillen merken, daß sie Ketzer im Hause hatte. Da ich aber keine Lust hatte, stinkende Fische und Ragouts von Eyern und Zwiebeln zu essen, so forderte ich eine Schöpskeule, und Rebhüner, die ich in der Vorrathskammer hängen sahe. Wie wir den Tag darauf aus Luc reiseten, wehete ein so scharfer Wind aus Nordwest, daß ich mich kaum in meinem wollenen Mantel in der Kutsche, warm genug erhalten konte. Unser Kutscher war entweder über die Kälte, oder sonst über etwas verdrüslich, das ich nicht

wuste, kurz wir waren noch keine viertel Meile gefahren, so jagte er mit unsern Wagen gerade gegen die Spitze einer Gartenmauer, und zerbrach die Achse, so daß wir uns genöthigt sahen, zu Fuß ins Wirthshaus zurück zu kehren, und einen ganzen Tag still zu liegen, bis eine neue gemacht und alles wieder in Ordnung gebracht wurde. Der Wind, welcher damals blies, heist in der Provinzialsprache Maestral, und ist auch würklich der schärfste, den ich jemals empfunden habe. Wir trafen in diesem Gasthofe einen französischen Officier an, der in England als Kriegsgefangener gewesen, und die Sprache sehr gut gelernt hatte. Er sagte mir, dieser Wind pflege jeden Winter nicht über 2 oder 3 mal zu wehen, und selten lange anzuhalten; daß das Wetter hieselbst in den Wintermonathen sehr gelind und angenehm wäre, und daß man in dieser Gegend von Provence, wo das Wild in grosser Menge anzutreffen, ungemein wohlfeil lebte.

Ueberdieses fand ich hier einen jungen Barfüssermönch aus Irrland, der von Rom in sein Vaterland zurückreisete. Er klagte, daß er, durch das harte Betragen der Einwohner Frankreichs, beynahe vor Hunger gestorben, und daß die Geistlichen insbesondere sehr unbarmherzig mit ihm umgegangen wären. Ich half ihn aus der Noth, und gab ihm einen Brief an einem seiner Landsleute in Montpellier, mit.

Wie ich des Morgens aufstund, und aus dem Fenster guckte, dachte ich, daß ich träumte oder behext wäre. Alle Bäume waren mit Schnee bedeckt; und er lag einen Fuß dick über die ganze Gegend. Dies kan nicht der südliche Theil Frankreichs seyn, sagte ich zu mir selbst, es sieht aus als in obern Theil von Schottland. In der elenden Stadt Muy, hatte ich einen heftigen Streit

mit

mit dem Wirthe, der aber nicht zu meinen Vortheil ausfiel. Ich schickte die Maulesel auf die nächste Station voraus, weil ich hier Postpferde nehmen wolte, und bestelte sie bey dem Wirthe, der auch zugleich Postmeister war. Man brachte uns darauf eine schlechte Mahlzeit in der gemeinen Gaststube, nach deren Endigung wolte ich bey dem Wirthe einen Louisd'or wechseln lassen, um die Rechnung davon zu bezalen. Anstatt das volle Geld davor zu geben, zog er gleich drey Livres für die Person ab, und schickte mir den Rest durch den Bedienten. Ich wurde durch diese Geldschneiderey und schlechte Aufführung dergestalt aufgebracht, daß ich ihn aus der Schlafkammer, wohin er sich versteckt hatte, herauszog, und nöthigte, mir das volle Geld zu geben, von dem ich ihm 2 Livres für die Mahlzeit einer jeden Person entrichtete. Er wolte das Geld, welches ich auf den Tisch hinwarf, nicht nehmen. Weil unterdessen angespant war, so stieg ich in den Wagen, und befahl den Postillions, fortzufahren. Da sahe ich aber, daß ich die Rechnung ohne Wirth gemacht hatte; denn die Kerls wolten nicht von der Stelle bis ihr Herr bezalt war; und wie ich mit Prügeln drohte, stiegen sie ab, und verschwanden in einem Augenblicke. Ich gerieth in einen solchen Eifer, daß ich zum Bürgermeister gieng, um mich zu beschweren, ob ich gleich kaum Athem schöpfen konte, und es schon anfieng spät zu werden. Diese obrigkeitliche Person, die mir ein Schneider zu seyn schien, gieng mit in den Gasthof, wo sich unterdessen die halbe Stadt versammelt hatte, und rieth sehr, ich solte mich vergleichen. Ich erklärte mich, es auf seinen Ausspruch ankommen zu lassen, und er sagte: er könte es nicht bestimmen, was ich zu bezalen hätte. Ich erwiederte, die Mahlzeit wäre bereits überflüßig bezalt, und ich verlangte nichts weiter als Pferde, vermöge der königlichen Verordnung. Der Postmeister wandte ein,

die Pferde wären bereit, aber die Postillions davon gelaufen, und er könne keine andere an ihre Stelle schaffen. Ich redete mit vieler Heftigkeit, und versprach einen Louisd'or an die Stadtarmen zu bezalen, wenn der Bürgermeister dem Wirth zwingen würde, seine Schuldigkeit zu thun. Der Bürgermeister zuckte die Schultern, und gab vor, es stünde nicht in seiner Macht. Dies war eine Lüge, denn ich merkte wohl, daß er den Wirth schonen wolte. Wären meine Mauleſel nicht fort gewesen, so würde ich gewiß nicht, über die Gebühr bezalt, sondern den Wirth obendrein für seine Unverschämtheit gestraft haben, aber nun war ich in seiner Gewalt, und da der Bürgermeister mich sehr demüthig bat, es dabey bewenden zu lassen; so hielte ich es auch für das zuträglichste. Den Augenblick waren die Postillions wieder da. Das Volk schien sich, über den Sieg des Wirths, ungemein zu freuen, und ich war genöthigt, bey Nacht und unangenehmen Wetter, nach aller gehabten Aergerniß meinen Weg fortzusetzen.

Wir blieben die Nacht zu Frejus, welches ehemals Forum Julianum hieß: Die Einwohner wissen sich viel mit einigen alten Ueberbleibseln von einem Amphitheater und einer Wasserleitung. Bey dem erstern, fuhren wir im Finstern vorbey, und den folgenden Morgen war es so kalt, daß ich nicht hinzugehen wagte. Die Stadt ist heutiges Tages sehr unbeträchtlich, und in einem elenden Zustande. Inzwischen waren wir im Posthause sehr wohl, und wurden höflicher als an andern Orten Frankreichs begegnet.

Weil wir einen hohen Berg zu übersteigen hatten, so schickte ich die Mauleſel voran, und nahm 6 Postpferde für den Wagen. Auf der Morgenseite von Frejus, sahen wir linker Hand gleich am Wege, die Bogen der

Wasser-

Wasserleitung, und die Ueberbleibsel einiger Gebäude, die von alten Tempeln herzurühren schienen. Die Baukunst der Wasserleitung hatte nichts ausserordentliches. Die Bogen sind schmaal und niedrig ohne einigen Zierrath, und scheinen blos zum Nutzen angelegt zu seyn.

Der Weg über den Bogen Esterrelles, macht 8 Meilen aus. Ehemals hielten sich viele Banditen daselbst auf; sie sind aber glücklich ausgerottet. Der Weg ist gut, nur an manchen Orten sehr steil, und an den Seiten gehen grosse Tiefen gählings hinab. Der Berg ist mit Fichten, und den Laurus Cerasus besetzt, dessen Früchte jetzt reif waren, und bey dem Schnee, der die Aeste bedeckte, ein schönes Ansehen hatten. Die Früchte schienen so groß, daß ich sie anfangs für kleine Pomeranzen ansahe. Wenn ich mich nicht irre, so hält man sie in England für giftig, hier speist man sie ohne Bedenken. Mitten auf dem Berge lag das Posthaus, wo wir in einem so kalten Zimmer speiseten, daß mir die Zähne klappern, wenn ich noch daran gedenke. Nach Tische gieng ich in ein anderes Zimmer, gegen Mittag belegen, wo die Sonne schien. Wie ich das Fenster öfnete, sahe ich, eine Elle weit davon einen grossen Orangenbaum stehen, der verschiedene reife Früchte hatte. Sie können leicht denken, wie ich mich wunderte, auf der einen Seite des Hauses einen strengen Winter, und auf der andern den schönsten Sommer zu finden. Die Mitte dieses Berges schien zugleich die Grenze des kalten Wetters zu seyn. Denn als wir des Nachmittags langsam weiter fuhren, wurden wir ganz entzückt. Diese Seite des Hügels ist von Natur mit dem schönsten immer grünenden Bäumen, als Fichten und Kiefern, mit Laurier, Cypressen, Myrrthen, Tamarinden und Buchsbäumen besetzt, und darunter wächst Majoran, Lavendel, Thymian und Salbey. An der andern Seite erheben

ben sich angenehme Spitzen, zwischen welche man hindurch ins mittelländische Meer, das an dem Fuß des Felsen spült, sehen kan. Zwischen den zwey Bergen fliest im Thal ein reizender Strom, der viel dazu beyträgt, daß diese ländliche Scene dem Auge weit schöner gefält.

Wir brachten diese Nacht in Cannes zu, einer kleinen Stadt, die meist von Fischern bewohnt wird, weil sie an der Seeküste liegt. Hier wohnte der Herr Nadeau d'Etreuil, der unglücklich französische Stadthalter von Guadeloupe, welcher zu einer ewigen Gefangenschaft, auf eine von den Inseln Muaguerite, eine Meile von der hiesigen Küste, verurtheilt wurde.

Den Tag darauf kamen wir bey Antiber, einer kleinen aber ziemlich befestigten Seestadt vorbey, fuhren vermittelst einer steinernen Brücke über den kleinen Fluß Loup, und kamen zu Mittage in den Flecken St. Laurent, dem letzten französischen Orte. Wir giengen, nachdem unsere Sachen genau durchsucht worden, über den Var. Von Cannes bis hieher läuft die Strasse an der Küste weg, daher man die angenehmste Reise hat. Ob es gleich des Morgens etwas gefroren hatte, so schien die Sonne doch nachgehends so warm, als in England im Maymonat. Die See war ganz eben, und die Küste mit weissen Kieseln bedeckt; an der linken Seite sahe man das Land mit Oelbäumen besetzt, und längst der Strasse hin, stunden schöne grosse Myrthenbäume, die wild wuchsen, wie in England die Dornen. Bey Antibes bekamen wir Nizza zuerst ins Gesicht. Es liegt an der andern Seite des Meerbusens, und fält gut ins Auge. Der Verfasser von the grand tour, oder Reise durch die vornehmsten europäischen Länder, sagt: die Wege von Antibes nach Nizza wären sehr schlecht,

und

und hätten zur linken Seite tiefe Abgründe, und zur Rechten die See; da doch weder Abgründe noch Berge in der Nachbarschaft sind.

Der Var theilt die Grafschaft Nizza von Provence. Dieser Strom entsteht hauptsächlich von dem Schnee, der auf den, der See am nächsten liegenden Alpen schmelzt. Im Sommer, oder wenn es stark geregnet hat, ist er tief und sehr gefärlich: anjetzt war er in der Mitte ganz trocken, und das Wasser theilte sich in ein paar kleine Arme, die aber doch tief und reissend sind. Es hat einige Unwissende gegeben, die diesen Fluß für den Rubicon gehalten. Sie haben sich vermuthlich, durch die Beschreibung des Lucans, in seinen Pharsalien verführen lassen. Dieser Dichter macht ihn zur Grenze zwischen Gallien und Italien:

- - et Gallica certus
Limes ab Ausoniis disterminat arva colonis.

Der eigentliche Rubicon, heist heutiges Tages Pisatello, und flieſt zwischen Ravenna und Rimini.

Doch ich komme wieder auf den Var zurück. In St. Laurent, das wegen seiner schönen Muscateller Weine sehr berühmt ist, trift man eine Menge Führer oder Wegweiser an, welche die Reisenden über den Fluß bringen helfen. Sechs von diesen Leuten, die bis an die Hüften aufgeschürzt und mit grossen Stäben versehen waren, wurden zu unserer Kutsche gebraucht: und wir kamen durch viele Krümmungen, glücklich an das jenseitige Ufer. Eigentlich war keine Gefahr zu befürchten: allein es ist eine Art Geld zu verdienen, für diese Leute, und ich wolte mich nicht, um eine halbe Krone zu ersparen, womit sie sich befriedigen liessen, in die geringste

ringste Gefahr setzen. Wenn man den Zollbedienten zu St Laurent nicht eben so viel giebt, so reissen sie die Koffer herum, und kehren das unterste oben. Ich will bey dieser Gelegenheit, jeden Reisenden einmal für allemal den Rath geben, gegen diese Leute freygebig zu seyn, und bey dem Uebersetzen der Gastwirthe, wenn es gleich die Maasse überschreitet, die Augen zu zuthun. Läst man sich mit ihnen in Streit ein, so macht man sich viel Unruhe und Verdruß, und richtet doch nicht viel aus. Ich habe mit sparsamen Leuten in England gereiset, die sagten: sie wolten lieber freywillig eine Krone mehr ausgeben, als sich um einen Pfennig betrügen lassen. Dies ist zwar eine gute Regel, allein es gehört viel Entschluß und Selbstverleugnung dazu, sie unterweges auszuüben. Mein damaliger Reisegefährte hatte viele Leidenschaften, und war folglich von Morgen bis in den Abend ein schlechter Gesellschafter. Er zankte sich aller Orten, mit den Wirthen, mit ihren Weibern, den Aufwärtern, den Schenken und Postillions herum. Die Folge davon war, daß man uns allenthalben schlechte Pferde und Chaisen gab, daß man bey jeder Station auf uns fluchte; und unser ganzer Vortheil bestund darin, daß wir auf einer Reise von 150 Meilen, etwa 10 Schillinge ersparten. Um einer solchen nichtswürdigen Kleinigkeit willen, machte er sich Verdruß, und andere, mit denen er zu thun hatte, unzufrieden. Ich kam das letztemal von Bath bey so heftigen Regenwetter, daß der Postillion, bis auf den Leib naß war, ehe wir 2 Meilen zurück gelegt hatten. Dies dauerte mich so sehr, daß ich ihm bey der Ankunft zu Devizes anstatt einen, zwey Schillinge gab. Die Folge davon war, daß ich auf der nächsten Station auf den harten Boden mehr flog als fuhr. Ich bewieß mich gegen den zweyten Postillion, und bey allen Folgenden eben so freygebig, und wurde auf eine ganz andere Art bedienet, als vor-

vorher. Ich hatte gute Chaisen, schöne Pferde, und die Postillions fuhren so scharf, daß ich zwölf Meilen in einer Stunde zurück legte, ob die Wege gleich vom Regen verdorben waren. Die ganze Ausgabe, was ich mehr gebraucht hatte, betrug nicht mehr als sechs Schillinge.

Der Var fält etwas unter St. Laurent, ohngefehr 4 Meilen Westwärts von Nizza, ins mittelländische Meer. Die alten Leute können sich noch erinnern, daß zu dreyenmalen hölzerne Brücken über den Fluß gebauet, aber allemal wieder eingerissen worden, weil die Könige von Frankreich und Sardinien, einander das Vorrecht nicht gestatten wollen, indem dieser Fluß ihre Länder an der Seite von Provence, von einander absondert. Gleichwol solte dieses in Ansehung der andern Vortheile, welche beyde Reiche davon haben würden, nicht in Betrachtung kommen. Wenn eine Brücke über den Var, und eine Poststrasse von Nizza nach Genua angelegt würde, so bin ich gewiß versichert, daß alle Fremde, welche anjetzo über die Alpen gehen, um nach Italien oder heraus zu reisen, diesen Weg, der unendlich viel bequemer, angenehmer und nicht mit solcher Gefahr verknüpft ist, wählen würden. Eben so würden es alle diejenigen machen, die nun zu Marseilles oder Antibes Felucken nehmen, und sich der Gefahr auf der See, und den Unbequemlichkeiten dieser offenen kleinen Fahrzeuge aussetzen.

Den Nachmittag trafen wir zu Nizza ein, und fanden den englischen Herrn M - - e, den ich zu Boulogne gesprochen, und gerathen, sich hieher zu begeben. Er war mir gefolget, und einen Monat eher zu Nizza angelangt. Er hatte seine Frau, und ein Kind, nebst einer alten Aufseherin bey sich, und hatte die Reise mit eigenen

Pferden

Pferden und Wagen gemacht. Er wohnt vor dem Thore, wo er das Haus des Grafen V.. für 5 Louisd'or des Monats gemiethet hat. Ein Preis wofür man, ein viel besseres bey London miethen könnte. Wenn man sich auch den hohen Preis gefallen läst, und das Haus auf eine geraume Zeit nimt, so findet man doch keine ausmeublirten Zimmer. Nachdem ich 8 Tage in einem schlechten Gasthofe gesteckt, habe ich endlich den untersten Stock eines Hauses, der das ganze Jahr 400 Livres gelten soll, auf 10 Monathe genommen. Dies macht gerade 20 Pfund Sterlinge, denn der Piemontische Livre beträgt so viel als ein Schilling unserer Münze. Die Zimmer sind groß und bequem genug, und haben auch freye Luft: dabey befinden sich zwey kleine Gärten, die voll Salat, Orangen und Zitronen sind. Da ich aber nicht so gleich den nothwendigen Vorrath von Meublen anschaffen konte, so hat unser Consul, Herr B.. d, ein sehr höflicher und freundschaftlicher Mann, mir sein Quartier unterdessen eingeräumt, welches eine herrliche Lage an der See auf einer Terrasse hat, die längst der Küste hingeht, und einen Theil der Stadtmauer ausmacht.

Herr B.. wohnt eigentlich zu Villa France, das von Nizza nur durch einen Berg getrent wird, auf dessen Spize die kleine Vestung Montalban liegt. Gleich nach unserer Ankunft, besuchte uns ein sehr artiger junger Mensch, Herr Martines, der unter dem, hier in Besatzung liegenden Schweizerregimente steht. Er ist ein Protestant, hält sehr viel auf die Engländer, und redet unsere Sprache recht gut. Er war unserm Bekanten, dem General P. und seiner Gemalin besonders empfohlen. Wir finden viel Vergnügen in seinem Umgange, er ist sehr höflich, und bey aller Gelegenheit ungemein dienstfertig. Es fehlt uns sonst auch nicht an andern

Bekant-

Bekanntschaften, worunter ich hauptsächlich den jüngern Herrn St. Pierre, einen angesehenen Kaufmann und Consul der Stadt Neapel rechne. Er ist ein Mann von guter Erziehung, vielem Verstande, spielt die Laute und Mandoline vortreflich, und besitzt eine auserlesene Samlung von Büchern. Ich hoffe, wir werden den Winter ganz angenehm zubringen; zumal wenn Herr M.. e ihn überlebt, aber ich fürchte die Auszehrung ist schon zu tief eingerissen, als daß er wieder hergestellt werden könte. Er hielte sich vorigen Winter in Nimes auf, und fragte gleichfalls Herr F.. zu Montpellier um Rath. Ich war sehr neubegierig, die Vorschrift zu sehen, welche er ihm gegeben, und fand daß es von Wort zu Wort dieselbe war, welche er mir zugeschickt: ob ich gleich sehr überzeugt bin, daß sich zwischen unsern Umständen ein sehr grosser Unterschied befindet. Herr M.. e hat schon lange heftige Spasmos, vielen Schweiß, und den gänzlichen Verlust des Appetits gehabt, und seine innerlichen Theile haben viel gelitten. Er sieht über und über gelb, daraus ich schliesse, daß seine Leber ungesund ist. Er versuchte die Schildkrötensuppe, allein sie machte ihm in den ersten 14 Tagen zu viel Phlegma. Dieser gute Mann, hat sich ein wenig mit der Medicin bekant gemacht, und will sich nun selbst helfen. Er sitzt deswegen beständig über Brooks Anleitung zur Arzneykunst und einige Dispensatoria. Verzeihen sie diesen langen Brief. Ich bin mit der grösten Aufrichtigkeit

der Ihrige.

Dreyzehnter Brief.

Nizza,
d. 15. Jan. 1764.

Mein Herr!

Endlich habe ich nunmehr meinen Wohnplatz in Nizza aufgeschlagen, und bin im Stande, Ihnen einige Nachrichten von diesem in der That merkwürdigen Orte mitzutheilen. Die Grafschaft Nizza ist ohngefehr 80 Meilen lang, und an einigen Stellen 30 breit. Sie enthält einige kleine Städte, und eine grosse Menge von Dorfschaften; die alle, wenn ich die Hauptstadt ausnehme, zwischen den Bergen stecken; denn die gröste Ebene des ganzen Landes ist in der Gegend von Nizza. Sie macht nicht über 2 Meilen in der Länge, und in der gröſten Breite nicht über eine Meile aus: an der Seite gegen Mittag ist sie von der See umschlossen. Von der Küste fangen sich die Alpengebürge erst mit kleinen sanft ansteigenden Hügeln an, und erheben sich nach und nach bis zu hohen Bergen, welche eine Ründung oder ein Amphitheater ausmachen, das sich bey Montalban endigt. Diese Bergfestung hängt gleichsam über Villa Franca. An der Abendseite des Berges, worauf sie steht, liegt Nizza, und ist zwischen einem steilen Felsen und einem kleinen Flusse eingeschlossen. Sein Nahme ist Paglion; er kömt von den Bergen, berührt die Stadtmauer an der Abendseite, und stürzt sich endlich, nachdem er viele Kanäle zum Behuf der Einwohner mit seinem Wasser angefüllt, in die See. Man hat eine steinerne Brücke von 3 Bogen darüber angelegt, über welche alles gehen muß, was aus der Provence in die Stadt komt. Das Bett des Flusses ist sehr breit, aber hin und wieder trocken, weil sich das Wasser so wie in dem

Var

War in verschiedene kleine Ströme zertheilt. Weil der Paglion von dem geschmolzenen Schnee, oder dem Regen in den Gebürgen entsteht, so ist er im Sommer meistens ausgetrocknet, hingegen läuft er nach starken Regengüssen auf einmal an, und wird ein reissender Strom. Davon hatte man im Jahr 1744. ein merkwürdiges Beyspiel. Die vereinigte französische und spanische Armee, grif 18 Bataillon Piemontester, die auf der Seite von Montalban stunden, an, und wurden mit einem Verlust von 4000 Mann, zurückgetrieben, von denen einige 100 blos deswegen umkamen, weil sie wieder über den Paglion zurück musten, der wärend dem Treffen durch einen ungewönlichen starken Regen hoch angeschwollen war. Hingegen war der Regen den Piemontesern sehr vortheilhaft, denn er hinderte die übrige Armee über den Fluß zu gehen, und den andern zu Hülfe zu eilen. Fünfhundert wurden gefangen. Die Piemontester merkten, daß sie den andern Tag von den Franzosen würden umringt werden, weil diese einen Paß in den Gebürgen gefunden, und ihnen also in den Rücken kommen konten; deswegen zogen sie sich in der Nacht zurück. Die englische Flotte, welche zu Villa Franca lag, nahm sie an Boord, und brachte sie nach Oneglia. Als die Einwohner von Nizza die Erschlagenen besahen, wurden sie viele Beschnittene darunter gewahr, woraus man schloß, daß unter den spanischen Völkern viel heimliche Juden seyn müsten. Ich bin aber einer andern Meynung, weil ich dafür halte, daß sich kein Volk schlechter zum Soldatenstande, als die Juden schickt. Ich glaube vielmehr, daß sie von den Mohren abstammen, die seit der Vertreibung ihrer Mitbrüder, sich in Spanien heimlich fortgepflanzt, und ob sie gleich öffentlich nach den Gebräuchen der catholischen Religion leben, doch in geheim die Gesetze Mahomets beobachten.

Die Stadt Nizza, hat die Form eines unregelmäßigen Triangels, dessen Grundlinie an der See liegt. An der Abendseite ist sie mit einer Mauer und einem Wall umgeben. Gegen Morgen hängt ein Felsen über die Stadt, auf dem man noch die Ruinen eines alten Kastels bemerkt, das vor Erfindung der Artillerie, für unüberwindlich angesehen wurde. Aber Marschall Catinat eroberte und schleifte es, unter der Regierung von Victor Amadeus, dem Vater des jetzigen Königs von Sardinien. Der Herzog von Berwick richtete es endlich gegen das Ende des Krieges der Königin Anna vollends zu Grund. Es würde vergeblich seyn, die Kosten an die Wiederaufbauung zu wagen, da es von Montalban, und andern Anhöhen bestrichen werden kan.

Nizza kan sich nicht vertheidigen, und hat folglich auch keine Festungswerke. Man trift nur zwey eiserne Kanonen, auf einer an der Küste liegenden Pastey an. Hier errichteten die Franzosen im Jahr 1744. eine starke Batterie gegen die englischen Kreuzschiffe, als der Marschall von Belliele sein Hauptquartier zu Nizza hatte. Die Stadt liegt in der Bay von Antibes, und gleichsam im Mittelpuncte zwischen Turin, Marseilles, und Genua. Nach einer jeden, der letztbenanten Städte hat man 30 Meilen zur See: und nach der Hauptstadt von Piemont eben so weit, über die Gebürge. Sie liegt ferner dem Cap di ferro an der Küste der Barbarey gerade gegen über, und die Inseln Sardinien und Corsica sind 2 Grade, westwärts in einer Linie mit Genua. Wenn Nizza gleich kaum eine Meile im Umfange ausmacht, so soll sie doch 12000 Einwohner haben. Die Gassen sind enge: die Häuser von Stein aber mit keinen Glas sondern Papier Fenstern versehen. In einem Lande, wo es viele Regen und Sturmwinde giebt, würden sie wenig nutzen, aber hier wo man keines von beyden

den sehr zu befürchten hat, kan man sich mit dem Papier gut behelfen. Doch fangen die Bürger bereits an, sich des Glases zu bedienen. Die Fischer ziehen ihre Fahrzeuge zwischen der Stadtmauer und der See ans Ufer herauf: hingegen ist an der andern Seite des Felsen, wo ehemals das Kastell stund, der eigentliche Hafen von Nizza, auf dessen Anlegung man einige Summengeldes verwendet hat. Der Umfang desselben ist nicht groß, und wird von der See durch einen Damm oder Molo gedeckt, der zwar von Steinen, aber besser angegeben, als ausgeführt ist, denn die See hat bereits 3 Löcher hineingespült, und vermuthlich wird die vörderste Spitze den nächsten Winter von dem Wasser gar weg gerissen werden. Es gehören Einsichten eines sehr grossen Baumeisters dazu, um den Grund zu einem Damm auf der offenen Küste zu legen, woran sich die Gewalt der Wellen bricht. Sonst ist die Küste sicher, und der Grund, welcher 17 Fuß Tiefe hält, weich. Es können also Schiffe von 150 Tonnen in dem Hafen, der sein meistes Wasser von einem kleinen sehr klaren Strome bekomt, liegen. Dies ist eine grosse Bequemlichkeit, für die hier befindlichen Schiffe, daß sie sich gleich mit frischen schönen Wasser versehen können. An der Seite des Molo befindet sich stets eine Wache bey einer Batterie von 7 Kanonen, welche gegen die See gerichtet sind. Auf der andern Seite liegt eine sehenswürdige Fabrick, wo Seite gehaspelt und gedreht wird, eine Schenke, ein Coffeehaus, und verschiedene andere Gebäude, zur Bequemlichkeit der Seefahrenden. Ausser dem Hafen steht ein Lazareth, worin Leute, die von ungesunden Orten kommen, Quarantaine halten müssen. Man hat den Hafen zum Freyhafen gemacht, und daher ist er allezeit mit Tartanen und andern kleinen Fahrzeugen, von Ydica, Sardinien, Italien und Spanien angefüllt, die mit Salz, Wein und andern

Waaren hieher kommen. Denn Nizza an sich selbst, treibt gar keinen beträchtlichen Handel.

Die Stadt hat ihren Rath, der die Gerechtigkeit verwaltet, aber von einem Generaladvocaten, den der König herschickt, abhängt. Die Policey und andere Dinge werden durch 4 Consuls oder Bürgermeister besorgt, deren einer für den Adel, der andere für die Kaufleute, der dritte für den geringen Bürger, und der vierte für den Bauer ist. Diese werden jährlich von der Stadtversamlung gewehlt. Sie halten die Strassen und Märkte in Ordnung, und haben die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude. Ferner ist hier ein Einnehmer der königlichen Einkünfte, und der Commendant, der allezeit eine Person von Range ist, aber sonst nichts zu befehlen hat, als daß er das hier in Besatzung stehende Regiment commandirt. Ausser dem liegt hier noch ein Regiment Landmiliz, das alle Jahr einmal in Waffen geübt wird. Das jetzige eigentliche Garnison Regiment besteht aus einem Schweizerbattaillon, deren der König 5 oder 6 in seinen Diensten hat. Von allen diesen Dingen, werde ich künftig noch weiter zu schreiben Gelegenheit nehmen.

Wenn ich mich auf dem Walle befinde, und rund umher sehe, so scheint es fast als wäre ich in einer bezauberten Gegend. Der kleine Strichlandes, den ich alsdenn vor Augen habe, zeigt sich als ein wohl unterhaltener Garten. Und in der That begreift die ganze Fläche auch nichts als kleine Gärten, die mit den schönsten grünen Fruchtbäumen, als Pomeranzen, Zitronen und Pergamotten besetzt sind, und dem Zuschauer einen reizenden Anblick darstellen. Komt man näher, so sieht man Beeten mit grünen Erbsen, die man nur pflücken darf; Alle Arten von Sallat und Küchenkräutern in

ihrer

ihrer Vollkommenheit; Plätze die mit Rosen, Nelken, Ranunkeln, Aurmone und Goldwurz besetzt sind. Sie blühen in voller Pracht, und übertreffen an Farben und Geruch, alle Blumen die wir in England in dieser Art kennen.

Man schickt im Winter zuweilen Geschenke von Nelken aus Nizza mit der Post nach Turin, Paris und zuweilen gar nach London. Sie werden ohne weitere Zubereitung in eine hölzerne Schachtel gelegt, und fast auf einander gedruckt. Wer solche empfängt, schneidet nur ein kleines Stück unten vom Stengel ab, und steckt sie ein paar Stunden in Essig und Wasser, so bekommen sie die völlige frische Blüthe und Schönheit wieder. Als denn setzt man sie auf Wassergläser in ein Zimmer, wo sie für die strenge Kälte beschützt sind, so kan man sie beynahe einen ganzen Monat frisch und unverwelkt erhalten.

Unter den vielen angebaueten Flecken in der Nachbarschaft von Nizza bemerkt man eine Menge weiser so genanter Bastides oder Landhäuser, die einen blendenden Anblick machen. Einige wenige sind gute Ville oder Landgüter, und gehören dem Adel in diesem Lande. Auch einige Bürger haben sich kleine, wohleingerichtete Landhäuser angeschaft. Die meisten sind aber Bauerwohnungen, wo man nichts als Elend und Ungeziefer antrift. Sie sind gemeiniglich viereckig, und weil sie weiß beworfen sind so fallen sie von weiten gut in die Augen. Die Hügel sind bis auf die Spitze mit immer grünenden Oelbäumen besetzt, und über diese Hügel ragen hinten noch höhere Berge, die mit Schnee bedeckt sind, hervor.

Wenn ich mich gegen die See drehe, so endigt sich die Aussicht mit dem Horizonte, bey hellen Tagen aber,

erblickt man, die Spitzen von Corsica. Zur rechten beschliest sich das Gesicht mit Antibes, und den Berg Esterelles, von dem ich in meinem vorigen Briefe geschrieben. Was die Witterung anbetrift, so kan man aus dem, was ich von den Pomranzen und von den Blumen gesagt habe, schon schliessen, daß sie ungemein gelinde und heiter seyn muß. Von dem Clima oder dem hiesigen Himmelsstriche will ich nachher reden: und hier nur im Vorbeygehen gedenken, daß die Häuser keine Feuermauern, als in der Küche haben, und daß in Nizza viele Leute von Stande, den ganzen Winter kein Feuer in den Zimmern haben. Wenn das Wetter etwas frischer als gewöhnlich ist, so setzt man ein Kohlfeuer in die Stube, um sich daran zu wärmen.

Obgleich Nizza wenig Spuren seines alten Glanzes aufzuweisen hat, so sind doch in der Gegend umher desto mehr alte Ueberbleibsel zu bemerken. Zwey kleine Meilen von der Stadt, trift man auf der Spitze eines ziemlich hohen Hügels, die Ruinen der alten Stadt Cemenelion, anjetzt Cimia genant, an. Sie war ehemals die Hauptstadt dieser Gegend, und der Auffenthalt einer römischen obrigkeitlichen Person. Nichts kan angenehmer und gesunder als ihre Lage gewesen seyn. Sie stund an der gelinden Anhöhe gegen dem Meer über, von dem sie nur eine halbe Meile entfernt liegt; und auf der andern Seite erstreckt sich das Gesicht über ein enges Thal, durch welches der Paglion (ehemals Paulo) nach den Mauren von Nizza fliest. Es wohnte ein Volk darin, das Ptolomäus und Plinius, die Vedantier nennen, und das sich vermuthlich nachgehends mit den Römern vermischte, wie aus den noch übrigen Denkmalen erhellet; z. E. aus dem Amphitheater, dem Tempel des Apolls, den Bädern, Wasserleitungen, Grab- und andern Steinen mit Aufschriften, aus den Münzen,

welche

welche die Bauern in grosser Menge, wenn sie in ihren Weinbergen und Kornfeldern, die jetzt den ehemaligen Platz der Stadt bedecken, arbeiteten, ausgegraben. Man kan wenig Nachrichten aus den alten Schriftstellern, von dieser Stadt schöpfen, daß sich aber ein römischer Präses hier aufgehalten, beweisen die beyden folgenden Aufschriften, welche noch vorhanden sind:

P. Aelio. Severino.
V. E. P.
Præsidi. optimo.
Ordo. Cemen.
Patrono.

Der Graf von Gubernatis, welcher ein Landhaus an dem Orte der ehemaligen Stadt besitzt, hat solche aufgehoben. Die andere fand sich nicht weit davon, und gereicht zum Lobe des Präses M. Aurelius Masculus.

M. Aurelio. Masculo.
V. E.
Ob. eximiam. Præsidatus, ejus.
integritatem.
et egregiam. ad. omnes. homines.
Mansuetudinem. et. vrgentis.
Annonæ. sinceram. Præbitionem.
ac munificentiam. et. quod. aquæ
vsum. vetustate. lapsum.
requisitum. ac. repertum. Sæculi.
felicitate. cursui. pristino.

reddiderit.
Colleg. III.
Quib. ex. SCC. P. est.
Patrono. dignis.

Dieser Präsident verdiente einen solchen öffentlichen Beweis der Achtung gar sehr, weil er die Einwohner mit den zwey wichtigsten Dingen, nemlich Brodt und Wasser versorgt hatte. Es ist ihnen bekant, daß der Befehlshaber einer römischen Provinz, das jus figendi clavi, und die Freyheit den latus clavus, gladius, infula, purpura prætexta, annulus aureus zu tragen hatte. Er durfte ferner seine eigene vasa, vehicula, apparitores, Scipio eburneus, und Sella curalis haben.

Ich will ihnen nur noch eine Grabschrift auf Marmor mittheilen, die jetzt über der Kirchthüre des Klosters St. Pont steht. Dieses ehrwürdige Gebäude liegt am Fusse des Hügels, der nördlichen Seite von Nizza gegen über. St. Pont, oder Pontius, war ein Römer, der sich zum Christenthum bekehrt hatte, und zu Cemenelion im Jahr 261 nach Christi Geburt, unter der Regierung der Kayser Valerian und Gallien, als Märtyrer sterben muste. In den Legenden findet man viele lächerliche Wunderwerke, welche sich vor und nach seinem Tode zugetragen haben sollen. Kayser Carl V. ließ dies Kloster, an der Stelle wo Pontius enthauptet worden, aufführen. Die obgedachte Inschrift ist in folgenden Worten abgefast:

M. M. A.
Flaviæ. Basillæ. Conig. cariss.
Dom. Roma. miræ. erga maritum. amoris.
Atq.

Atq. castitatis. fœminæ. quæ vixit.
Ann. XXXV. M. III. Dieb. XII. Aurelius.
Rhodismannus. Aug. Lib. Commem. Alp.
Mart. et. Aurelia. Romula. filia.
Impatientissim. Dolor. ejus. afflicti.
Atq. desolati. Carissim. ac Merent. Feret.
Fec. et. Ded.

Das Amphitheater von Cemenelion, ist in Vergleich des zu Nimes, nur sehr klein. Der Kampfplatz wird gepflügt und mit Korn angebauet. Einige Sitze, und ein Stück von zwey gegen einander über stehenden Gängen, ist noch übrig, aber alle Säulen, und das Aeusserе des Gebäudes, ist nicht mehr vorhanden. Man kan also die Baukunst nicht beurtheilen, und weiter nichts bestimmen, als daß es eine länglich, runde Form gehabt. Ohngefehr 100 Schritte von dem Amphitheater stund ein alter Tempel, der ehemals dem Apoll geheiligt gewesen seyn soll. Von dem Dache und bedeckten Gange, sieht man nichts mehr, doch kan man die Spuren des letztern noch einigermassen erkennen. Der Theil, den man Basilica nante, und die Hälfte der Cella Sanctior stehen noch, und sind in ein Wohnhaus und Stall des Bauers verwandelt, der die Aufsicht über des Grafen Gubernatis Garten hat, worin diese Ruinen liegen. In der Cella Sanctior, fand ich eine magere Kuh, einen Bock, und einen Esel bey einander, so wie ich sie in Burgund hatte miteinander pflügen sehen. Man hat unter dem Schutte des Tempels, verschiedene verstümmelte Statuen hervorgezogen, so wie man eine grosse Menge Münzen in den Weinbergen, die auf dem Platz der Stadt Cemenelion angelegt sind, gefunden. Sie waren theils von Gold und Silber, und theils von Kupfer,

pfer, und viele wurden an den Herzog von Savoyen, Carl Emanuel I. gebracht. Einen Theil besitzt der Prinz von Monaco in seiner Samlung, und die übrigen sind in Privathänden. Die Bauern haben beym Graben auch viele Urnen, Thränengefässe, und Grabsteine mit Aufschriften gefunden, die hin und wieder in den Klöstern und Privathäusern zerstreut sind.

Dieser ganze Grund ist ein Behältniß von Alterthümern, und wenn man vorsichtig nachgraben ließ, würden sich vielleicht noch viele merkwürdige Stücke finden. Bey dem Tempel des Apolls, sahe man sonst die Ueberbleibsel eines Bades, das aus grossen Stücken von Marmor bestand; man hat solche aber zu neuen Gebäuden verbraucht. Vermuthlich sind viele andere schöne Monumente dieser Stadt durch dergleichen barbarische Wirthschaft, aus dem Wege geschaft worden. Man sieht noch einige unterirdische Gewölbe, dadurch das Wasser ins Bad geleitet wurde, in dem Garten des Grafen Gubernatis. Von der Wasserleitung, die das Wasser in die Stadt brachte, kan ich nichts weiter sagen, als daß sie durch einen Berg geführt war; daß man diesen unterirdischen Gang vor einigen Jahren entdeckte, wie man die Trümmern, welche davor lagen, wegräumte, daß die Leute mit Hülfe brennender Fackeln ziemlich weit hineindrungen, und einen wasserreichen Kanal fanden, der Mannshoch, oben gewölbt und mit Mörtel bedeckt war. Man konte aber diesen Kanal nicht bis an seinen Ursprung verfolgen, und gegenwärtig ist er wieder mit Erde und Schutt verstopft. Es findet sich keine Seele in diesem Lande, die Lust und Wissenschaft genug hätte, eine Untersuchung von dergleichen Sachen anzustellen. Bey dem Amphitheater ist ein Barfüsserkloster in einer herrlichen Lage, und an dem Rande einer gähen Spitze aufgeführt. An der einen

nen Seite des Gartens, steigen die Mönche auf eine Art von Esplanade, die ein Stück von der Festung von Cemenelion ihrem Vorgeben nach seyn soll. Sie haben solche mit Cypressen, und kleinen Sträuchern die Blumen tragen, besetzt. Einer der Mönche erzelte mir, diese Gegend wäre unten gewölbt, wie sie aus dem Schalle der Instrumente, wenn in den Boden gehauen würde, schlössen. Man könte mit geringen Kosten diese Gewölber untersuchen, weil man nur ein Loch in die Mauer, die gegen den Garten ohnehin bloß da steht, brechen dürfte.

Die Stadt Cemenelion wurde zuerst von den Longobarden, die einen Einfall in Provence vornahmen, geplündert. Dies geschahe in der Mitte des sechsten Jahrhunderts unter Anführung ihres Königs Alboinus. In der Folge ward sie von den Saracenen, die diese ganze Küste verheerten, zerstört. Man hält davor, daß der Rest von Einwohnern, den Ort verlassen, und sich mit den Einwohnern von Nizza verbunden.

Sie sollen nächstens mehr Nachrichten von Nizza erfahren. Diesmal kan ich weiter nichts hinzusetzen, als was Ihnen schon längst bekant ist, nemlich daß ich allezeit bin

Ihr

aufrichtiger Freund.

Vierzehnter Brief.

Nizza,
d. 20. Jan. 1764.

Mein Herr!

Am abgewichenen Sontag, that ich in Gesellschaft einiger Schweizer Officiers, einen Ritt über Montalban, um unsern Consul Herrn B.. d zu besuchen,

suchen, der zu Villa Franca, eine halbe Meile von hier wohnt. Diese kleine Stadt ist bey einem Felsen am Ende des Hafens angelegt. Letzterer hat einen guten Umfang, und ist in der Runde mit Hügeln, ausgenommen gegen Mittag, wo er der See offen steht, umgeben. Läge an der Mündung desselben eine Insel, woran sich die Gewalt der Wellen bräche, wenn der Wind aus Mittag tobt, so könte man ihn unter die schönsten Häfen zälen: denn er hat nicht nur einen guten Ankergrund, sondern auch Raum und Tiefe genug für die ganze englische Seemacht, Bey der Einfahrt des Hafens, steht rechter Hand ein zierlicher wohlunterhaltener Fanal, oder Leuchtthurm; aber in allen Charten, die ich von dieser Küste gesehen, ist solcher auf der Abendseite angedeutet. Ein wunderlicher zugleich gefährlicher Fehler, der die Schiffer verführen, und sie verleiten kan gegen Morgen von dem Leuchtthurme zu steuern, und ihr Schiff zwischen Felsen zum unvermeidlichen Untergange zu jagen. Gegen der Mündung des Hafens über, sieht man ein Fort, das zu nichts nützet als die Schiffe und die Stadt von der Seeseite zu beschützen; denn von der Landseite kan es von Montalban und allen herumliegenden Hügeln bestrichen werden. Im Kriege, vom Jahr 1744, wurde es bald genommen, bald wieder genommen. Gegenwärtig befindet es sich in ziemlich guten Stande. Zur linken des Forts ist der Hafen für die Galeeren, nebst einer Art von Docke, worin sie gebaut und ausgebessert werden. Dieser Hafen entsteht durch einen wolangelegten steinern Damm, worin die beyden königlichen Galeeren sicher, und zwar mit dem Hintertheil des Schiffes dicht an dem Damm liegen. Ich begab mich an Bord der einen Galeere, und sahe ein paar hundert elende Menschen, die mit Ketten an die Ruderbänke geschlossen werden, wenn das Schiff in See ist. Diesen Anblick kan ein englischer Unterthan, der sein glückliches

Leben

Leben erkennt und empfindet nicht ohne Schauer und Mitleiden ansehen. Ueberlegt man aber die würkliche Beschaffenheit der Sache, so muß man es doch für eine kluge und der Billigkeit gemässe Einrichtung halten, daß diejenigen Bösewichter, die sich muthwillig um ihr Bürgerrecht gebracht haben, zum Dienst für das gemeine Beste gebraucht werden. Unter den Sklaven zu Villa Franca, befand sich unter andern ein Piemontesischer Graf, der auf Lebenslang auf die Galeeren verdamt war, weil man ihn vieler falschen Streiche überführt hatte.

Es ist ihm vergönt an der Küste zu wohnen, und er verdient sich etwas Geld dadurch, daß er durch andere Sklaven, Strümpfe zum Verkauf stricken läst. Er geht türkisch gekleidet, und erwirbt mit der Zeit ein grösseres Vermögen, als das was der Landesherr eingezogen. Inzwischen ist es doch etwas klägliches, und läuft wider die Gesetze der Völker und der Menschlichkeit, unter Mörder, Banditen und türkische Seeräuber, die man auf der See weggenommen, gesteckt zu werden. Man rechtfertiget dieses grausame Verfahren gewiß nicht unter dem Vorwande, daß den Christen Sklaven zu Algier und Tunis eben so begegnet werde. Es würde den Christen weit mehr Ehre bringen, wenn sie den Türken ein großmüthiges Beyspiel gäben: und wolten diese nicht folgen, alsdenn alle ihre vereinte Seemacht anwenden, um die Nester der Seeräuber, die das mittelländische Meer so lange unsicher gemacht, zu zerstören. Nichts ist in der That schändlicher, als die Bündnisse, welche die Seemächte und Frankreich mit diesen Barbaren geschlossen. Sie versehen solche mit Artillerie, Waffen, und andern Kriegsbedürfnissen, damit jene ihre Nachbarn beunruhigen können. Sie bezalen ihnen unter dem Nahmen von Geschenken einen

nen Tribut, und stecken Beschimpfungen in aller Stille ein, weil sie die niederträchtige Hofnung hegen, einen kleinen Gewinn in der Handlung dadurch zu erjagen. Sie wissen, daß Spanien, Sardinien und andere catholische Mächte am mittelländischen und adriatischen Meere in beständigem Kriege mit diesen Seeräubern begriffen sind; daß, weil die Einwohner von Algier, Tunis und Salee beständig Raubschiffe in der See halten, gedachte christliche Mächte es nicht wagen dürfen ihre eigenen Schiffe zu befrachten, sondern lieber in Schiffe der Nation, die mit dem Ungläubigen in Bündnissen stehen, laden. Um diesen Vortheil zu ziehen, halten wir diese kleinen Staaten von Seeräubern zu Freunden, kaufen auf eine unanständig Weise, Passeports von ihnen; und räumen ihnen dadurch die Oberherrschaft über das mittelländische Meer ein.

Die Sardinischen Galeeren führen 25 Ruder, und sechs sechspfündige Kanonen auf jeder Seite, ferner eine grosse Kanone mitten auf den Vordertheil, die gerade ausgerichtet ist. Man kan diese aber, so viel ich davon einsehe, nie abfeuren, ohne dem Vordertheil der Galeere grossen Schaden zuzufügen. Die Officiers werden am Bord schlecht gehalten, und sie müssen alle, weil im Hintertheil nur eine elende Cajüte für den Kapitain ist, unter den Sklaven sitzen, in einem Loche liegen, wo sie weder frische Luft, Licht, noch einige Ruhe haben. Sie ersticken beynahe vor Hitze, werden von Fliegen und andern Ungeziefer geplagt, und von dem beständigen Lärmen über ihren Kopf beunruhigt. Die Sklaven liegen auf den blossen Bänken, und haben keine andere Bedeckung, als das über die Galeere gespante Zelt. Inzwischen ist dies keine grosse Ungemächlichkeit in einer Gegend, wo es fast gar keinen Winter giebt. Sie werden elend gespeiset, und bekommen täglich Brod

und

und etwas Bohnen, und nur zweymal die Woche Reiß und Käse. Die meisten stricken Strümpfe, wenn sie im Hafen liegen, oder nehmen andere Arbeiten vor, und erwerben sich dadurch eine etwas leidlichere Kost. Wenn sie bey stürmigten Wetter in der See sind, so verdienen sie würklich Mitleiden. Die Wellen welzen sich über das Schiff hin, und machen sie nicht nur unaufhörlich naß, sondern werfen sie auch mit solcher Gewalt gegen die Ruderbänke; daß ihnen oft die Beine brechen, und das Gehirne aus dem Kopfe geschlagen wird. Man behauptet, eine solche Menge Leute voll Verzweiflung, könne ohne die grausamste Begegnung, wofür die Menschlichkeit schaudert, nicht in Ordnung gehalten werden. Es ist unmöglich, bey einen solchen Haufen elender Menschen, nur einen mittelmäßigen Grad von Reinlichkeit zu verlangen; welche ohne die geringste Bequemlichkeit, und nothwendigsten Bedürfnisse, auf einander gestopft sind. Sie müssen sich zwar ein paarmal die Woche reinigen und in der See baden, aber dieser Anstalten ohngeachtet, sind sie voll Ungeziefer, und in dem Schiffe ist ein Geruch als im Hospital, oder einem angefülten Gefängnisse. Sie scheinen, wie viele Böswichter zu Newgate, ihr Elend nicht zu empfinden, sie lachen, singen und saufen, wenn sie könnten. Wenn man aufs Vordertheil des Schiffes steigt, wird man von einer Bande Musikanten, die aus lauter solchen Elenden besteht, empfangen, welches eine Art von Betteley ist. Geht man weiter, so muß man seine Taschen wohl in Acht nehmen. Es kommen einen Sklaven entgegen, die sich erbieten, die Schuhe zu putzen: läst man es zu, so kan man gewiß versichert seyn, daß bey der Gelegenheit die Taschen geleert werden; lehnt man das Anerbieten ab und hält sich in der Entfernung, so kan man sich doch nicht genug für einer Colonie Ungeziefer in Acht nehmen, welche diese Kerls mit vieler Geschicklichkeit

Fremden aufzuhängen wissen. Die Türkensklaven, deren Auslösung oder Umtauschung man hoft, werden unter Aufsicht ans Land gelassen. Und diejenigen, welche die Zeit, da sie zur Galeere verdamt sind, bald ausgedient haben, werden unter einer hinlänglichen Wache zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. Die Schifcapitains pflegen solche zu Nizza für Geld zu miethen, um Ballast in ihre Schiffe zu schaffen, wovon der König das meiste, und die Sklaven nur etwas weniges zu ihren eigenen Gebrauch erhalten. Man kennt sie an den eisernen Ketten, die sie an dem einen Beine tragen. Der Weg von Nizza nach Villa Franca ist kaum zu Pferde zu machen: worüber ich mich um so mehr wundere, da diese Sklaven ihn in zwey oder drey Monaten, so gar zum Fahren brauchbar machen könten, ohne daß es dem Könige einen Heller kosten würde, weil sie den grösten Theil des Jahrs müssig gehen.

Die Galeeren begeben sich nur des Sommers in See, denn bey stürmischen Wetter dürfen sie sich nicht aus dem Hafen wagen. Sie haben bloß einigen Nutzen bey stiller See, da sie durch Hülfe der Ruder ziemlich schnell fahren. Der König ist von ihren geringen Nutzen so sehr überzeugt, daß er sie eingehen lassen will, und an deren statt 2 Fregatten, eine von 50 und die andere von 30 Kanonen in England gekauft hat, welche beyde in dem Hafen von Villa Franca liegen. Er hat auch einen englischen Officier Nahmens A . . in seine Dienste genommen, der auf einer Fregatte das Untercommando, mit dem Titel Capitaine Consulteur hat, das ist so viel, als ein Rathgeber des ersten Capitains, des Marquis von M . . i, welcher so viel von der Schifarth versteht, als ich vom Arabischen.

Man

Man sagt: der König hege die Absicht noch zwey oder drey Fregatten anzuschaffen, und alsdenn wird er den barbarischen Raubschiffen die Spitze bieten können. Es wird aber nothwendig dazu ersodert, daß er seine Flotte gehörig besetzt, und dies kan nicht anders geschehen, als wenn er fremde Officiers und Matrosen in seine Dienste nimt. Gegenwärtig sind keine von beyden in seinen Staaten anzutreffen. Wenn er würklich entschlossen ist, die gute Lage seiner Küsten zu nutzen, und die Verbindung mit Großbritannien zu unterhalten, so muß er seine Schiffe mit Matrosen aus diesem Reiche besetzen, und den Befehl seiner Flotte einem Engländer anvertrauen. Er muß Magazine und Docken zu Villa Franca anlegen. Findet sich keine Gelegenheit zum Bau neuer Schiffe, so muß doch für Orte gesorgt werden, wo man sie auf die Seite legen, und Kalfactern oder ausbessern kan. Dies solte billig wieder unter der Aufsicht von Engländern, die am besten verstehen, was zum Schifswesen gehört, geschehen. Ohne ansehnliche Besoldungen wird er freylich keine Fremde in seine Dienste ziehen, und seine Unterthanen werden es mit neidischen Augen ansehen: so bald aber die würkliche Absicht ist, eine Seemacht zu errichten, so müssen alle diese Betrachtungen dem allgemeinen Nutzen aufgeopfert werden. Es würde sehr unbillig und unvernünftig seyn, wenn der Piemontesische Officier über den Vorzug der Fremden, die gleichwol alle diese Dinge, zum Nutzen seines Vaterlandes unternehmen, unwillig seyn wolte, zumal da er selbst von seiner Untüchtigkeit überzeugt seyn muß. Als Herr P.. n, zuerst in Sardinische Dienste trat, fand er bey den Piemontesischen Officiers aus Neid vielen Widerstand, er ward auf unzälige Art beleidigt, und muste sich, mit Gefahr seines Lebens, verschiedenemal mit ihnen herumschlagen, ehe sie ihn in Ruhe liesen. Er besaß viel Feuer, und lies also nicht die gering-

ste Beleidigung ungerochen. Er hatte manche Gelegenheit, seine Tapferkeit gegen die Türken zu zeigen, und erhielte wegen seiner ausserordentlichen Vorzüge, und vieljährigen Dienste, nicht nur das Obercommando der Galeeren mit dem Rang als Generallieutenant, sondern wuste sich auch so bey dem Könige in Gnade zu setzen, daß er zuletzt die Commendantenstelle in Nizza davon trug. Der König von Sardinien hatte mehr als einen Nutzen bey dieser Beförderung. Erstlich erhielte er in der Person des Herrn P.. n, einen vortreflichen Officier, von geprüfter Treue und Tapferkeit, nach dessen Rathgebung man das Seewesen einrichten konte. P.. n war am Hofe zu London in Achtung, und stund in dem Kriege von 1744. mit den englischen Admirals im mittelländischen Meere im besten Vernehmen. Durch dieses Verständniß erhielt der König unzälige kleine Vortheile von den englischen Schiffen, darum er sich unter andern Umständen erst an die englische Regierung hätte wenden müssen: und unter der Zeit wäre die bequeme Gelegenheit versäumt gewesen. Ich weis wol, daß die Admirals allgemeine Befehle hatten, in allen Stücken mit dem Könige gemeinschaftlich zu handeln: aber ich weis auch aus der Erfahrung, wie wenig dergleichen allgemeine Befehle nutzen, wenn der eigene Wille des Admirals nicht bey den Unternehmungen ist. Wäre der König jetzt, nebst England in einem neuen Krieg mit Frankreich verwickelt, und es würde eine englische Flotte, wie damals an die hiesige Küste geschickt, so würde man in diesem Puncte gar bald einen grossen Unterschied finden. Der König solte sich also hüten, einen Commendanten nach Nizza zu setzen, der nichts vom Seewesen, und von dem wahren Vortheile seines Herrn versteht, der stolz ist, und nach seinem eigenen Kopfe handelt, und über Fremde, und zumal Engländer, aus einem national Vorurtheil eifersüchtig ist.

Die

Die Kenner der Alterthümer streiten sich über den ehemaligen Nahmen von Villa Franca. In der Reisebeschreibung des Antonins, wird seiner gar nicht gedacht, es wäre denn: daß der Hafen von Nizza darunter zu verstehen ist Man muß sich verwundern, daß der sonst genaue Strabo in der Beschreibung dieser Küste eines solchen Hafens gar nicht gedenkt. Einige halten ihn für den Hafen des Herculis Monæci; dieser ist aber unstreitig das heutige Monaco, auf den sich das, was Strabo von dem Portus Monæci sagt, sehr gut schicket: neque magnas neque multas capit naves; er kan weder viele noch grosse Schiffe fassen. Ptolomäus scheint ihn unter dem Nahmen Portus Herculis von dem Portus Monæci zu unterscheiden; seine Worte sind folgende: Post Vari ostium ad Liguſtrium mare, Maſſilienſium ſunt Nicæa, Herculis portus, Trophæa Auguſti, Monæci portus. In diesem Falle wurde Hercules hier und in Monaco verehrt, und gab beyden Orten den Nahmen. Ich bin vielleicht im Stande, künftig mehr hiervon zu sagen, wenn ich erst die in dieser Stelle gedachten Trophæa Auguſti anjetzo Tourbia genant, ingleichen Monaco, welches nur 3 Meilen von Nizza liegt, gesehen habe. Ich kan nicht umhin bey dieser Gelegenheit, die schöne Stelle aus dem Lucan anzuführen, worin dieser Hafen gemeint zu seyn scheint.

Finis et Heſperiæ promoto milite Varus,
Quaque ſub Herculeo ſacratus numine Portus
Vrget rupe cava Pelagus, non *Corus* in illum
Ius habet, aut *Zephyrus*, ſolus ſua littera turbat
Circius, et tuta prohibet ſtatione Monæci.

Die jetzige Stadt Villa Franca ward im dreyzehenten Jahrhundert, auf Befehl König Carl II. von Sici-

lien, und Grafen von Provence angelegt, damit die Saracenen, welche damals diese ganze Küste sehr unsicher machten, gehindert werden solten, in diesem Hafen an Land zu steigen. Die Einwohner wurden von einer andern Stadt hieher geschaft, die auf einem benachbarten Berge lag, und von den Saracenen zerstört war. Man sieht noch einige Spuren davon. Um den Hafen noch mehr Sicherheit zu verschaffen, bauete Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, das Fort nebst dem Damm, hinter welchen die Galeeren liegen. Villa Franca liegt, wie ich bereits gedacht habe, an einem kahlen Fels, dicht am Ufer der See, und auf eine Meile umher, trift man kein Stück ebenen Boden an. Im Sommer muß es hier von den Zurückprallen der Sonnenstralen, von den Felsen unausstehlich warm seyn; denn ich schwitzte bey jetziger Jahrszeit, als ich nur eine viertel Meile gieng, um die Galeeren zu besehen. Seyn Sie so gütig, und erhalten mich bey unsern Freunden zu A . . s in gütigen Andenken und glauben, daß ich allezeit bin

der Ihrige.

Funfzehnter Brief.

Nizza,
d. 3. Jan. 1764.

Madame!

Sie erinnern mich in Ihrem angenehmen Schreiben, das ich durch Herr M . . l erhalten, an mein Versprechen, Ihnen meine noch übrigen Anmerkungen über die französische Nation mitzutheilen. Sie geben mir zugleich Ihre Meynung zu erkennen, daß ich in mei-

meinen vorigen Urtheilen ein zu strenger Richter gewesen: ja Sie scheinen so gar den Verdacht zu hegen, daß diese Schärfe einem persönlichen Hasse, oder besondern Ursachen zuzuschreiben sey. Ich versichere Ihnen, heilig, daß ich keine ausserordentlichen Gründe habe, gegen irgend eine Person von diesem Volke insbesondere aufgebracht zu seyn. Ich wüste nicht was mich bewegen solte, einem Franzosen Vorwürfe zu machen. Ich werde vielmehr, so oft ich einen, der meiner Achtung würdig ist, antreffe, ihn mit eben dem Zutrauen zu meinem Freund machen, als wenn es mein Landsmann wäre, und er ähnliche Verdienste besässe. Ich achte diese Nation, wegen der vielen grossen Leute, die sie in allen Künsten und Wissenschaften hervorgebracht hat, in der That ungemein hoch. Ich hege eine wahre Achtung für die französischen Officiers, theils wegen ihrer Artigkeit und Herzhaftigkeit, theils und hauptsächlich wegen ihrer edlen Menschenliebe, welche sie jederzeit gegen ihre Feinde, mitten unter den Schrecken des Kriegs ausüben. Diese großmüthige Denkungsart rührt vielleicht noch aus den alten Ritterzeiten her, und verdiente beybehalten zu werden. Diese Gewohnheiten der Ritterschaft, waren auch ehemals in England in Flor, allein durch eine lange Folge von einheimischen Kriegen, die nichts als Haß und Grausamkeit hervorbrachten, kamen sie ganz aus der Mode. König Heinrich IV. in Frankreich, war ein wahrer irrender Ritter, und unter ihm schien die Ritterschaft in Europa wieder gebräuchlich zu werden. Er besaß eine großmüthige Seele, die das empfindlichste Unrecht vergessen konte, und bey seiner genauen Kentniß der verschiedenen Charactern der Menschen, wuste er, wem er trauen durfte, und würdigte einige Personen, die im Kriege seine hartnäckigsten Feinde gewesen waren, seiner vertrauten Freundschaft. Ich weis nicht, ob er dem menschlichen Geschlechte dadurch einen grössern

Dienst erwiesen, daß er ihnen zeigte, wie man seinen Feinden großmüthig begegnen müsse, oder ob er seinem Reiche mehr geschadet, weil er den abgeschmackten und schädlichen Gebrauch des Zweykampfs schützte, und einen gewissen Ehrgeitz, oder das so genante Point d'honneur, welches der Vernunft und der Menschlichkeit gerade zuwider ist, einführte.

Ich habe die Anmerkung sehr oft gehört, daß ein französischer Officier, wenn er 50 Jahr zurückgelegt hat, meistentheils einen angenehmen Gesellschafter ausmacht. Alsdenn ist das lebhafte Feuer, welches ihn in der Jugend so unruhig macht, meistens gedämpft, und auf der andern Seite hat er sich durch eigene Erfahrung gebessert. Er behält aber einen Hauptfehler, der aus den ersten Gründen der Erziehung erwächst, und der durch die Zeit mehr zu als abnimt. Die Vorurtheile der Jugend, verwandeln sich gemeiniglich in eine beständige Denkungsart, und daher wird man finden, daß bejahrte Officiers in französischen Diensten schlimmer, in Ansehung dieser falschen Begriffe von Ehre sind, als die jungen.

Kaum ist ein junger von Adel in den Soldatenstand getreten, so bildet er sich ein, es sey nunmehro seine Schuldigkeit, den Muth bey der ersten Gelegenheit im Zweykampfe zu zeigen. Seine natürliche Lebhaftigkeit in Gesellschaft verleitet ihn, alles was ihm in den Sinn komt, zu sagen; ohne den Aeltern oder Vornehmern die gehörige Achtung zu bezeigen; und es entfährt ihm gewiß etwas, das er für nöthig findet, mit dem Degen zu vertheidigen. Anstatt daß der alte Officier, dem Muthwillen des jungen Einhalt thun, und ihm seinen Misfallen in Worten oder mit den Mienen, zu verstehen geben solte, so scheint er ein Vergnügen daran zu

haben,

haben, und giebt ihm noch wohl gar Gelegenheit, seinen Witz anzubringen. Entsteht eine Zänkerey, oder gar eine Schlägerey daraus, so bemüht er sich nicht, die Sache beyzulegen, sondern giebt wohl gar einen neugierigen Zuschauer des Zweykampfs ab. Wird der junge Held verwundet, so umarmt er ihn mit Freuden, lobt seinen Muth, überliefert ihn dem Wundarzt, und besucht ihn alle Tage sehr freundschaftlich, bis er wieder geheilt worden. Bleibt er auf der Stelle, so zuckt er die Achseln, und ruft dazu: Ach! es ist doch schade! der liebenswürdige junge Mensch! Was ist zu machen! und drey Stunden nachher, wird nicht weiter an den Todten gedacht. Es ist bekant, daß in Frankreich die Lebensstrafe auf den Duell steht: allein man kan diesem Gesetze leicht ausweichen. Der beleidigte Theil geht aus, der Gegner weis es, und folgt ihm nach, sie begegnen einander, als von ohngefehr, und ziehen den Degen; da denn gemeiniglich einer getödtet oder entwafnet wird, ehe man im Stande ist, sie aus einander zu bringen. Das Gefecht mag ausfallen wie es will, so stelt sich die Obrigkeit als wüste sie nichts davon. Man giebt es vor einen unvermutheten Handel aus, und keiner von beyden Theilen wird gestraft. Auf diese Weise wird der Endzweck des Gesetzes durch eine lächerliche und schädliche Nachsicht nicht erreicht. Die geringsten Kleinigkeiten, eine entfernte Stachelrede, eine Miene, oder ein Lächeln, sind hinlänglich einen solchen Zweykampf anzurichten: hingegen würkliche Beleidigungen, Schimpfwörter, oder wenn man den andern Lügen straft, ihn zu schlagen droht, oder würklich schlägt, müssen mit mehrern Umständen ausgemacht werden. In einigen von gedachten Fällen, werden beyde Parteyen zuweilen mit einander einig, sich in ein fremdes Land zu begeben: wo sie sich sicher, und ohne Furcht der Strafe umbringen können. Ein Officier, der einen Schlag bekommen,

oder nur damit gedroht worden, darf nicht eher ruhen, als bis es entweder ihm, oder seinem Gegner das Leben gekostet. Einer meiner Freunde, der in französischen Diensten steht, hat mir erzält, daß vor einigen Jahren ein Capitain seinen Lieutenant in der Hitze einen Schlag gegeben, worauf sie gleich den Degen gezogen, und der Lieutenant entwafnet und verwundet worden. Da die Beleidigung aber von der Art war, daß sie nicht konte ohne den Tod des einen Theils ausgemacht werden, so forderte der Lieutenant, so bald er von seiner Wunde geheilt war, den Capitain zum andernmal heraus. Kurz sie schlugen sich fünfmal, ehe die Sache ausgemacht ward, und der Lieutenant endlich auf dem Platze blieb.

Diese Begebenheit, beweiset das Abgeschmackte dieser falschen Begriffe von Ehre, welche Gelegenheit zu dem ganzen Handel gaben, zur Gnüge. Der unglückliche Officier, der beleidigt war, sahe sich durch die Unbändigkeit seines Gegners gezwungen, den Zweykampf allezeit wieder zu erneuern, bis es ihm endlich das Leben kostete.

Ein ähnlicher Zufall trug sich vor wenig Jahren in Nizza zu. Ein französischer Officier, hatte einen andern mit Schlägen gedrohet. Sie foderten einander mit der Bedingung heraus, nicht eher als bis einer geblieben, auseinander zu gehen: und jedweder nahm ein paar Gräber mit, um sich gleich auf der Stelle eingraben zu lassen. Der Zweykampf wurde vor dem Stadtthore, in Gegenwart einer grossen Menge Zuschauer gehalten, und sie fochten mit der äuserſten Hitze, bis der Boden von ihrem Blute gefärbt war. Zuletzt strauchelte der eine, und fiel nieder. Der andere, welcher sich tödlich verwundet fühlte, trat zu ihm, ließ den Degen

gen fallen, und sagte: ich schenke dir das, was du mir genommen hast. Mit diesen Worten fiel er tod zur Erden. Jener war eigentlich der beleidigte Theil, aber auch so schwer verwundet, daß er nicht aufstehen konte. Einige Zuschauer trugen ihn nach der Küste, legten ihn in ein Boot, und brachten ihn zur See nach Antibes. Der Körper des getödteten erhielte kein ordentlich Begräbniß, weil er keine Absolution bekommen. Jedermann glaubte, seine Seele wäre zum Teufel gefahren, aber die Officiers behaupteten, er wäre als ein Mann von Ehre gestorben. Wenn jemand noch so gern, auf eine friedfertige Art eine Genugthuung für eine Beleidigung, die er in der Hitze der Leidenschaft zugefügt, geben wolte, so darf solche nicht angenommen werden. Beleidigt einer dem andern auch aus Unwissenheit oder Zerstreuung wider seinen Willen, so muß die Sache mit Blut ausgemacht werden. Ein gewisser vornehmer Lord fand sich auf seinen Reisen, da er aber noch nicht in den Adelstand erhoben war, an dem lothringischen Hofe in einer ähnlichen Verlegenheit. Er war zu Pferde gewesen, und gieng auf dem öffentlichen Spaziergange in tiefen Gedanken mit der Peitsche auf und nieder. Wie er von ohngefehr auf den Rücken eines Marquis, der vor ihm hergieng, einen Papillon gewahr wurde, wolte er solchen tödten, und schlug den Marquis mit der Peitsche auf die Schulter, daß die Umstehenden darüber erschracken. Der Marquis zog augenblicklich den Degen, und der Engländer gerieth in Lebensgefahr, weil er keine Waffen zur Vertheidigung bey sich hatte. Er erwachte darüber aus seinen tiefen Gedanken, bat um Verzeihung, und versprach alle mögliche Genugthuung für das, was er aus blosser Unachtsamkeit und in der Zerstreuung gethan. Der Marquis hätte seine Entschuldigung angenommen, wenn man nur andere Beyspiele gehabt, daß eine ähnliche Beleidigung ohne Blutvergiessen wä-

re

re wieder gut gemacht worden. Es versamleten sich verschiedene Leute von Ehren um ihn herum, berathschlagten sich, und nach langen Streite ward endlich ausgemacht, daß eine unvorsetzliche Beleidigung und zwar von einem solchen Manne (d'un tel homme) könte friedlich beygelegt werden.

Damit sie sich einen Begrif machen können, Madame, über was für Kleinigkeiten ofmals die ärgsten Streitigkeiten entstehen, so will ich Ihnen eine Geschichte, die kürzlich zu Lion vorgefallen, erzälen. Ich habe solche aus dem Munde einer Person, die ein Augenzeuge davon gewesen. Es befanden sich zwey Franzosen in einem öffentlichen Hause, die der übrigen Gesellschaft mit ihrem Geschwätze sehr zur Last fielen; zuletzt fragte der eine mit einer hochmüthigen Miene, den andern, wie er hiesse? worauf denn dieser leise zu ihm sagte, ich gebe meinen Nahmen nicht kund. „ Sie mö„ gen wohl sehr wichtige Ursachen haben, ihn zu verber„ gen „, erwiederte jener. „ Das will ich ihnen schon „ weisen „, versetzte dieser, stund auf, gieng zu dem andern, und sagte so laut, daß es die ganze Gesellschaft hörte: ich heise Pierre Pasan, und ihr seyd ein ungeschlifner Kerl. Darauf gieng er fort, und der andere folgte ihm auf die Gasse, wo sie sich aufs neue anfiengen zu zanken, den Degen zogen, und herumschlugen. Der die erste Frage gethan hatte, wurde erstochen, hatte aber so mächtige Anverwandten, daß der Sieger aus dem Lande weichen muste. Man stelte einen Proceß an, und er verlor ihn, in seiner Abwesenheit, seine Güter wurden eingezogen. Die Frau wolte vor Betrübniß sterben. Die Kinder giengen betteln: und er selbst muß nun als ein Vertriebener sein Leben beschliessen. In England haben wir die Begriffe von Ehren noch nicht bis zur Unversöhnlichkeit getrieben. Wenn jemand auch

einen

einen Schlag bekommen, so darf er nur einmal seinen Gegner herausfodern, und hernach ruhig leben. Die Gesetze von Ehre zwingen niemand in unserm Lande, die Person, welche die Beschimpfung ausgeübt, zu erlegen, oder sich bis auf den letzten Blutstropfen herumzuschlagen. Man findet keine Beyspiele von Zweykämpfen bey den Römern, die gewiß eben so brav waren, und so feine Begriffe von der Ehre hegten, als die Franzosen. Cornelius Nepos erzält von einem berühmten athenienſischen General, daß er mit einem andern General von Sparta in Streit gerieth, und von diesem, der ein hitziger Mann war, mit Schlägen gedroht wurde. Wäre das einem französischen jungen Herrn begegnet, so hätte ein Todtschlag darauf folgen müssen: aber hören Sie den Ausgang dieser Geschichte: Der Athenienser gerieth nicht, nach den heutigen Begriffen von Beleidigung, in Eifer, sondern sagte ganz gelassen: Schlage zu, wenn du wilst, aber höre mich erst an. Er ließ sich nicht einfallen, dem andern deswegen den Hals zu brechen, sondern er trug seinen heftigen Kopf, als die schwache Seite eines Freundes, der sonst tausend gute Eigenschaften, welche diesen Fehler reichlich ersetzten, besaß.

Ich will mich jetzt nicht weitläuftiger über die Thorheit, und das Unglück, welches die heutige Art sich zu schlagen, nach sich zieht, einlassen, auch keine Beyspiele von Freunden anführen, die sich einander, vermöge dieser barbarischen Gewohnheit, ermordet haben, ob ihr Herz gleich von der zärtlichsten Freundschaft überfloß. Ich weis selbst Exempel, daß ganze Familien dadurch ins Verderben gerathen, Weiber und Kinder zu Witwen und Waysen geworden, daß Väter ihre einzigen Söhne verloren, und daß vortrefliche Leute, die zum allgemeinen Besten länger auf der Welt zu bleiben ver-

verdienten, ihr Leben in einem Zweykampfe verloren, der über einen unbedachtsamen Ausdruck, den der andere, entweder ohne Absicht zu beleidigen, oder in der Hitze eines Streits, ausgestossen, entstanden. Wie hart und unbillig ist es nicht, daß ein würdiger Mann genöthigt wird, sein Leben in Gefahr zu setzen, weil er das Unglück gehabt, von einem nichtswürdigen elenden Geschöpfe, oder von einem betrunkenen, und wol gar halbverwirrten Menschen beschimpft zu werden? Kan man sich etwas abgeschmackters vorstellen, als die Verlegenheit, worin ein beleidigter Officier geräth. Es ist ein offenbarer Widerspruch in der ganzen Sache, und er wird unglücklich, er mag es anfangen wie er will. Fodert er seinen Gegner nicht heraus, und balgt sich nicht mit ihm herum, so wird ihm durch ein Kriegsgericht die Ehre abgesprochen. Hat er das Unglück, ihn zu erlegen, und wird des Todtschlags überführt, so wird ihm von der weltlichen Obrigkeit der Proceß gemacht, und er wird ohnfehlbar gehangen, wenn der König ihm nicht Gnade wiederfahren läst. Ueberdieses hat er sein Leben in Gefahr gesetzt gehabt, und behält nach dem, für ihn zwar glücklichen Ausgang des Zweykampfs, doch allemal ein böses Gewissen, welches ihn erinnert, er habe seinen falschen Begriffen von Ehre, unschuldiges Blut aufgeopfert.

Dieses sind Betrachtungen, Madame, welche Ihnen selbst, vermöge ihrer richtigen Denkungsart beyfallen werden. Ich will versuchen einen Vorschlag zu thun, wie diesen täglich mehr überhandnehmenden Uebel abzuhelfen sey. Man solte ein eigenes Gericht niedersetzen, für welches alle Sachen, welche die Ehre beträfen, gebracht würden. Dieses müste durch eine Parlamentsacte freye Macht erhalten, mit Geld und Gefängniß, mit Landesverweisung und unehrlich machen

nach

nach Gutbefinden strafen zu dürfen. Der beleidigte Theil müste gezwungen werden, sich dahin zu wenden, und wer sich mit dem Degen, Pistole, oder andern tödlichen Instrumenten selbst Recht schaffen wolte, müste für unehrlich erklärt, und Landes verwiesen werden. Wer überführt wird, daß er tödliches Gewehr im Zweykampf oder bey einem plötzlichen Anfall, der über vorhergegangenen Zänkereyen entstanden, gegen den andern gebraucht, würde mit gleicher Strafe belegt. Bliebe einer im Zweykampf, so würde er an den Galgen gehangen, und nach ein paar Tagen auf die Anatomie geliefert, den Gegner hienge man, als einen Todschläger dazu, und schickte ihn an eben den Ort: und beyder Andenken würde mit öffentlicher Schande belegt. Ich glaube dergleichen Einrichtungen, könten der Gewohnheit sich zu schlagen, einen starken Riegel vorschieben. Denn da sie bloß durch die Furcht, nicht als ein Mann von Ehre angesehen zu werden, unterhalten wird: so bin ich gewiß überzeugt, daß kein vernünftiger Mensch die Mordsucht, die mit eigener Lebensgefahr verknüpft ist, würde weiter treiben wollen, wenn er zum voraus wüste, daß er, vermöge jener Einrichtung, seiner Ehre allemal verlustig würde, und noch überdieses sein Leben in Gefahr setzte. Ein jeder vernünftiger Mensch würde alsdenn einräumen, daß ein Officier, der in einem Zweykampfe einer würdigen Frau ihren Mann, einer Anzahl Kinder ihren Vater, der Familie die Stütze, und dem gemeinen Wesen einen Mitbürger raubt, ein sehr elendes Verdienst habe, daß er seine eigene Person in Gefahr gesetzt. Er ist nichts besser als ein Strassendieb, oder ein Einbrecher, der sein Leben täglich wagt, um Dinge zu rauben, die mit dem Verlust eines Menschen nicht zu vergleichen sind.

Wenn ich nicht irre, haben die Engländer von dem Buceanirs oder den americanischen Seeräubern eine

andere

andere Art sich zu schlagen gelernt. Denn diese Leute machten ihren Streit allemal mit Pistolen aus, und in England hat man diese Gewohnheit mit gutem Erfolge angenommen, ob man gleich in Frankreich und andern Ländern sehr verächtlich davon urtheilt, und es für eine Barbarey hält. Gleichwol scheint es die vernünftigste Manier von Zweykampf zu seyn, weil jede Partie bey dieser Art der andern gleich ist, der Alte dem Jungen, der Schwache dem Starken, der Langsame dem Hurtigen, der Klopffechter, welcher von Jugend auf gefochten, dem der den Degen nicht zu führen versteht. Was hat ein Mann für Ehre davon, einen Gegner zu überwinden, dem er ungleich überlegen ist? Er kan den Ausgang des Gefechts geruhig erwarten, und gebraucht dazu nicht mehr Herz, als ein jeder gemeiner Mann haben würde. Aus diesem Grund hat man oft gesehen, daß ein schlechter Kerl den rechtschaffensten Mann herausgefodert hat. Unter der Regierung Carl II. waren die unvernünftigen Schlägereyen in England aufs höchste gestiegen, und die Secundanten fochten so gar, wie die Hauptparteyen mit einander. Villiers, Herzog von Bukingham, hatte mit der Gräfin Schrewsburg die Ehe gebrochen, und rühmte sich dessen öffentlich, und suchte alle Gelegenheit ihren Gemahl zum Zweykampf zu reizen. Er dachte leicht mit ihm fertig zu werden, weil er ein kleiner unansehnlicher Mann war, den Frieden liebte, und sich zu solchen Schlägereyen gar nicht schickte. Er machte den Grafen allenthalben lächerlich, und sagte: man hätte keine Ehre davon, ihm Hörner aufzusetzen, weil er nicht Herz genug hätte, die Beleidigung zu rächen. Diesen Vorwurf konte der Graf nicht auf sich sitzen lassen, sondern forderte den Herzog heraus. Sie wurden einig, sich zu Barns-Blons in Gegenwart zweyer Secundanten, die sie sich wälten, zu schlagen. Sie zogen alle viere zugleich; Der erste

Stoß

Stoß war für den Grafen Schrewsbury sehr unglücklich, hingegen erstach sein Gehülfe den Secundanten des Herzogs. Buckingham fuhr gleich, stolz über seine Heldenthat nach Cliesden, dem Sitze des Grafen, schlief bey dessen Gemahlin, nachdem er ihr den Tod ihres Mannes verkündigt, und ihr seinen mit des Grafens Blut bespritzten Degen, als ein Siegeszeichen gewiesen hatte. Im Grunde war eben dieser Herzog von Buckingham ein verzagter Mann. Als der tapfere Graf von Ossory ihn herausfoderte, und Chelsea fürd zum Platze bestimte, gieng er zu Battersea übers Wasser, und erwartete daselbst den Grafen. Nachgehends beschwerte er sich im Parlamentshause darüber, daß sich der Graf nicht auf dem Kampfplatze gestellt hätte. Er wuste schon, daß das Oberhaus sich ins Mittel schlagen würde, und irrte sich auch nicht darin. Denn man nöthigte sie beyde, ihr Ehrenwort von sich zu geben, daß der Streit weiter keine Folgen haben solte.

Ich habe freylich Ursache mich bey Ihnen zu entschuldigen, Madame, daß ich mich so lange bey einem Gegenstande aufgehalten, der sich so wenig für den sanften Character Ihres Geschlechts schickt: aber ich weis, daß sie bey einer Sache, welche die allgemeine Menschenliebe und das Herz so sehr betrift, gar nicht gleichgültig sind: Und dieses ist auch die einzige Triebfeder, die mich bewogen, Ihnen meine Gedanken darüber mitzutheilen. Ich habe die Ehre zu seyn

Madame

Ihr

ergebener

Sechszehnter Brief.

Nizza,
d. 2. May. 1764.

Mein liebster Doctor!

Vor einigen Tagen, that ich in Gesellschaft zweyer Herren von hier, einen Ritt nach einem kleinen Bache, der ehemals durch eine Wasserleitung nach Cemenelon geführt wurde. Er ist zwar nur eine Meile von gedachter Stadt entfernt, wird aber durch steile Felsen und Abgründe, die man hier mit dem Nahmen von Thälern belegt, davon abgesondert. Dies klare, frische und reine Wasser bricht aus einem Felsen, durch eine Höle hervor, und wird durch diese unterirrdische Wasserleitung, die mitten durch den Berg gebrochen worden, geführt. Je mehr ich dies römische Werk ansahe, destomehr gerieth ich darüber in Verwunderung. Ein Bauer aus dieser Gegend erzälte, er sey in diese Höle einmal früh um 8 Uhr hineingegangen, und erst Nachmittags um 4 Uhr wieder heraus gekommen, ohne ihr Ende zu erreichen. Er hätte sich beständig im Wasser, und in einem regelmäßigen Kanal von harten Steinen, die mit Mörtel verbunden, und oben gewölbt gewesen, befunden. An den meisten Orten wäre der Gang so hoch gewesen, daß er gerade stehen können, an andern aber, hätte er sich, wegen des hineingefallenen Schutts, bücken müssen. In gewissen Entfernungen träfe man Lichtlöcher an: (wie ich deren würklich selbst eines, nicht weit vom Eingange bemerkte:) man sähe ferner einige steinerne Sitze zu den Seiten, und hier und da steinerne Figuren von Menschen, mit Hammern und andern Instrumenten in der Hand. Ich glaube dieser Mann setzte vieles hinzu, um seine Erzälung desto sonderbarer

derbarer zu machen, aber ich weis doch zuverläßig, daß verschiedene Personen sich in die Höle hinein gewagt, und mit Fackeln weit vorwärts gedrungen sind, ohne an die Quelle zu gelangen, welche der gemeinen Sage nach 8 Meilen von der Oefnung entfernt seyn soll. Dies scheint sehr unglaublich. Man nent dieses Wasser la fontaine de muraille, und es wird sorgfältig durch verschiedene kleine Graben, zur Wässerung, in die zu nächst liegenden Weinberge und Gärten geführt.

An der andern Seite des Berges, eine halbe Meile davon, aber mehr gegen Süden, trift man einen zweyten stärkern Ausfluß dieses Wassers an, der la source du temple genant wird. Es wurde zu demselben Endzweck durch gedachte Wasserleitung geführt. Beyde Wasser haben vermuthlich einerley Quelle, die zwar noch nicht bekant, aber weit entfernt seyn mag, da sich der Berg einige Meilen westwärts erstreckt, und an keiner andern Stelle, Spuren von Wasser von sich giebt. Ausser diesen unterirrdischen Gängen, muß es doch noch eine erstaunliche Summe gekostet haben, die Wasserleitung von hier über steile Felsen, und Abgründe nach Cemenelion zu führen. Das Wasser bey der Source du temple komt aus einen steinernen Behältnisse hervor, welches den Eingang in den Felsen bedeckt, und treibt verschiedene Oel, Papier und Kornmühlen. Man hat zu dem Ende in neuern Zeiten, eine elende Bogenstellung auf gemeine Kosten aufgeführt, über die es läuft, und nachgehends in sehr kleine Graben zum Nutzen dieser trocknen und unfruchtbaren Gegend getheilt wird. Die Römer waren dergestalt an das Baden gewohnt, daß sie, ohne eine Menge Wasser gar nicht leben konten, und dies halte ich für eine Ursache, warum sie weder Mühe noch Kosten sparten, es weit zu suchen, wenn der Vorrath an dem Orte selbst nicht hinlänglich war. Zu dies-

ser Ursache kam noch eine andere, sie hatten einen so feinen und verwöhnten Geschmack in Ansehung des Wassers, daß sie das reinste und klärste mit vieler Mühe von weiten Orten zum Trinken und zum Gebrauch in der Küche herschaften, wenn sie gleich mit etwas schlechtern zum Baden, und andern häuslichen Geschäften hinlänglich versehen waren. Es befinden sich gute Quellen an dem Orte, wo Cemenelion stund: aber alles Brunnenwasser ist hart, diese Eigenschaft verliert es aber, wenn es eine zeitlang läuft, und die Würkung der Sonne und der Luft geniesset. Die Römer hatten also triftige Gründe, dies unentbehrliche Element dadurch, daß sie es in offenen Wasserleitungen weit herführten, zu verbessern. Das Wasser zu den Bädern wurde vermuthlich in bleyernen Röhren, deren man kürzlich einige ausgegraben, dahin geleitet.

Ich that eine zweyte Lustreise zu diesen römischen Ruinen, und maß den Inhalt des Kampfplatzes vom Amphitheater, mit Bindfaden. Er ist oval, und beträgt ohngefehr in der Länge 113, und in der Breite 88 Fuß. Ich gebe aber die Ausmessung nicht für ganz richtig aus. Im Mittelpuncte lag sonst ein grosser Stein mit einem eisernen Ringe, an welchem vermuthlich die wilden Thiere gebunden wurden, damit sie die Zuschauer nicht anfallen konten. Ausser einigen Sitzen sind noch ein paar Eingänge übrig. Sie stehen einander gegen über, und jedweder hat ein grosses Thor, nebst zwey kleinen gewölbten Thüren zur Seite. Von der äusern Mauer ist noch ein ansehnliches Stück übrig, aber keine Säulen oder andere Architectonische Zierrathen. Dichte dabey liegen in dem Garten des Grafen Gubernatis, die in meinem vorigen Briefe erwehnten Ruinen der Bäder. Daselbst sieht man noch die Schäfte einiger Säulen von Marmor, vornehmlich aber ein vortreflich gearbeitetes corinthisches

thisches Kapital von weissen Alabaster. Der Graf hat hier viele Stücken des schönsten Marmors, welche er zu anderweitigen Nutzen verwendet, ingleichen verstümmelte Statuen von Braze und Marmor gefunden. Ein hier wohnender Bauer, zeigte mir unterschiedliche Münzen von Erz und Silber, die er bey der Feldarbeit entdeckt, desgleichen einige länglichte Stücken buntes Glas, welche das römische Frauenzimmer in den Ohren zu tragen pflegte, und ein sehr schadhaftes Siegel von Agat. Zwey Münzen waren von den Kayfern Maximian und Gallien, von den andern konte man nichts mehr erkennen. Es ist bekant, daß man bey öffentlichen Feyerlichkeiten, als bey Spielen, und gewissen grossen Opfern einige Hände voll Münzen unter das Volk auszuwerfen pflegte, und aus dieser Gewohnheit läst sich die Ursache, warum man hier bereits eine solche Menge von Münzen gefunden, herleiten. Ich bemerkte einige unterirrdische Gänge, welche ich für Cloacken hielte, und vieles Mauerwerk an dem Rande einer Tiefe, wo der Paglion unten wegfliest. Die Bauren sagen, daß sie nie eine Elle tief graben, ohne auf alte Gewölber zu stossen. In einer ziemlichen Weite umher, sind alle Weinberge und Gärten unten gewölbt, und der Boden, worauf jetzt Wein und Früchte wachsen, besteht aus nichts als Schutt und alter Erde von römischen Gebäuden, die mit Dünger aus Nizza tragbar gemacht wird. Diese alte Stadt hatte eine herrliche Aussicht über die See: man kan aber mit keinem Fuhrwerke hinauf kommen. Wenn man es auch versucht, zu Pferde hinan zu reiten, so darf man es doch nicht wagen, wieder herunter zu reiten, wenn man nicht Gefahr laufen will, den Hals zu brechen.

Ohngefehr 7 bis 8 Meilen, an der andern Seite von Nizza, sind die Ueberbleibsel eines andern Denkmals anzutreffen, das aber durch die Länge der Zeit ungemein

gelitten. Es war ein Siegeszeichen, das der römische Rath dem Kayser August aufrichten ließ, als er alle die wilden Völker, die Trumpiliner, Camuner, Vennonetten, Isnareer, Breuner, und andere mehr, welche diesen Strich der Alpen bewohnten, zum Gehorsam gebracht hatte. Es steht auf der Spitze eines Berges, der über Monaco hervorragt, und sieht wie ein alter verfallener Thurm aus. Man hat eine geschriebene italiänische Nachricht, wie es vormals ausgesehen haben soll. Es war ein schönes Gebäude, von zwey Stockwerkern, das mit Säulen und Basreliefs geziert war, und oben mit der Statue des Augusts prangte. An der einen Seite hatte man eine Inschrift eingehauen, von der man noch einige leserliche Worte auf einem dicht bey dem alten Gebäude ausgegrabenen Marmorstein findet. Plinius hat uns solche im dritten Buche im zwanzigsten Kapitel, ganz aufbehalten. Sie lautet also:

Imperatori. Cæsari.
Divi. F. Aug. Pont. Max. Imper.
XIV. Tribunic. Pot. XVIII.
S. P. Q. R.

Quod eius ductu, Auspiciisque gentes Alpinæ omnes, quæ a Mari supero ad inferum pertinebant, sub Imperium Pop. Rom. sunt Redac. Gentes Alpinæ devictæ: Trumpilini, Camuni, Vennonetes, Isnarci, Breuni, Naures, Focunates, Vindelicorum gentes quatuor, Consuanetes, Virucinates, Licates, catenates Abisontes Rugusci, Suanetes, Calucones, Brixentes, Lepontii, Viberi, Nantuates, Seduni, Veragri, Salassi, Acitauones, Medulli, Vcini, Caturiges, Brigiani, Sogiuntii, Ebroduntii, Nemalones, Edenetes, Esubiani, Veamini, Gallitæ, Triullati, Ectini, Vergunni, Eguituri, Nementuri, Oratelli, Nerusci, Velauni, Suetri.

Plinius

Plinius irret sich aber, wenn er sagt, diese Inschrift hätte auf einem Siegeszeichen bey Augusta Prætoria, heutiges tages Aosta in Piemont, gestanden. Man trift daselbst zwar einen Triumphbogen, jedoch ohne Aufschrift an. Das gegenwärtige herrliche Monument litte erst grossen Schaden vom Feuer, und wurde zu der Gothen Zeiten in eine Art von Festung verwandelt. Die Marmorsteine davon, hat man nachgehends zum Kirchenbau des nahe gelegenen Fleckens Turbia (*) (ein Nahme der vermuthlich aus dem verdorbenen Worte Trophæa herkomt:) angewandt; oder Grabsteine daraus gemacht, oder zu den Kirchen in Nizza verbraucht. Anjetzt sehen die Ruinen einem alten gothischen Wachtthurm mit Schießlöchern nicht unähnlich, und werden von denen, die von hier zur See nach Genua, und andern italiänischen Plätzen gehen, nicht bemerkt. Ich glaube nunmehr von allen um Nizza befindlichen Alterthümern, ausser einigen alten Gräbern oder Catacomben, die zu St. Hospice in einem Felsen gehauen sind,

(*) Turbia war sonst eine ansehnliche Stadt, und hieß Villa Martis. Die Einwohner behaupten, der Nachfolger des Kaysers Commodus, Aulus Helvius, mit dem Beynahmen Pertinax, sey aus dieser Stadt gebürtig gewesen. Er bekam diesen Nahmen, weil er sich aufs äuserste weigerte, die kayserliche Würde anzunehmen, als der Rath, sie ihm aufdringen wolte. Es ist Ihnen bekant, daß dieser Herr zwar von schlechter Abkunft war, aber viele gute Eigenschaften besaß, und daß er von der Leibwache auf Anstiften des Didius Julianus niederträchtiger Weise ermordet wurde. Ich habe den vortreflichen Lobspruch, den der Rath ihm nach seinen Tode beylegte, nie ohne Rührung lesen können: Pertinace imperante, securi viximus, neminem timuimus. patre pio, patre Senatus, patre omnium bonorum: d. i. Unter der Regierung des Pertinax, haben wir sicher gelebt, und uns für niemand gefürchtet: denn er war ein gütiger Vater, der Vater des Raths, und aller rechtschaffenen Leute.

geredet zu haben. Büsching macht St. Hospice in seiner Erdbeschreibung zu einer ansehnlichen Stadt und Seehafen: ob hier gleich nicht die geringste Spur einer Stadt oder Dorfs anzutreffen. Es ist eine blosse Landspitze, der Stadt Turbia gegen über. Die Berge machen hier einen Bay, in der ein starker und merkwürdiger Fischfang von dem Tonfische, den der König von Sardinien verpachtet, ausgeübet wird. Aus dieser Ursache wird hier ein Wachtthurm unterhalten, um die hiesigen Einwohner zu warnen, wenn sich etwa Seeräuber an der Küste sehen lassen.

Die Catacomben sind vermuthlich zu den Zeiten der Saracenen, die einige Jahrhunderte, diese Küste sehr beunruhigt haben, angelegt, damit die Leute bey plötzlichen Landungen, dahin eine sichere Zuflucht hatten. Es haben sich verschiedene neugierige Leute mit Fackeln hinein gewagt, und sind ziemlich weit gekommen, ohne das Ende zu erreichen. Der gemeinen Sage nach, sollen sie bis an die alte Stadt Cemenelion gehen. Das ist aber eben so falsch und lächerlich, als daß sie von Feen sollen hingesetzt seyn. Sie bestehen aus schmalen gewölbten Gängen, die von Stein und Kalk gemauert sind. Hin und wieder trift man wie kleine Kammern an, worin sich die Leute vermuthlich aufhielten, bis die Gefahr vorüber war. Diodor von Sicilien berichtet uns schon, daß die Einwohner dieser Gegend unter der Erde wohnten: die Ligurer, sagt er, liegen meistens auf der Erde, und begeben sich in Löcher von Stein, oder Hölen, die von der Natur gemacht sind, damit sie einigen Schutz haben. Diese Gewonheit beobachteten die Troglodyten, ein Volk in der Nachbarschaft von Aethiopien gleichfalls, denn Aelian erzält uns, daß sie in unterirrdischen Hölen wohnten, und ihren Nahmen von τρωγλη eine Höle hatten. Virgil drückt sich deswegen von ihnen also aus.

Ipsi

Ipsi in defossis specubus, secura sub alta
Otia agunt terra

Dieses sind Ihnen vielleicht trockene Nachrichten, allein die Gegend bringt solche nicht anders mit sich. Wenn man kein weisses Papier hat, muß man sich mit gelben begnügen. Die Anmerkungen womit ich das Gegenwärtige angefüllt habe, sind vielleicht nicht sehr unterhaltend, aber doch gewiß von einigen Nutzen. Ich wage es, Ihnen solche aus dem Grunde zu übersenden, und bin allezeit

Ihr

ergebenster.

Siebzehnter Brief.

Nizza,
d. 2. Jul. 1764.

Mein Herr!

Nizza war eigentlich eine Pflanzstadt von Marseilles. Es ist Ihnen bekant, mein Herr, daß sich die Phocier, zu der Zeit als Tarquinius Priscus in Rom regierte, in Gallien niederliessen, und Marseilles baueten, wenn man anders dem Zeugnisse des Polybs und Justins Glauben beymessen darf. Diese Stadt kam gar bald in ein solches Aufnehmen, daß sie lange vorher, ehe die Römer im Stande waren, ihre Herrschaft auszubreiten, Colonien ausschickten, und die ligurische Küste der Länge nach, damit besetzten. Darunter war Nizza oder Nicäa eine der vornehmsten. Vermuthlich erhielt die Colonie den Nahmen von dem grie-

chischen Worte Νικη, welches den Sieg bedeutet, weil sie über die Salier und Ligurer, als die ehemaligen Einwohner einen merkwürdigen Sieg erhalten hatten. In den folgenden Zeiten ward Nizza so wol, als die Hauptstadt Marseilles von den Römern eingenommen: und beyde Städte musten hernach, bald unter die Oberherrschaft der Gothen; bald der Burgundier, und der Franken, bald der Könige von Arelat und Neapel, als Grafen von Provence stehen. Im Jahr 1388. ergab sich die Grafschaft Nizza, freywillig, an den Herzog von Savoyen Amadeus, mit dem Beynahmen der Rothe, weil sie sich unter dem Schutze der Familie von Durazzo nicht wol befanden: und seit der Zeit, hat sie zu den Ländern der Herzoge von Savoyen gehört, ausser wenn sie von Frankreich, das sich jederzeit als einen unruhigen Nachbar bewiesen, besetzt gewesen. Das Kastell ward von den arragonischen Grafen von Provence angelegt, und nachher von verschiedenen Herzogen von Savoyen in einem so guten Stand gesetzt, daß man es für unüberwindlich hielte, ob es gleich durch die neuere Art zu belagern eingenommen worden. Im Jahr 1543. machten die Franzosen und Türken zusammen einen vergebenen Versuch, aber nachher ist es verschiedenemal erobert worden, bis es endlich ganz zusammen gefallen. Als der berühmte Ingenieur Vauban, auf Befehl Ludwig XIV. einen Plan zur Befestigung von Nizza entwerfen muste, schlug er vor, den Paglion in einen andern neuen Kanal zu leiten, damit der Fluß die Stadt von der Nordseite umflösse, und von da in den Hafen fallen könte. Hingegen solte an der Westseite, wo er jetzo läuft, ein tiefer Graben mit Seewasser angefült, und daselbst die Festungswerke angelegt werden. Man könte dieses zwar ohne grosse Unkosten ausführen, aber es möchte von keinem erheblichen Nutzen seyn, da die Stadt von den benachbarten Hügeln bestrichen werden kan, zudem

dem würden die Ausdünstungen von dem stehenden Seewasser eine ungesunde Luft verursachen.

Des unläugbaren Alterthums von Nizza ohngeachtet, so sind doch wenig Denkmale aus den ältesten Zeiten übrig geblieben. Die Einwohner behaupten, sie wären entweder bey den vielen Landungen der Saracenen und den wiederholten Einfällen der barbarischen Völker zerstört, oder zur Befestigung des Schlosses, und Erbauung anderer Häuser angewendet worden. Inzwischen hat die Stadt Cemenelion ein gleiches Schicksal ausstehen müssen, ist von Grund aus zerstört, und man findet demohngeachtet, die Ueberbleibsel des ehemaligen Wohlstandes. Man hat einige wenige Aufschriften zu Nizza entdeckt, es steht aber nichts mehr da, wenn man nicht einen alten marmornen Kreuze, das man eine halbe Meile von der Stadt auf dem Wege nach Provence antrift, den Nahmen eines Monuments geben will. Es steht auf einem etliche Stuffen hohen Fusse, unter einer steinernen Kuppel, die auf vier ionischen Säulen ruht, und zwar an dem Orte, wo Kayser Carl V. König Franciscus I. von Frankreich, und Pabst Paul, zu Beylegung ihrer Streitigkeiten eine Zusammenkunft hielten. Der Kayser kam auf einer mächtigen Flotte zur See her, und der König von Frankreich an der Spitze einer zalreichen Armee. Der Pabst konte es mit aller seiner Mühe nicht zum Frieden bringen, sondern es ward nur ein Stillstand auf 10 Jahr gemacht. Mezeray behauptet, diese beyden hohen Häupter, hätten sich nie persönlich gesehen, sondern der Pabst habe es so einzurichten gewust, daß sie sich einander vermieden, weil er seine besondere Absichten gehabt, die persönliche Zusammenkunft zu hintertreiben. Vorne an der Colonade, steht ein kleiner Stein mit einer lateinischen Inschrift, die aber dergestalt verloschen ist, daß ich sie nicht lesen kan.

Im

Im sechszehnten Jahrhundert, stiftete Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, zu Nizza ein Collegium, das den Studenten die höchsten Würden in der Rechtsgelehrsamkeit ertheilen konte. Und im Jahr 1614, errichtete Carl Emanuel I. den hiesigen Rath, der aus einem Präsidenten und einer gewissen Anzal Rathsherren, die man an ihren purpurnen Roben und andern Zeichen ihres Standes unterscheidet, besteht. Sie verwalten die Gerechtigkeit, sprechen über Leben und Tod, nicht nur wenn etwas in der Grafschaft Nizza vorfält, sondern die Processe von Oneglia und andern Orten, müssen auch hier, als bey der letzten Instenz ausgemacht werden. Der Commendant übt das Kriegsrecht aus, und hat die unumschränkte Freyheit, mit Gefängniß, Leibesstrafe und Verweisung zu strafen, ohne den Rath zu fragen, oder einen ordentlichen Proceß anzustellen. Die einzige Zuflucht, bey einer von ihm unverdienter Weise erlittenen Strafe, ist sich an den König zu wenden: Man weis aber, wie hart es in dem Falle hält, ehe ein armer Mann mit seiner Beschwerde Gehör findet.

Was die Religion anbelangt, so kan ich kühnlich sagen, daß hier der Aberglaube in der tiefsten Finsterniß von Unwissenheit und Vorurtheilen herrscht. Wenn ich nicht irre, so sind in und um Nizza zehen Klöster von männlichen, und drey von weiblichen Geschlechte anzutreffen: ich habe aber nie von einem einzigen Manne darin reden hören, der nur eine mittelmäßige Kentniß von Wissenschaften besässe. Alle Geistlichen sind vor der bürgerlichen Gewalt sicher, und stehen unter den unmittelbaren Schutze des Bischofs oder seines Vicars. Der hiesige Bischof hängt von dem Erzbischoffe zu Ambran in Frankreich ab; Seine Einkünfte erstrecken sich auf fünf bis sechshundert Pfundsterlings. Das Inquisitionsgerichte darf sich nicht unterstehen, ohne besonde-

re

re Erlaubniß des Königs, etwas vorzunehmen. Die Kirchen sind Freystäten für alle Arten von Verbrechen, ausser dem Hochverrathe, und die Geistlichkeit hält in diesem Stück, sehr genau auf ihr Vorrecht. Sie nehmen alle Diebe, Mörder, Spitzbuben und Betrüger mit offenen Armen auf, und liefern sie nicht eher wieder aus, als bis man für ihr Leben und Freyheit, gut gesagt hat. Ich will mich bey den schädlichen Folgen dieses schändlichen Vorrechts nicht aufhalten, welches die Macht der römischen Kirche, auf Unkosten der Moral und guten Sitten ausbreitet. Ich sahe zu Florenz einen Kerl ganz ruhig und gelassen, vor einer Kirchthüre spazieren, und frische Luft schöpfen, der 3 Tage zuvor seine gros schwangere Frau ermordet hatte. Es ist überhaupt nichts ausserordentliches, die allergottlosesten Böswichter sich in den Klöstern zu Rom lustig machen zu sehen.

Nizza ist voll von Adel, Marquis, Grafen und Barons. Von diesen sind drey oder vier Familien würklich alt; die übrigen aber neugebackener Adel, oder bürgerliche, die Vermögen erworben, und sich den Adelstand erkauft. Einer führt den Ursprung seines Geschlechts von einem Advocaten, der andere von einem Apothecker, der dritte von einem Weinverfälscher, der vierte von einem Sardellenhändler her, ja es soll sogar ein Graf in Villa Franca leben, dessen Vater Makaronen in den Gassen ausrief. Man kauft in diesem Lande ein Marquisat, oder Grafschaft für drey oder vierhundert Pfundsterling, und der Titel bleibt dabey. Der Adelsbrief kostet nicht über 30 bis 40 Guineen. In Savoyen sind 600 adeliche Familien, die grösstentheils des Jahrs nicht über 100 Kronen haben, um standesmäßig zu leben. In den Gebürgen von Piemont, und der Grafschaft Nizza trift man den Ueberrest alter

grosser

grosser adelichen Familien an, die gegenwärtig blosse Bauren sind, aber sich viel auf ihr vornehmes Haus und hochadeliches Geblüt einbilden. Mir erzälte jemand, daß er bey einer Reise in gedachten Gebürge des Nachts in der Hütte eines solchen zum Bauer gewordenen Edelmanns zubringen müssen, und gehört habe, daß ein Vater seinen Sohn gefragt: Ritter hast du die Schweine gefüttert? So elend ist es aber mit dem Adel zu Nizza nicht beschaffen. Ein paar Familien haben das Jahr vier bis fünfhundert Pfundsterling. Die andern nehmen ohngefehr 100 Louisd'or aus der Seide, Oel, Wein und Pommeranzen, die in ihren kleinen Gütern erzeugt werden. Sie besitzen daselbst kleine Landhäuser, die zum Theil artig und bequem gebaut sind, und eine herrliche Lage haben; die meisten aber sind herzlich schlecht.

Der hiesige Adel ist seines schlechten Ursprungs, und des wolfeilen Preises, wofür der Stand erkauft wird, ohngeachtet, auf seine Vorzüge ungemein eifersüchtig. Sie sehen sehr genau auf den Rang, und halten sich in grosser Entfernung von den bürgerlichen. Wie sie zu Hause in ihren Familien leben, mag ich nicht untersuchen, aber öffentlich erscheint die gnädige Frau, in goldenen und silbernen Stoffen, frisirt, parfumirt, geschminkt und mit Schönpflästerchen belegt, unterdessen daß sich der Herr Graf in Spitzen, und bordirten Kleidern zeigt. Das Schminken und Färben, ist in diesem Lande vielleicht einigermassen nothwendig, weil die natürliche Farbe der Haut, bey den meisten schwärzlich und gelb scheint. Ich habe angemerkt, daß hier die mehresten Frauenzimmer sehr stark sind, welches vielleicht von den vielen schlechten Gartenfrüchten und Zugemüssen herrührt, welche sie geniessen. Alle Pferde, Maulesel und Kühe, die mit Gras gefüttert werden, sind gemeiniglich aufgebläht. Dies Futter verursacht,

saure

saure Säfte im Magen, und reizt beständig den Hunger. Ich bin oft über die Unersättlichkeit der hiesigen Einwohner erstaunt. Erwarten Sie ja keine Beschreibung des Tisches und der Gastfreyheit der Nizzischen Familien: Unser Consul, ein sehr rechtschaffener Mann, hat sich hier 34 Jahr aufgehalten, und versichert, noch nicht ein einzigesmal, in einem hiesigen Hause gespeiset zu haben.

Der Adel von Nizza, darf ohne Erlaubniß des Königs, nicht aus dem Lande, und erhält solche gemeiniglich nur auf eine kurze Zeit, die sie, ohne die königliche Ungnade auf sich zu laden, nicht überschreiten dürfen. Sie müssen also suchen, sich zu Hause die Zeit zu vertreiben, und dies mag für lebhafte und unruhige Leute, so leicht nicht seyn. So viel ist gewiß, daß ihnen ihre Religion, einen beständigen Zeitvertreib und Beschäftigung giebt, wenn sie einen Hang zur Frömmigkeit haben, wie es hier zu seyn scheint. Zuweilen sind Marionetten, Banden Musikanten und Seiltänzer hier gewesen, aber es mag ihnen nicht gefallen haben: denn sie sind in aller Stille davon gegangen. Im Sommer kan man Abends um 8 oder 9 Uhr, einen Theil des Adels auf dem Platze, der Park genant, versamlet sehen. Dies ist eine Art von einer Gasse, die an der einen Seite mit einer Reihe schlechter Häuser besetzt ist, und an der andern, die Stadtmauer hat, welche die Aussicht nach der See, das einzige was den Platz angenehm machen könte, verhindert. Hier sitzen die Adelichen paarweise auf den abgehauenen Bäumen, wie die Seekälber beym Mondenschein auf den Felsen; jede Dame hat ihren Aufwärter oder Cicisbeo bey sich. Sie müssen wissen, daß diese italiänische Mode zu Nizza unter allen Ständen im Gebrauch ist, und daß man hier von der Eifersucht gar nichts weis. Der Ehemann,

und ein solcher Liebhaber, leben wie Brüder mit einander; und die Frau und die Maitresse umarmen sich aufs zärtlichste. Ich mag mich hierüber nicht genauer einlassen, und Ihnen die Chronick von Nizza mit allen kleinen Umständen eröfnen, ohne gleichsam Theil daran zu nehmen. Sie mögen Doctor Swifts Beschreibung des Landes der Yahoos durchlesen: wenn es anders Ihre Bescheidenheit zuläst, mein Herr, so können sie sich darnach seinen Begrif von der schlechten Aufführung, die man zu Nizza für Artigkeit hält, machen.

Der Park ist aber nicht der einzige Ort zum öffentlichen Vergnügen, wo sich unser hiesiger Adel an den Sommerabenden zu versamlen pflegt. Man findet sie auch vor dem einem Stadtthore, in den Gräben an der Landstrasse sitzen, wo sie unter der angenehmen Musik der Frösche, und dem Geschrey der beständig vorbey getriebenen Esel, fast in einer Wolke von Staub erstikken. Ausser diesem Zeitvertreibe, ist alle Abend in des Commendanten Hause, welches das Gouvernement genant wird, eine öffentliche Versamlung, oder Conversazione, wo der vornehme Adel, um Pfennige in der Karte spielt. Im Carnevall, wird daselbst auch ein paarmal die Woche Ball, auf Unterzeichnung, gehalten. Bey dieser Versamlung kan ein jeder ohne Unterschied in der Maske tanzen. Nach dem Tanze aber muß man die Maske abnehmen, und wer bürgerlichen Standes ist, weggehen. Keiner darf vor sich, ohne Erlaubniß und Wache von dem Commendanten einen Ball geben: alsdenn aber ist jeder Maske, die ein Zeichen hat, der Zutrit vergönt. Diese Zeichen verkauft der Schreiber des Commendanten, für 5 Sols das Stück, und man giebt sie der Wache an der Thür. Will man seinen Freunden insbesondere ein Vergnügen machen, so darf man nicht mehr, als ein paar Violinen haben, und dies wird auch eine Conversazione genant.

Ob der König von Sardinien, gleich die Unterthanen Grosbrittanniens bey aller Gelegenheit hervor zieht, so bin ich doch aus der Erfahrung überzeugt, daß man uns zu Nizza nicht mit guten Augen ansieht: dies rührt zum Theil von den Vorurtheilen der Religion, theils vom Neide her, weil man sich von unserm grossen Reichthum wunderliche Begriffe macht. Was mich betrift, so bin ich den hiesigen Einwohnern, in Ansehung der empfangenen Höflichkeiten nichts schuldig, und will mich auch nicht weiter bey diesem Gegenstande aufhalten, damit ich nicht von der Unpartheylichkeit abzuweichen scheine, welche, wie ich hoffe, bisher meine Anmerkungen begleitet hat. Ich bin

Mein Herr!

der Ihrige.

Achtzehnter Brief.

Nizza,
d. 2. May 1764.

Mein lieber Doctor!

Ich schrieb im Monathe May, an Herrn B. nach Geneve, und theilte ihm die verlangten Nachrichten von der Beschaffenheit des Aufenthalts zu Nizza mit. Ich will mich jetzt noch einmal über diese Materie zum besten ihrer Freunde, und Patienten, die vielleicht Gelegenheit nehmen möchten, die Luft von Nizza zu versuchen, weitläuftiger einlassen.

Die Reise von Calais nach Nizza kan von 4 Personen in einer Kutsche, oder in zwey Postchaisen, nebst

einem Bedienten, der Post reitet, ganz bequem für 120 Pfund Sterlinge, alle Unkosten mitgerechnet, gethan werden. Zu Calais oder Paris findet man allemal für 30 bis 40 Guinen einen viersitzigen Wagen, mit dem man die Hin- und Herreise verrichten kan.

Man trift zu Nizza keine ausmeublirten Zimmer, für eine ganze Familie an. Gleich vor dem Thore liegen nur ein paar Häuser, die man gleich mit Hausgeräthe für 5 Louisd'or des Monaths miethen kan. Die Landhäuser in der Gegend um der Stadt, sind im Winter feucht, und gemeiniglich ohne Kamine, und im Sommer für Hitze und Ungeziefer nicht wohl zu bewohnen. Wer Zimmer miethet, muß sie gleich auf ein ganzes Jahr nehmen, und dafür etwa 20 Pfund Sterlinge bezalen. Dafür habe ich unten im Hause, wo alles mit Backsteinen gepflastert ist, eine Küche, zwey gute Stuben mit Kaminen, zwey Säle, und drey Kammern zum Schlafen und ankleiden, einen Keller und oben 3 Kammern für Bediente, oder sonstiger Gebrauch, zu denen man vermittelst einer schmalen hölzernen Treppe hinan steigt. Ueberdieses habe ich ein paar kleine Gärten, die mit Pommeranzen, Zitronen, Pfirschen, Feigen, Weinbeeren, Sallat und Küchenkräutern versehen sind, und einen Ziehbrunnen mit schönen Wasser. Im Hause ist noch ein anderer, der sehr frisch und zierlich gemacht ist. Die zu einer solchen Wohnung erforderliche Meublen kan man des Monaths für 2 Guinen haben. Ich entschloß mich aber lieber, das nothwendige zu kaufen, und habe ohngefehr 60 Pfund davor gegeben, weil ich dadurch die Hälfte zu ersparen hoffe, wenn ich sie bey der Abreise wieder verkaufe. Es hält schwer in Nizza, einen erträglichen Koch zu finden. Eine gemeine Magd, die einem hiesigen für 3 oder 4 Livres, den Monath dient, geht zu keiner englischen Familie unter 8

oder

oder 10. Sie sind durchgängig säuisch, langsam und betrügerisch.

Der Markt zu Nizza ist mit den nothwendigen Lebensmitteln wohl versehen. Ihr Rindfleisch, das aus Piemont komt, ist gut, und im ganzen Jahr zu haben. Im Winter hat man schönes Schwein- und Lamfleisch: Das Schöpsenfleisch ist nicht sonderlich. Piemont liefert herrliche, mit türkischen Weitzen gemästete Kapaunen. Und hier zu Lande giebt es gute welsche Hüner, aber sehr wenig Gänse. Die jungen Hüner sind mager. Ich habe sie vergebens zu mästen gesucht. Sie sind im Sommer dem Pips sehr unterworfen, und sterben in grosser Menge. Der Herbst und Winter liefert gutes Wildpret, als Hasen, Rebhüner, Kramtsvögel, wilde Tauben, Schnepfen, Beccafigen und Ortolanen. Zuweilen trift man in den Gebürgen wilde Schweine an. Das Fleisch ist sehr schmackhaft, hat viel ähnliches mit dem wilden Schweinfleisch in Jamaica, und würde im Winter, wenn es gut ist, ein gutes Gericht abgeben; aber von den magern wird nur blos der Kopf auf die Tafel gebracht. Fasanen giebt es sehr wenige. Von Haselhünern habe ich nur ein einziges gesehen, das ich kaufen ließ, es war aber kaum halb gerupft, als der Koch des Kommendanten, in meine Küche kam, und es unter dem Vorwande, daß seine Herrschaft den Tag Gäste hätte, fortschlepte. Die Hasen sind groß und sehr saftig; und die rothen Rebhüner, so groß wie junge Hüner, und von gutem Wildgeschmack. In den Gebürgen giebt es auch graue, und eine weisse Art, die 4 bis 5 Pfund wiegt. Die Beccafigen haben kaum die Grösse eines Sperlings, sie sind ungemein fett, und werden von den meisten halb roh gegessen. Die beste Art solche zuzurichten, ist, sie in einen Teich zu schlagen, gut mit Butter zu beschmieren, undso lange zu braten, bis sie braun und mürbe sind.

Die Ortolanen werden eingesteckt, und so lange gestopft, bis sie vom Fette sterben, und denn erst verzehrt. Die Drosseln werden mit dem Eingeweide aufgesetzt, weil sie sich von Oliven nähren; man könte aber auch die Lämmer eben so essen, aus der Ursache, weil sie die kräftigen Kräuter auf den Gebürgen verzehren. Im Sommer hat man Rind, Kalb und Schöpsenfleisch, Hüner und Enten; die letztern geben ein sehr fettes und weichliches Fleisch. In dieser Jahrszeit ist alles Fleisch zähe, weil man es wegen der Hitze und gewaltigen Menge von Fliegen, nicht lange hängen lassen darf. Butter und Milch sind nicht sonderlich, doch hat man sie das ganze Jahr. Der Thee und Zucker kommt, zu einem ganz billigen Preise, aus Marseilles.

Es fehlt Nizza nicht an verschiedenen Arten von Fischen, ob man sie gleich in ihrer Art nicht so gut hält, als die im Ocean gefangen werden. Die Sohlen und Plattfische werden selten gefunden. Man fängt graue und rothe Muleten. Zuweilen sieht man auch den Goldfisch der hier S. Pietro genant wird, ingleichen Steinfische, Boniten und Makrelen. Den Gurnard bekomt man ziemlich häufig, und in noch grösserer Menge den Weisfisch, der aber nicht so schmackhaft, als an unserer Küste ist. Einer der besten hiesigen Fische, wird der Loup genant; er wiegt 2 bis 3 Pfund, hat ein weisses festes Fleisch, und schmeckt wohl. Ein anderer nicht geringer Fisch heist Moustal; er ist fast von gleicher Grösse, dunkelgrau, hat eine dicke Schnauze, und wird gegen den Schwanz immer platter, wie eine Sohle. Dies kan die Mustela der Alten nicht seyn, welche man für die Seelampreten hält. Der Vyvre ist wegen seiner scharfen Spitzen, den Fischern sehr gefärlich. Wir haben eine Menge von Säpien, woraus man hier viel Wesens macht, desgleichen Meerpolypen, ein heßliches Thier mit langen Armen, oder Schwänzen, damit

sie

sie sich zuweilen um die Beine der Fischer schlingen. Zuweilen trift man auch Seekrebse von eckelhaften Geschmacke, und einige kleine Steinaustern an, die strenge und stinkigt schmecken.

Zuweilen treffen die Fischer eine harte Composition, wie Mörtel oder Gyps, von Paris, unter dem Wasser an. Inwendig stecken eine Art von Muscheln, die man Dattes, weil sie den Datteln ähnlich sehen, nennt. Ein solches Petrefact ist gemeiniglich in der Form eines Triangels, wiegt 12 bis 15 Pfund, und enthält manchmal ein Dutzend Muscheln, die keinen besondern Geschmack haben, aber deswegen merkwürdig sind, weil man sie inwendig in einem festen Stein, zu dem weder Wasser noch Luft kan, frisch und lebendig antrift. Ich vermuthe aber, daß der Stein, welcher sie umgiebt, porös ist, und die feinsten Theile vom Wasser durchläst. Um die Muschel zu bekommen, muß man den Stein mit grossen Hammern zerschlagen, und man kan hierbey das Sprichwort mit Wahrheit anwenden, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, die Schale um des Kerns willen zu zerbrechen. Unter den hiesigen Fischen, sieht man auch eine Art von Aal, ein heßliches Thier, das einer Schlange gleicht. Die Farbe ist dunkel mit gelben Flecken, und die Länge 18 Zoll bis 2 Fuß. Die Italiäner nennen ihn Mureno, ob es aber das Thier gleiches Nahmens bey den alten Römern ist, kan ich nicht wohl bestimmen. Ehemals war es ein Leckerbissen, der in Teichen zu feyerlichen Mahlzeiten, aufbehalten wurde. Julius Cäsar borgte deren 6000 zu einer Mahlzeit, ich halte aber davor, daß hierunter die Flußlamprete zu verstehen sey. Hier wird die Murena nicht geachtet, und nur von armen Leuten gegessen. Forellen und Krebse finden sich in den Bächen der Gebürge selten. Aus dem Schwerdfische, der hier der Kayser, l'Empereur, heist: macht man in Nizza viel, ich habe ihn aber nie

gesehen (*). Sie sind selten, und wer ihn fängt, hält ihn heimlich, weil dem Commendanten, der überhaupt das Vorrecht hat, die besten Fische um einen geringen Preis zu kaufen, der Kopf gehört. Deswegen verbergen die Fischer die schönsten Stücke, und schicken sie in aller Stille ins Piemontesische oder nach Genua. Der Hauptfang an dieser Küste, besteht aus Sardellen, Amhoves, und dem Thonfisch (tonno). Man findet die erstern zu aller Jahrszeit, aber vornehmlich im Frühling und Sommer sehr häufig. Im Junius und Julius fährt alle Abend um 8 Uhr, eine kleine Flotte von 50 Fischerbooten aus, welche eine unsägliche Menge Amhoves fangen. Ein Boot bekomt des Nachts zuweilen, 25 Ruppen, oder 600 Pfund: aber es ist wohl zu merken, daß hier und in Italien, das Pfund nur aus 12 Unzen besteht. Die Amhoves sind nicht nur ein beträchtlicher Theil der Handlung von Nizza, sondern auch eine grosse Hülfe für alle Familien. Der Adeliche sowohl, als der Bürgerliche, essen zu Abend an Fasttägen, nichts als Salat mit Amhoves. Die Fischer und Matrosen an der ganzen Küste, nähren sich beynahe mit nichts anders, als mit eingesalzenen Amhoves auf trockenen Brod, und wenn die Fische verzehrt sind, so tunken sie die Rinde in die Pöckel. Nichts schmeckt angenehmer als frische Amhoves in Oel gebacken, ich ziehe sie unsern Smelts, von der Themse, vor.

Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß die Sardellen und Amhoves in Netzen gefangen, eingesalzen, in Fässer gepakt, und in alle europäische Länder verschickt werden. Die Sar-

(*) Seit der Zeit, daß ich obiges geschrieben, habe ich verschiedentlich von diesem Fische gegessen, der sehr schmackhaft und so weiß, als das schönste Kalbfleisch ist. Den Empereur fischet man zugleich mit dem Thonfisch, weil sie sich beysammen aufhalten.

Sardellen sind im September am grösten und fettesten. Den Fang des Thonfisches, hat eine Gesellschaft auf 6 Jahr gepachtet. Sie zalt dem Könige für dies Monopolium, ohngefehr 3000 Pfundsterlinge. Die Unterhaltung der Netze, der Boote und dazu erforderlichen Leute, kosten ungemein viel. Die Netze werden auf eine sonderbare Art aufgestelt, quer über die Bay von St. Hospice, die nicht weit von hier liegt, und wohin sich die Fische meistens zu begeben pflegen. Die Netze bleiben stets unter dem Wasser, ausser im Winter, und wenn sie ausgebessert werden müssen. Man läst gewisse Eingänge, für die Fische, von einer Einschliessung bis zur andern. Ein Fischer muß beständig in einem Bote genau acht geben; merkt er, daß die Fische sich weit genug hinein begeben haben, so macht er alle Zugänge zu, und fängt die Fische in einer kleinen Einschliessung von Netzen, die man alsdenn ins Boot zieht, und die Fische in Verwahrung bringt. Die Thonfische wägen gemeiniglich 50 bis 100 Pfund, oft aber noch viel schwerer. Sie werden gleich ausgenommen, gekocht, und in Stücken zerschnitten. Aus dem Eingeweide und dem Kopf wird Oel gemacht. Die Stücken werden entweder getrocknet und mit Essig und Oel gegessen, oder zum Versenden in Fässer mit Oel gepackt. Man hält den Fisch für einen Leckerbissen in ganz Italien und Piemont, und er schmeckt fast wie Stöhr. Die berühmte Pöckel bey den Alten, oder ihr Garum, wurde von den Kiefern und Blute des thynnus oder Thonfisches gemacht.

In Sardinien ist diese Fischung noch weit ansehnlicher, indem auf 400 Personen dabey gebraucht werden. Sie gehört dem Herzoge von St. Pierre. In der Gegend um Villa Franca beschäftigen sich viele Leute Corallen und Schwämme, die sich unter dem Meer an die Felsen setzen, zu suchen. Der Fang ist nicht sehr

sinnreich. Zu den Corallen haben sie eine Art von Netz, woran viele Stricke neben einander herab hängen, dies wird mit Gewichten beschwert, und reist, wenn es im Hinablassen gegen die Corallenbäume stöst, solche von dem Felsen loß, und da sich immer einige Aeste in den Stricken des Netzes verwirren, so zieht man sie zugleich mit herauf.

Die Schwämme werden durch lange Stangen mit Hacken in der Tiefe von den Felsen abgestossen; oder abgerissen; sie bleiben auf den Hacken stecken, und kommen dadurch aus dem Wasser heraus. In einigen Gegenden des Archipelagus und adriatischen Meeres holen Leute, die darauf abgerichtet sind, 5 und mehr Minuten unterm Wasser zu bleiben, diese Gewächse mit den Händen aus dem Abgrunde hervor. Doch ich will Sie nicht länger mit di sen Nachrichten aufhalten, und zum Schlusse nur noch anmerken, daß an den meisten Felsen dieser Gegend, ein grosser Vorrath von Meerfenchel wächst, den man hier nicht kennt, und also auch ohne Nutzen wachsen läst. Leben Sie wohl.

Neunzehnter Brief.

Nizza,
d. 10. Oct. 1764.

Mein Herr!

Ehe ich Ihnen den Preis der Lebensmittel zu Nizza mittheile, muß ich Ihnen zuvor die hier üblichen Geldsorten beschreiben. Die hiesigen Goldmünzen bestehen in savoyschen Doppien, von 24 Livres von Piemont, die etwas mehr als einen französischen Louisd'or ausmachen, und in halben Doppien, oder 12 Livrestücken.

cken. Ein Scudo in Silber hält 6 Livres, folglich ein halber drey: das Viertheil macht 1½ Livres, und wird pezzo di trenta soldi genannt. Alle diese Münzsorten sind selten. Man sieht fast nichts, als französisches Gold und Silbergeld; ein offenbarer Beweis, daß Frankreich bey dem Contrabandhandel der Einwohner von Nizza viel einbüsset. Die Scheidemünzen, die man zu kleinen Ausgaben gebrauchet, bestehen in Stücken von versilberten Kupfer zu 7½ und andre zu 2½ Sols. Auf der einen Seite stehet des Königs Bildnis, und auf der andern das Savoysche Wappen mit der herzoglichen Krone, nebst dem Nahmen und Titel. Man hat ferner ganz kupferne Münzen von einem Sol, mit einem Kleeblatt ins Kreuz, und auf dem Reverse des Königs gekrönte Nahmenszieffer, nebst dem Titel. Endlich giebt es Piccalons, die den 6ten Theil eines Sol ausmachen; Sie führen auf einer Seite ein Kreuz, und auf der andern ein geflochten Band mit einer Krone und der Umschrift.

Der Livre von Piemont hat 20 Sols, und macht beynahe so viel, als ein englischer Schilling; zehn Sols sind gerade so viel als ein Sixpence in England. Der Stempel und die Umschrift auf den Gold- und Silbermünzen ist mit denen auf den 7½ Solsstücken einerley.

Das Fleisch gilt überhaupt in Nizza 3 Sols das Pfund, ausgenommen das Kalbfleisch, welches etwas theuer ist. Es versteht sich das Italiänische Pfund zu 12 Unzen. Wenn ich es nun nach 16 Unzen rechne, so kommt es etwas weniger als 2½ englische Pfennige. Die Fische gelten das Pfund zu 12 Unzen 4 Sols oder nach englischen Pfunde 5 Sols, die 3 Pfennige ausmachen. Zuweilen müssen wir aber auch für das hiesige Pfund 5 bis 6 Sols bezahlen. Einen welschen Hahn, der in

London 5 oder 6 Schillinge kostet, kan man hier um das halbe Geld haben. Ein guter Kappaun, ein paar Rebhüner, und ein Haase gelten 30 Sols, eine Schneppe 24; aber die Tauben sind theurer als in London, Kaninchen sind selten, und Gänse trift man in der Grafschaft Nizza fast gar nicht an. Wilde Enten, und Krükenten bekommt man zuweilen im Winter. Da ich einmal der Wasservögel erwehne, so wird es Ihnen vielleicht nicht zuwider seyn, was ich von dem Eisvogel, (Halcijon) hier gehört, zu lesen. Es ist ein seltener Vogel in dieser Gegend, von der Grösse einer Taube; er hat eine braune Farbe, und einen weissen Bauch. Die Natur hat ihn gelehret, sein Nest auf der Oberfläche der See zu bauen, und die Eyer im Monat November, wenn die See so stille, und eben als ein Mühlenteich ist, zu legen. Man nennt sie hier gemeiniglich Martinets weil sie um Martini brüten. Die Nester werden zuweilen gegen die Küste getrieben, und gerathen den Fischerknaben, die sehr darauf lauren, gemeiniglich in die Hände.

Es ist Ihnen bekannt, mein Herr, daß die Römische Kirche erlaubt, alle Seevögel an Fasttagen zu essen, weil man sie als eine Art Fische ansieht. Die Geistlichkeit weiß sich diese Gelegenheit treflich zu Nutze zu machen. Die Seeleute fangen häufig Schildkröten, sie sind aber nicht grün, wie diejenigen, welche die Aldermans oder Rathspersonen, in London so gerne essen. Alle Schildkröten in dem mittelländischen Meere sind von der Art, die wir Loggerhead nennen, und die in Westindien blos von hungrigen Seeleuten, Sklaven, und den Armen gegessen werden. Neulich brachten die Fischer eine von 200 Pfund, die sie schlafend auf dem Wasser treiben gefunden, nach Nizza, die ganze Stadt gerieth darüber in Lärm, weil sie niemals ein so

grosses

grosses Thier gesehen hatten. Einige hielten es für ein Ungeheuer; inzwischen sahen es die Mönche vom heiligen Francisco di Paolo, vermöge eines innerlichen Berufs, schon für ihre Beute an, und umringten es. Allein die Mönche von andern Klöstern, kamen hauffenweise ans Ufer, und behaupteten, weil sie vielleicht nicht so heißhungrig waren, man dürfe das Geschöpfe nicht essen, und gaben zur Ursache an, es könne wohl etwas übernatürliches oder gar teufelisches seyn. Sie wolten so gar schon Teufel austreiben, und es mit Weihwasser besprützen. Der gemeine Hause war getheilt, nachdem es eine mit diesem oder jenem Orden hielt. Es entstund darüber ein grosser Streit, bis die Regierung endlich Befehl gab, man solte, um alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, die Schildkröte wieder ins Meer schaffen. Die Franziscaner konten diesen Anblick nicht ohne Kummer und Seufzen ansehen. Die Landschildkröte ist zu Nizza weit gemeiner, man nennt solche terrapin, und findet sie häufig: doch kommen die besten aus Sardinien. Es werden von ihrem Fleische Suppen gekocht, die bey Auszehrungen eine vortrefliche Stärkung geben sollen.

Das Brod ist zu Nizza nicht sonderlich, und, meiner Meinung nach, ungesund. Das feine Meel ist gemeiniglich dumpfig und nicht frey von Sand. Dies rühret entweder von den Mühlsteinen, die sich abreiben, oder von dem Korn selbst her, woran sich der Sand hängt. Denn sie dreschen es auf der Erde aus, weil die eignen Treschtennen in diesem Lande nicht üblich sind. Ich will nun noch etwas aus den hiesigen Küchengewächsen anzeigen. Man hat hier im Winter grüne Erbsen, Spargel, Artischocken, Blumenkohl, Bohnen, Sellery, und Endivien, verschiedene Arten Kohl, Radies, Rüben, Wurzeln, Solat, Zwiebeln, Knoblauch, und Charlotten. Aus dem Gebürge kommen Erdäpfel, Champignons

pignons und Trüffeln. Piemont bringt weisse Trüffeln hervor, die man für die schönsten in der Welt hält, und das Pfund mit drey Livres bezahlt. Das Obst besteht in dieser Jahrszeit, in eingemachten Oliven, in Pomeranzen, allerhand grossen und kleinen Zitronen, getrockneten Feigen, Weintrauben, Aepfeln, Birnen, Mandeln, Kastanien, welschen Nüssen, Haselnüssen, Mispeln, Granatäpfeln, und Azerollen, welche eine länglichte Frucht, wie eine Nuß ist, von rother Farbe, und einem angenehmen sauren Geschmacke. Hierzu kommt noch die Frucht von dem Kirschlorbeerbaume, die schön ins Auge fällt, aber matt schmeckt. Der Sommer bringt alle diese Gewächse in der grösten Vollkommenheit hervor. Es giebt eine Art kleiner Kürbisse, davon die Einwohner ein schmackhaftes Essen bereiten, und noch Eier, Käse, und frische Anchoves darunter mischen. Ein anderes Gericht machen sie aus der Frucht Badenjean, welche die Spanier Berengena nennen. Sie wird in Spanien, in der Levante, und an der Afrikanischen Küste viel gegessen. Sie ist von der Grösse und Gestalt eines Hünereyes, und in einer Schale, wie eine Eichel eingeschlossen. Reif hat sie eine schöne Purpurfarbe; sie wächst an einem Stengel einen Fuß hoch, und hat lange Stacheln. Man bereitet sie auf mancherley Art, bald werden sie geröstet, bald gekocht, bald mit andern Sachen gestovet: es bleibt aber allemal ein ungeschmacktes Essen. Es giebt in der Nachbarschaft einige Bäume mit Kapern, welche wild ohne weitere Aufsicht an den Gartenmauern wachsen; in ein paar Gärten stehen auch einige Palmbäume, aber die Datteln werden darauf nicht reif. Ich habe mir die Zeit, wenn eine jede Frucht hier reift, genau aufgezeichnet.

Im May und den beyden folgenden Monaten giebt es Erdbeeren. Es ist eine Gattung Walderdbeere, die einen

einen sanften angenehmen Geschmack hat. Hingegen hat man keine Scharlachbeere und Hindbeere. Zu Anfang des Junius, und oft noch früher, reifen die Kirschen. Es giebt rothe Herzkirschen, die groß, fleischigt, und von gutem Geschmack, aber fast zu süß sind. Ich habe auch von den bey uns sogenannten Kirschen von Lent gesehen, die frischer, saurer, und folglich für diesen heissen Himmelsstrich angenehmer sind. Nach den Kirschen folgen die Pfirschen, und Abrikosen, die auf lauter hochstämmigen Bäumen wachsen, und aus der Ursache von besserem Geschmack, als die an der Wand gezognen, sind. Diese und die Mandelbäume wachsen, und bringen Frucht im ofnen Felde, ohne daß man weitere Sorge dafür tragen darf: sie arten aber doch endlich aus, wenn man nicht Acht darauf giebt, und sie ordentlich fortpflanzt. Die besten Pfirschen, die ich zu Niza gesehen, sind länglicht, von gelber Farbe, in der Grösse einer kleinen Zitrone. Sie sind fester, als unsre Englischen, und auch von besserm Geschmacke. Ich habe einige dergleichen Bäume in meinem Garten. Man hat noch viele andre Sorten, aber keine von derjenigen, die wir Nectarinen nennen. Unter den Pflaumen darf man nicht sehr wählen. Eben so wenig kan ich die Aepfel und Birnen hier zu Lande rühmen. Die schönsten Aepfel, welche ich in meinem Leben gegessen, kommen von Finale, und heissen pomi carli. Der Hauptfehler, den ich an den meisten Früchten in dieser Gegend finde, besteht darin, daß sie einen zu süssen und widerlichen Geschmack haben, und daß ihnen die erfrischende Säure fehlt, welche in heissen Ländern so angenehm ist. Eben das kan man auch von den Weintrauben sagen, deren man eine Menge und viele Arten hat. Sie sind ungemein saftig und groß wie die Pflaumen.

Anstatt dessen hat die Natur aber dafür gesorgt, daß sie andere saftige und kühlende Früchte haben, um sich zu erfri-

erfrischen. Den ganzen Sommer hindurch hat man eine Menge von Muscatmelonen. Man kauft eine in der Grösse eines Menschenkopfs für einen englischen Pfennig: und eine recht grosse von 10 bis 12 Pfund bekommt man für 12 Sols. Aus Antibes und Sardinien kommen die Wassermelonen, eine Frucht, die man in Jamaica und unsern andern Colonien sehr wohl kennt. Die von Antibes haben die Grösse einer Granatapfelschale, aber die von Sardinien und Jamaica sind viermal so groß. Die Haut ist grün, glatt und dünne, das inwendige Fleisch purpurfarb, mit breiten platten schwarzen Körnern. Sie haben einen so kühlenden, erfrischenden, und schönen Geschmack, als man sich nur erdenken kan. Man solte glauben, sie zergehe von selbst im Magen, denn man kann davon essen, bis man so zu sagen bis an den Hals voll ist, ohne die geringste Beschwerde zu empfinden. Sie bekommt dem Körper so wohl, daß man sie in hitzigen Entzündungsfiebern als etwas heilsames und erfrischendes zu trinken giebt. Zu Genua, Florenz und Rom verkauft man sie auf den Gassen gleich in Scheiben geschnitten; und die Träger, wenn sie gleich noch so sehr schwitzen, essen sie im Vorbeygehen. Der Arbeiter zu London löscht seinen Durst mit einem Trunk starkes Bier, der Arbeiter zu Rom und Neapel erfrischt sich mit einer Scheibe von Wassermelonen, oder ein Glaß Eiswasser; jener bezahlet 1½ Pfennige, dieser einen halben Heller. Welcher von beyden genießt das beste? Ich glaube beyde erreichen ihren Zweck. Denn das Bier stärkt nicht nur, sondern erfrischt auch. Der Arbeiter in Constantinopel hingegen trinkt nie etwas nahrhafteres als Wasser, nimmt wenig Fleischspeisen zu sich, und ist gleichwol im Stande, eine schwerere Last, als andere, in irgend einem Lande zu tragen. Glaubwürdigen Nachrichten von Reisenden zu folge kan ein Türke eine Last von 700 Pfund tragen, welche ein Engländer kaum zu heben versuchen würde.

Unter

Unter die Erfrischungen hiesiges Landes gehören vornemlich auch die Sorbetten, oder gefrorne Sachen, die in Kaffeehäusern und andern öffentlichen Oertern verkauft werden. Sie bestehen aus Schaum, der mit Eis vermenget, und aus Apricosen, Pfirschen, Pomeranzen und dergleichen gemacht wird, schmecken wohl, und kühlen: Sie sind aber so durchdringend kalt, daß ich Anfangs mich fürchtete, sie in diesem warmen Lande nieder zuschlucken, bis ich aus andrer Versicherung und eigner Erfahrung belehrt wurde, daß sie nichts schaden, wenn man sie mäßig nimmt

Ein andrer wichtiger Punct in der Haushaltung ist der Wein, den man hier, um einen billigen Preis, sehr gut haben kan. Der Wein von Tavelle, in Languedoc kommt dem Burgunder an Güte sehr nahe, und gilt in Nizza sechs englische Pfennige die Flasche. Der süsse St. Laurentwein, der so gut als Frontignac ist, kostet das Viertel 8 oder 9 Pfennige, recht guter Mollagawein aber nur die Hälfte. Diejenigen, welche ihren eigenen Wein machen, nehmen Beeren von verschiedenen Weinbergen, lassen sie in ihren Häusern pressen und jähren. Der rohte und weisse Wein, den die Bauern machen, ist durchgehends aufrichtig: aber die Weinhändler in Nizza brauen und verfälschen ihn mit Taubenmist und ungelöschtem Kalk. Da ein Fremder, der sich hier nur eine kurze Zeit aufhält, keine Trauben kaufen, und seinen eignen Wein machen kan, so muß er sich gute Bauren anweisen lassen, von denen er einen Vorrath von 11 Ruppen und 5 Pfund für 28 Livres kaufen kan: welches 280 Pfund hiesiges Gewicht ausmacht. Auf diese Art kommt ihm das Quart noch nicht völlig 3 Pfennige zu stehen. Der Wein von Nizza mit Wasser vermischt, macht ein angenehmes Getränke. Für das Gesinde hat man einen schlechtern Wein, dessen sich auch der gemeine

meine Mann bedient, und der nicht über einen Pfennig die Flasche kostet. Die Leute sind hier nicht so ekel als die Engländer mit ihrem Wein. Man hebt ihn in Bouteillen und grossen Flaschen auf, die oben etwas Oel, aber keine Stöpsel haben. Man hält den Wein deswegen nicht für schlechter, wenn gleich die Flasche schon ein paar Tage angebrochen gewesen. Sie setzen ihn ohne Bedenken an die Luft, und sogar in die heisse Sonne. So viel ist gewiß, daß diese schlechte Vorsorge weder dem Geschmack, noch dem Geruch und der Klarheit schadet.

Der Brantewein ist zu Nizza sehr schlecht, und die übrigen gebrannten Wasser sind mit groben Zucker dermassen versüsset, daß sie den Geschmack und den Geist von der Hauptsache verlieren.

Der letzte Artickel der Haushaltung, dessen ich noch zu gedenken habe, betrift das Holz zur Feuerung. Man kauft das Quintal, oder 150 Pfund Nizzer Gewicht für 11 Sols. Das beste ist das Eichenholz aus Sardinien. Das gemeinste ist das Olivenholz, da solches aber mit dem Saft gefält wird, so muß man solches schon im Sommer anschaffen, sonst würde es ein elendes Feuer geben. Ich brauche zu meiner Küche und 2 Stuben 5000 Pfund in 4 Wochen, ohne die Kohlen in der Küche und Kiefernstücke das Feuer anzuzünden. Die letztern sind von der Figur und Grösse der Tannzapfen, und werden auch zuweilen so genannt. Da sie voll Oeltheile sind, so geben sie auch gleich eine grosse Flamme von sich. Zum Feueranmachen sammeln die Leute hier auch die Abschnitte von den Weinstöcken, binden kleine Bündel daraus, und verkaufen sie. Dieser starke Aufwand von Holz, kommt von dem starken Feuer her, welches man nöthig hat, um grosse Stücken Rindfleich nach englischer Art zu braten. Ein Braten wiegt hier selten über 2 bis 3 Pfund.

Ihre

Ihre andern Schüsseln kochen sie in Kasterolen. Aber es ist hohe Zeit, Sie wieder aus der Küche herauszuführen, nachdem ich sie so lange darin aufgehalten habe. Ich bin ꝛc.

der Ihrige.

Nachschrift.

Ich habe die Preise aller wirthschaftlichen Sachen so angesetzt, wie sie die Engländer hier bezalen müssen. Ich bin aber versichert, daß die Einwohner, wenn ich das Fleisch ausnehme, alles um 30 Procent wolfeiler haben. Es ist so wol ein Beweis ihrer Misgunst und Niederträchtigkeit, als eine Schande für ihre Polizey, daß die Engländer in allem so übertheuret werden: da sie sich doch gegen die Unterthanen einer Nation, der sie so viel in Ansehung der Polizey, und aus Dankbarkeit schuldig sind, anders beweisen solten.

Zwanzigster Brief.

Nizza,
den 22. Oct. 1764.

Mein Herr,

Da ich hier keine andre Beschäftigungen habe, als meine eigne und meiner Freunde Neugierde zu befriedigen: so kan ich Ihrem Verlangen desto eher ein Genügen leisten, ob ich gleich fürchte, daß meine Nachrichten nicht sehr unterhaltend seyn werden. Der Ort, wo ich mich aufhalte, ist als Staat betrachtet, von gar geringer Wichtigkeit; und bey dem Character und der übrigen Lebensart der Einwohner ist nicht viel anzumerken.

Es giebt einige wenige Kaufleute zu Nizza, die sich in ganz guten Umständen befinden. Ich kenne einen, der einen weitläuftigen Handel hat, und jährlich zweymal nach London geht, um den Verkauf der ostindischen

Compagniewaaren beyzuwohnen. Er kauft daselbst eine grosse Menge Nesseltücher, und andere ostindische Waaren, und beladet ein eignes Schiff damit nach Villa Franca. Einen Theil schaft et davon nach der Schweiz, das meiste aber wird, wie ich glaube, heimlich als Contrebande in Frankreich unter falschen Stempel, die man hier ohne Bedenken nachmacht, eingeführt. Ueberhaupt ist das hauptsächlichste in Nizza der Schleichhandel, welcher zum grossen Nachtheil Frankreichs getrieben wird. Man sagt, daß die dasige levantische Gesellschaft ihren Vortheil dabey findet, durch die Finger zu sehen. So viel ist gewiß, daß wöchentlich eine grosse Menge Waaren von Turin und andern Orten aus Piemont auf Mauleseln dahin geführt, und alsdenn entweder zu Wasser oder zu Lande über den Var geschaft werden. Die piemontesischen Maulesel sind ungemein stark und abgehärtet: Sie tragen gegen 600 Pfund auf einmal; man unterhält sie leicht und wohlfeil, und sie brauchen weiter nicht, als die Nacht von ihrer Arbeit auszuruhen. Dies ist das einzige Mittel, Sachen über die Berge zu bringen. Ihr Gang ist so gewiß, daß sie, wenn man ihnen nur ihren Willen läßt, auch am Rande eines Abgrundes sicher gehen. Man würde sich sonst in Lebensgefahr setzen, denn es ist ein sehr widerspenstiges Thier, welches sich nicht regieren läßt. Es ist für einen Reuter gefährlich, ihnen zu begegnen, weil sie aus natürlichem Haß gegen die Pferde solche oft mit vieler Wuth anfallen, und sowohl Pferd als Reuter in Stücken zerreissen. Um dies zu vermeiden, ist das beste, seinem Pferde die Sporen zu geben, um ihnen aus dem Wege zu kommen. Ich habe mehr als einmal die Flucht vor diesen Thieren nehmen müssen. Man kan sich aber davor hüten, weil sie ein entsetzliches Geschrey anfangen, so bald sie ein Pferd in der Entfernung warnehmen. Die Maulesel in Provence sind nicht so tückisch, weil sie den

Anblick

Anblick und die Gesellschaft der Pferde mehr gewohnt sind; aber die von Piemont sind grösser und stärker, als die ich sonst gesehen.

Man hat der Regierung zu Turin verschiedene leicht auszuführende Plans zu Verbesserung der Handlung übergeben, aber bisher sind solche liegen geblieben. Die Engländer gebrauchen jährlich 2000 bis 3000 roher piemontischer Seide, die entweder zu Genua oder Livorno geladen wird; sie holen eine grosse Menge Früchte und Oel von St. Remo, Oneglia und andern benachbarten Plätzen: Gleichwol könten alle diese Waaren wohlfeiler zu Nizza, woselbst man wegen des Freyhafens bey der Ausfuhr keine Abgaben giebt, geladen werden: zumal da die Grafschaft Nizza selbst eine Menge Hanf, Pomeranzen, Zitronen, sehr gutes Oel und Amhoves hervorbringt, und auch etwas Seide, und vornemlich einen Wein liefert, der besser, als der von Languedoc ist, und unsern Portwein in England weit übertrift. Dieser Wein ist stark, von angenehmen Geschmack, hält sich gut, und verbessert sich noch durch die Seereise. Man hat mir versichert, daß einige Nizzer Weinhändler, Wein aus Languedoc und Provence für italiänisches Gewächs in England einführen. Wenn die hiesigen Kaufleute Waarenlager von roher Seide, Oel, Wein, u. d. g. anlegen wolten, und ihre Correspondenten in England schickten zu gewissen Zeiten Schiffe mit ostindischen und englischen Manufacturwaaren, die in Piemont, Savoyen, Provence und der Schweitz gesucht werden, so würde die Handlung dieser Stadt bald in Aufnahme kommen, zumal wenn der König noch die Kosten daran wendete, den Hafen bequemer und sicherer zu machen. Doch das letzte würde nicht so viel zu bedeuten haben, da der vortrefliche Hafen von Villa Franca nur $\frac{1}{2}$ Meile von Nizza entfernet ist. Allein das gröste Hin-

dernis in Ansehung der Aufnahme des Handels in Nizza, ist der Mangel an Geld, an Fleiß, und Ehrlichkeit. Die Einwohner sind so armselig und hinterlistig, daß kein fremder das Herz hat, ihnen in der Handlung viel anzuvertrauen, Man hat Exempel, daß sie Oeltonnen halb mit Wasser angefüllet, und in die Amhovesfässer die stinkenden Köpfe dieser kleinen Fische gemengt, um ihre Correspondenten zu betriegen.

Die Krämer von Nizza sind meistentheils arm und hungrig; deswegen übertheuren sie den Käufer. Viele sind Bankerottirer aus Genua, Marseilles und andern Städten, die sich ihrer Gläubiger wegen hieher begeben. Denn da Nizza ein freyer Hafen ist, so giebt er zugleich allen auswärtigen Betrügern und Schelmen eine sichere Zuflucht. Es lebet hier eine ziemliche Anzal Juden, denen eine besondre Gasse, welche alle Nacht verschlossen wird, angewiesen. Es sind meistens armselige Trödler, die mit alten Kleidern, Lumpen und Hausgeräthe handeln. Es giebt hier noch eine sonderbare Art von Handlung, die die Mönche treiben. Einige Klöster haben eine solche Menge Messen für Verstorbene, vermöge der empfangenen Vermächtnisse zu lesen, daß es ihnen unmöglich fält, dem Willen der Stifter nachzuleben. Sie finden sich deswegen mit den Mönchen aus ärmern Klöstern, welche die Messen wolfeiler, als sie der Verstorbene bezalt, lesen, ab, und behalten den Rest als ihren Gewinn. Ich will Ihnen ein Beispiel davon geben. Gesetzt mein Grosvater hätte, um für die Ruhe seiner Seele eine Anzal Messen zu lesen, eine gewisse Summe an ein Kloster bezalt, und für jedwede 10 Sols vermacht, so handelt dies Kloster, wenn es nicht Zeit hat, alles zu bestreiten, mit Mönchen aus einem andern Kloster, die sie für 6 Sols lesen, und gewinnen also an jeder Messe 4 Sols: Denn es macht der Seele

des

des Verstorbenen nichts, von wem und wo sie gelesen werden, nur muß die Anzal herauskommen. Ein armer Adelicher zu Nizza, der sich viel auf das vornehme Blut, welches in seinen Adern walt, ob er gleich kein ganzes paar Hosen hat, klagte mir neulich, daß seine Eltermutter für die Ruhe ihrer Seele eine beständige Messe täglich zu 15 Sols verordnet hätte, und höher beliefe sich das Einkommen der ganzen Familie gegenwärtig nicht. Was ihm am meisten dabey kränke, setzte er hinzu, bestünde darin, daß sie bereits 50 Jahr tod, und vermuthlich längst aus dem Fegefeuer erlöset wäre, folglich müste man dieses als eine sehr unnütze Ausgabe ansehen. Ich versetzte darauf, ich hielte davor, der Verstorbene müsse in dem Falle vor Gericht gefordert werden, und zum Besten der lebenden Familie beweisen, daß er nunmehr zur ewigen Ruhe gelanget sey. Er lächelte darüber, zuckte die Achseln, und setzte hinzu, er glaube, wenn es auf den Vortheil der Kirche ankäme, so würde man das Zeugniß der Geister vermuthlich nicht für gültig erkennen. In einigen Gegenden Frankreichs sagt der Geistliche des Kirchspiels am Tage aller Seelen ein libera domine für 2 Sols bey jedem Grabe auf dem Begräbnißplatze zur Erlösung der Seele des darin ruhenden Körpers.

Die Handwerker in Nizza sind sehr träg, ungeschickt, und ohne alle Empfindungskräfte. Das Arbeitslohn ist beynahe so hoch, als in London und Paris. Anstatt mit mäßigem Vortheil zu arbeiten, und sich durch beständige Beschäftigung nebst ihrer Familie zu ernähren: so leiden sie lieber zu Hause Hunger, gehen vors Thor spazieren, wärmen sich in der Sonne, oder spielen vom Morgen bis in den Abend ein gewisses Spiel mit Kugeln auf der Strassen.

Die niedrigste Klasse von Einwohnern besteht aus Fischern, Tagelöhnern und Bauern. Die letztern sind in den um der Stadt liegenden kleinen Häusern zerstreuet, und sollen sich auf 12000 erstrecken. Sie bestellen das Feld, und haben alle Zeichen der äuersten Armuth an sich. Sie sind klein, hager, dürre, und gehen halb nackend. Ihre Gesichtsfarbe ist nicht braungelb, sondern schwarz, wie die Mohren, und ich bilde mir in der That ein, daß viele von ihnen für Abkömlinge der Mohren angesehen werden können. Sie sind alle schlecht gebildet, und die Weibsbilder haben die gröbsten Züge, die man sich gedenken kan; hingegen muß man ihren schönen Zähnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Nahrung dieser armen Leute, besteht aus den schlechtesten Gartengewächsen, die sonst niemand verlangt; harten Brod, und einer Melspeise, die sie polenta nennen. Man verfertigt solche von türkischen Weizen, der von guten Geschmack, und nahrhaft ist, und etwas Oel. Und auch von diesen Speisen scheint es, daß sie nur selten essen. Ich kenne einen Bauer, der seinen Kindern die Haut von gekochten Knochen giebt: denn sie füttern die Schweine besser, als ihre eigne Kinder. Es ist schade, daß sie keine Kühe haben, um sich und ihre Familie mit Milch, Butter und Käse zu versorgen. Bey allen diesem Elende arbeitet doch kein Bauer unter 18 Sols des Tages im Garten: und thut nicht die Hälfte Arbeit davor, als ein englischer Tägelöhner. Man muß wohl auf solche Leute Acht geben, wenn man sich das Obst, oder was sich sonst fortbringen läßt, nicht stehlen lassen will. Ueberhaupt sind die gemeinen Leute hier durchgängig Bettler und Diebe, und ich glaube es ist aller Orten, wo sie sehr armseelig und elend leben, eben so beschaffen. Sonst begehen sie selten Ausschweifungen. Gegen ihre Obrigkeit sind sie sehr demüthig und gehorsam. Sie fangen keine Unruhe und Lärm an,

ob

ob sie gleich dem Trunke etwas ergeben sind. So lange ich hier bin, habe ich nie etwas von einem Auflauf, Mord oder Diebstahl gehört. Man könte bey der Nacht durch die ganze Grafschaft Nizza ohne die geringste Gefahr gehen. Die Polizey hält auf gute Ordnung, und erlaubt niemanden bey der Galeerenstrafe einen Dolch oder Pistolen zu tragen. Hingegen soll der Mord und Diebstahl in andern Gegenden von Piemont häufiger seyn. Doch es geschieht auch zuweilen, wiewohl sehr selten hier, daß sich die Bauern bey Saufgelagen mit ihren Messern einander erstechen. Es kommt aber nie so weit, als wenn der Zank über die Weiber herkomt, und beydes der Wein und die Eifersucht sie in Hitze setzt. Der gemeine Mann begiebt sich in Nizza im Winter um 8 und im Sommer um 9 Uhr zu Hause. Wer sich später auf der Gasse finden läßt, wird von der Patroulle angehalten, und wenn er keine Ursachen angeben kan, oder bekannt ist, eingeführt. Im Winter wird Abends um 9 und im Sommer um 10 Uhr eine Feuerklocke gezogen, um die Leute zu erinnern, zu Bette zu gehen, und die Lichter auszulöschen. Dies ist eine sehr nöthige Vorsorge, an Orten, die der Feuersgefahr ausgesetzt sind: aber in Nizza, wo man wenig feuerfangende Sachen in den Häusern antrift, von keinem erheblichen Nutzen.

Die üblichen Strafen für Missethäter sind zu Nizza in Hauptverbrechen der Galgen, ferner die Galeeren auf gewisse Jahre oder auf Lebenszeit, nachdem das Vergehen wichtig ist; der Staupenschlag, und der Strappado. Vermöge der letztern Strafe wird der verurtheilte bey den auf den Rücken gebundenen Händen an einen Pfahl 2 Stockwerk hoch hinaufgezogen, und auf einmal losgelassen, daß er bis auf ein paar Ellen von der Erde durch seine eigne Schwere sehr geschwind her-

abschießt, da ihm alsdann der Stoß, wenn er auf einmal aufgehalten wird, entsetzliche Schmerzen verursacht, und gemeiniglich beyde Schultern verrenkt. Diese schreckliche Strafe wird zuweilen in wenigen Minuten an einem Menschen mehr als einmal wiederholet, so daß alle Verbindungen der Schultern auseinanderreissen, und die Arme Lebenslang unbrauchbar bleiben.

Die Armuth der hiesigen Bauern, und derer im südlichen Frankreich kan man aus dem Ansehen ihres Viehes gleich schliessen. Ihre Zugpferde, Esel und Maulesel sind so erbärmlich, daß man mit den armen Thieren Mitleiden haben muß. Man sieht keinen Hund in leidlichem Zustande; Die Katzen sind wahre Ebenbilder des Hungers, und daher gefräßige und gefährliche Thiere. Mich wundert, daß sie sowol als die Hunde ihre Jungen nicht fressen. Einen andern Beweis des Elendes von dem gemeinen Manne sowol hier, als in den französischen südlichen Provinzen kan man auch daher nehmen, daß man nirgends keine Singvögel, Hänflinge, Goldfinken, oder wie sie sonst heissen mögen in den Hölzern, Büschen, und Gärten antrift. Alles ist traurig und einsam. Die armen Vögel werden in andre Gegenden getrieben, um vor den Verfolgungen der Bauern, die sich alle Mühe geben, sie aus Hunger wegzufangen, sicher zu seyn. Kaum werden die Sperlinge, Rohtkelchen und Zaunkönige von diesen unermüdeten Jägern in Ruhe gelassen. So gar die Adelichen gehen auf die Jagd, um diese kleinen Thiere zu schiesen, und als Wildpret zu verzehren.

Die Religion hat viel Schuld, daß der gemeine Mann in diesen Gegenden so armselig ist. Die Hälfte der Zeit geht mit Beobachtung der vielen unnützen Feyerlichkeiten verlohren, und die Hälfte ihres Vermögens neh-

nehmen ihnen die Bettelmönche und Priester ab. Allein wenn die Religion auf der einen Seite ihre Armuth verursacht; so erleichtert sie doch auf der andern einigermassen ihr Elend, indem sie ihnen Zeitvertreib durch Processionen und allerley schöne feyerliche Spielwerke macht, und viele Festtage zum Ausruhen von der Arbeit verschafft, und das in einem warmen Lande, wo sie ohnehin schon Hang genug zur Trägheit haben. Wenn die Bauern in der Nachbarschaft einer Kapelle, zu Ehren des Heiligen, dem sie gewidmet ist, an seinem Tage ein Fest anstellen, oder mit einem andern Wort, einen Jahrmarkt halten wollen, so wenden sie sich an den Commendanten von Nizza, und erhalten für eine französische Krone die Erlaubniß dazu. Darauf versammelt sich das Volk nach dem Gottesdienst aufs beste geputzt: und Männer und Weiber tanzen zu der Musik von Pfeiffen und Trommeln. Nicht weit davon sieht man kleine Krämer, Tabuletkrämer, mit allerley Kleinigkeiten zu Geschenken, Kuchen, Brod, gebrante Wasser und Wein. Gemeiniglich kommen Leute von allerley Ständen aus Nizza, um dieser Lust beyzuwohnen: wie ich denn einmal den ganzen hiesigen Adel, bey einem solchen Fest, auf öffentlicher Strasse, unter einem Haufen Bauren, Eseln und Mauleseln, voller Staub und Schweis wegen der entsetzlichen Hitze angetroffen habe. Es würde mir schwer fallen zu sagen, was sie vor eine Art von Vergnügen dabey finden, oder die Gründe anzugeben, warum sie dahin gehen, wenn sie nicht dazu bestimt sind, um einen Vorschmack vom Fegfeuer zu haben.

Bey Gelegenheit der catholischen Religionsfeyerlichkeiten, muß ich doch eine Anmerkung machen, daß die alten Römer noch weit abergläubischer waren, als die heutigen Italiäner, und daß sich die Anzal ihrer Feste, Opfer, Fasten und heiligen Täge weit höher belief, als

die in der christlichen Kirche zu Rom. Sie hatten ihre Festi und Profesti ihre Feriæ stativæ und Conceptivæ, ihre beweglichen und unbeweglichen Feste, ihre Esuriales oder Fasttage und Præcidaneæ oder Vigilien. Im Jenner wurden die Agonales, im Jenner und Februar die Carmentales, die Lupercales und Matronales im Merz, im May die Floralia, und sonst die Saturnalia, Robigalia, Venalia, Vertumnalia, Fornabalia, Palilia, und Laralia gefeyert. Sie hatten ferner die Latina, Pagonales, Sementinæ, Compitales, und Imperativæ. Die Novemdalia wurden vom Rathe, wegen eines eingebildeten Steinregens, gefeyert. Ausser diesen hatte jedwede Familie, noch ihre besondern Festtage, die man entweder, wegen eines empfangenen Guten vergnügt, oder wegen eines Unglüks, in Trauer zubrachte.

So oft es donnerte, wurde der Tag als heilig gefeyert, ingleichen jedesmal der neunte Tag, die daher Nundiæ oder Novendinæ hiessen. Sie hatten ferner den Dies jenominalis, als den vierten der Kalendæ, die Idus, Nonæ eines jeglichen Monats, überdieses begiengen sie das Andenken der grossen Niederlagen alle Jahr, insonderheit den Dies Allienſis, oder den funfzehnten der Kalendæ des Decembers, da die Römer von den Galliern und Vejentern gänzlich geschlagen worden; weswegen Lucan sagt:

- - & damnata diu Romanis allia fastis.

Man sagt, daß die Zahl ihrer Gottheiten sich auf 30000 erstreckt, und da eine jede ihre besondere Verehrung und Religionsgebräuche erforderte, so konte es nicht fehlen, daß daraus eine grosse Menge von Opfern, Feyerlichkeiten und öffentlichen Processionen, womit sich das Volk vom Anfange des Jahrs bis zu Ende beschäftigte, ent-

entstehen musten. Diese beständige Zerstreuung zog nothwendig die Gewohnheit, müssig zu gehen, nach sich; und das Volk ward träge und weibisch. Ich halte davor, es würde nicht schwer werden zu beweisen, daß in Ansehung des Characters unter den alten und neuern Einwohnern von Rom kein grosser Unterschied zu machen sey; und daß man es nicht sowohl der innerlichen Tugend ihrer Bürger, als vielmehr der Unwissenheit, Barbarey und Dumheit der Völker, die sie bezwungen, zuschreiben müsse, daß Rom eine so grosse Rolle in den vorigen Zeiten gespielt hat. Man findet eben so viel Beyspiele von Leuten, die, so wohl bey öffentlichen Gelegenheiten, als in ihren Privatleben, edel und rechtschaffen gehandelt in der Geschichte anderer Nationen, als in den Jahrbüchern der Stadt Rom. Da in unsern Zeiten alle Reiche und Staaten in Europa gesittet sind, und in einem gewissen politischen Verhältnisse stehen, so halte ich davor, daß die grösten und glücklichsten Generals der Römer, wenn man sie an der Spitze ihrer damaligen Heere stelte, keinesweges ihre Eroberungen über Europa und Asien ausbreiten, sondern nicht einmal im Stande seyn würden, die kleinen italiänischen Republicken zu bezwingen, und unter ihrer Bothmäßigkeit zu erhalten.

Ich habe mich ganz müde geschrieben; und vielleicht sind Sie, mein Herr, des Lesens eben so überdrüssig, wenn sie auch noch so viel Nachsicht und Gewogenheit haben, gegen

Ihren

ergebenen Diener.

Ein

Ein und zwanzigster Brief.

Nizza,
d. 10. Dec. 1764.

Mein liebster Doctor!

Bey meinen Untersuchungen in Ansehung der Einkünfte von Nizza, bin ich genöthigt, mich auf die Nachrichten der Einwohner, die gern eine Sache vergrössern, zu verlassen. Sie geben vor, die Einkünfte der Stadt erstreckten sich auf 100000 Livres, oder 5000 Pfundsterling. Man kan aber sicher annehmen, daß sie den vierten Theil aus Eitelkeit hinzusetzen: vielleicht komt man der Wahrheit am nächsten, wenn man den dritten Theil weniger annimt. Denn ich sehe keine andere Abgaben, als erstlich, die auf das Fleisch und Brod liegt, und jährlich an den Meistbietenden verpachtet wird; und ferner die Accise auf einkommende Lebensmittel, welche aber sehr gering ist. Man sagt: der König zöge alle Jahr 100000 Livres von Nizza, die durch ein freywilliges Geschenk von 700 Pfundsterling, weil die Stadt und Grafschaft von der Abgabe, die man taille nennt, frey ist, durch eine kleine Auflage auf den Wein, der in öffentlichen Häusern geschenkt wird, und durch die Abgaben in dem Hafen, gehoben wird. Vermöge der letztern, muß jedes Schiff, das in den Hafen von Nizza und Villa Franca einläuft, nach dem es viel Tonnen hält, Ankergeld geben. Ausserdem müssen alle Schiffe, die nicht eine gewisse Anzal Tonnen führen, und zwischen Sardinien und dieser Küste durchsegeln, sich gegen Morgen wenden, und in dem hiesigen Hafen einen gewissen Zoll abgeben, oder sie werden genommen, und für gute Priesen erklärt. Der Prinz

von

von Monaco fodert einen gleichen Zoll, und hält mit dem König von Sardinien, auf gemeinschaftliche Kosten, bewafnete Kreuzschiffe, um dies Recht zu behaupten. Doch sind die Franzosen und Engländer, durch einen Vergleich, vermöge dessen, sie eine gewisse Summe Geldes auf einmal bezalen, davon ausgenommen. Wahrscheinlicher Weise komt der Zoll daher, daß vor diesen zum besten der Schiffer, Feuer an der Küste unterhalten wurde. So entstand auch der Sunderzoll im baltischen Meere. Der Fanal oder der Leuchtthurm an der östlichen Küste von Villa Franca wird deswegen in gutem Stande unterhalten, und im Winter allezeit angezündet. Inzwischen ist dies ein sehr beschwerlicher Zoll, für die Felucken und andern kleinen Fahrzeuge, die dadurch, daß sie gegen die Küste steuren, und in diesem Hafen einlaufen müssen, sehr aufgehalten werden, und oft den schönsten Wind verlieren. Den Toback, welcher meist aus der Levante komt, läst der König für seine Rechnung verarbeiten, und theuer verkaufen: daher die Galeerenstrafe auf Lebenszeit darauf steht, wenn jemand heimlich damit handelt. Das Salz wird fast alles aus Sardinien gebracht, und in die Magazine des Königs gelegt, von da es weiter nach Piemont und seine übrige Staaten verführt wird. Im Vorbeygehen muß ich erinnern, daß Sardinien sehr gute, wohlgemachte aber etwas kleine Pferde hervorbringt. Sie sind stark, feurig, können viel ausstehen, und kosten nicht viel zu unterhalten.

Die ganze Grafschaft Nizza, soll dem Könige eine halbe Million Livres oder 25000 Pfundsterlinge eintragen, die durch freywillige Geschenke von jeder Stadt und Dorf zusammen gebracht werden; denn das ganze Land hat weiter keine Auflagen, als den Zehenden für die Geistlichkeit, und eine Kleinigkeit von Salz und Wein.

Man

Man darf also wohl sicher den fünften Theil von dem angegebenen Einkünften abrechnen und annehmen, daß der König von der gesamten Grafschaft Nizza 400000 Livres zieht. Daß die Einkünfte nicht sonderlich seyn müssen, läst sich unter andern auch aus den geringen Besoldungen der königlichen Bedienten, schliessen. Denn der Präsident hat des Jahrs nur 300 und der Intendant 200 Pfundsterlinge. Der Commendant bekomt nicht über 350 Pfund, allein er macht sich noch gewisse Nebeneinnahmen, welche ein richtig und fein denkender Mann nicht verlangen wird. Der jetzige besitzt selbst kein Vermögen, hat aber sonst noch eine kleine Stelle, die ihm nebst dem Gehalt zu Nizza 500 Pfundsterlinge eintragen mag.

Wenn man den Staatsverständigen zu Nizza Glauben beymessen darf, so belaufen sich die sämtlichen Einkünfte des Königs von Sardinien beynahe auf 20 Millionen piemontesische Livres, oder auf eine Million Pfund Sterlinge. Es giebt schwerlich ein Land in der ganzen Christenheit, das weniger Abgaben hätte als Nizza: und da der Boden alle Bedürfnisse zum menschlichen Leben hervorbringt, so könten die Einwohner mit etwas mehr Arbeitsamkeit goldne Zeiten haben. Sie leben in den schönsten Himmelsstriche, und einer der angenehmsten Gegenden, die mit Wäldern, Büschen, Bergen, Flüssen und Wasserfällen reichlich versehen ist. Dem allen ungeachtet führen die Bauern nichts weniger als ein Schäferleben, sondern darben und leiden Hunger. Sie haben kein Vermögen etwas anzufangen, keine Einnahme von dem Lande, das sie bebauen, sondern hängen alle Jahr von der Willkühr des Eigenthümers ab, der sie zu allen Stunden aus ihren Wohnungen vertreiben kann. Sie werden von der Menge Bettelmönche und Pfarrern, die ihnen die be-

sten

sten Früchte ihrer Arbeit entziehen, gedruckt. Und endlich hat eine so ansehnliche Zahl von Familien, nicht Landbau genug, um von der Bestellung ihren Lebensunterhalt zu gewinnen.

Sie verlangen, ich soll Ihnen eine Nachricht von dem Zustande der Künste und Wissenschaften in Nizza mittheilen; allein hie wird eine starke Lücke in meinem Briefe bleiben. Ich kann nicht sagen, was Nizza ehemals für grosse Leute hervorgebracht hat: aber gegenwärtig scheinen die Unwissenheit und der Aberglaube hier ihren Wohnplatz aufgeschlagen zu haben. Es ist zum Erstaunen, daß Leute, die zwischen ein paar erleuchteten und gesitteten Nationen leben, gar keinen Geschmack an den freien Künsten finden. Man sucht hier vergebens leidliche Gemälde, Brustbilder, Statuen und Gebäude: selbst die Auszierungen der Kirchen sind erbärmlich angegeben, und noch schlechter ausgeführt. Sie haben keine öffentliche noch privat Büchersammlung, worin man etwas gutes zu lesen findet: man fragt sogar vergebens nach einem Buchladen; ob sie sich gleich für Italiäner ausgeben, so wissen sie doch nichts von der Musick. Die wenigen welche noch mit einem Instrumente umzugehen wissen, können es blos spielen, verstehen aber nichts von der Harmonie und Composition. Wenn sich der Einwohner von Nizza unter den Franzosen befindet, so giebt er sich für einen Provenzal aus: und in Florenz, Rom, oder Mäyland mögte er gern für einen gebornen Italiäner angesehen werden. Leute von Stande in Nizza reden beyde Sprachen gleich gut, oder vielmehr gleich schlecht. Denn sie haben niedrige unordentliche Ausdrücke und eine fehlerhafte Aussprache. Ihre eigentliche Sprache ist ein sogenantes Patois, das aber sehr uneigentlich so genant wird. Patois kommt von dem lateinischen

Wor-

Worte Patavinitas, und bedeutet so viel als einen Provincialdialect, oder die Aussprache eines gewissen Ortes. Das Wort Patavinitas ist von der Stadt Padua, dem Geburtsorte des Geschichtschreibers Livius hergenommen, welcher alles Verdienstes einer treflichen Schreibart ungeachtet, doch einige provincial Ausdrücke, die blos in seinem Vaterlande üblich waren, einfliessen lassen.

Das Patois oder die Muttersprache der hiesigen Einwohner, ist keine andere als die alte Provenzalsprache, aus welcher das Italiänische, Französische und Spanische entspringen. Das Provenzal ist entstanden, als die Zerstörer des Römischen Reichs, die Gothen, Wandalen, Hunnen und Burgunder einfielen, und das Lateinische verdorben. Man redete jenes, bis gegen das 13 Jahrhundert, in ganz Italien, Spanien, und dem südlichen Theil Frankreichs. Darauf fiengen die Italiäner an die Sprache zu reinigen, und daraus bildete sich nach und nach das heutige Italiänische. Diesem Beispiele folgten die Franzosen und Spanier. Weil diese Sprachen in gedachtem Jahrhundert noch allemal weit mehr ähnliches mit dem alten Römischen hatten, so nante man sie auch Romanze. Die ersten Geschichte von irrenden Rittern, wurden damals aufgesetzt, und davon bekamen alle Geschichte von der Art den Namen der Romanzen: und man belegt noch heut zu Tage dergleichen Erzählungen von ritterlichen Abendtheuern, und alle unwahrscheinliche Geschichte, und erdichtete Bücher mit demselben Namen. Herr Wolpole hat in seinem Verzeichnisse von vornehmen und königlichen Verfassern ein paar Sonnets in der alten provenzalischen Sprache bekant gemacht, welche unser König Richard 1, mit dem Beinamen das Löwenherz verfertigt, und Voltaire hat der Welt gleichfals in seinen historischen Schriften ein paar dergleichen Gedichte mitgetheilt.

Dar-

Daraus läßt sich schliessen, daß das jezige Patois zu Nizza durch die Länge der Zeit viele Veränderungen erlitten haben muß; zumal da man sich keine Mühe gegeben, es weder in Ansehung der Rechtschreibung noch der Aussprache bey der alten Reinigkeit zu erhalten. Es geht hier, wie allenthalben mit der Sprache des Pöbels, welche vernachläßiget wird, weil sich kein Mensch um den Ursprung und die Natur derselben bekümmert. Ich habe mich vergebens bemüht einige Stücke in der alten Provinzialsprache aufzutreiben, um sie mit dem jetzigen Patois zu vergleichen: denn ich finde niemand der mir einige Nachricht in diesem Puncte geben könte. Man kan durch die Wolke der Unwissenheit, Faulheit und Dummheit von Nizza nicht durchdringen.

Man findet fast alle Wörter des Patois mit einer kleinen Veränderung in der italiänischen, spanischen und französischen Sprache. Cavallo das auf spanisch und italiänisch ein Pferd heißt, nennt man hier Cavao. Das französische Wort Haus, Maison, ist in Maion verwandelt. Agua das Wasser, auf spanisch nennen die Nizzer Daigua. Um so viel auszudrucken als: was findet sich hier für eine Hinderniß? haben sie ein Sprichwort acco fa lac aqui, welches aus zwey italiänischen, einem französischen, und einem spanischen Worte besteht.

In diesem Verhältnisse findet man ohngefehr alle drey Sprachen in dem Patois von Nizza vermischt. Dieses Patois wird mit einigen Abweichungen, heutiges Tages in der ganzen Provence, Languedoc, und Gascogne geredet.

Ich will Ihen jetzt zwey oder drey Verse aus einem Gesange vorlegen, der vor kurzem in Nizza, zur Ehre der Jungfrau Maria, in der hiesigen Sprache gedruckt worden:

1.

Vierge, Mairé de Dieu
Nuostro buono avocado,
Embée car uvostre fieu
En Fenestro (*) adourado,
Jeu Vous saludi,
E demandi en Socours:
E sensо autre préludi,
Conti lous uvostre honours.

2.

Qu' ario de Paradis!
Que maesta Divino!
Salamon es d' advis
Giugiar de uvostro mino
Vous dis plus bello:
E lou dis ben sovèn
De toutoi lei femello
E non s' engano ren.

3.

Qu' ario de Paradis!
Que maesta Divino!
La bellezzo eblovis;
La bontà l' ueigl rassino
Sias couronado;
Tenes lou monde en man;
Sur del trono assettado
Riger lou uvostre enfan.

1. Jungfrau Mutter Gottes, unsre gute Fürsprecherin, die du mit deinem lieben Sohne zu Fenestro*) verehrt wirst, gegrüsset seyst du. Ich bitte um deinen Beystand, und ohne weiteres Präludium besinge ich deinen Ruhm.

2. Was

(*) Fenestro ist ein Ort in der Nachbarschaft, wo eine Kapelle mit einem wunderthätigen Marienbild anzutreffen.

2. Was für ein himmlisches Ansehen! Was für eine göttliche Majestät! Salomon ist der Meinung, wenn er von deinem Ansehen urtheilet, du seyst die schönste: Alle Frauen stimmen darin überein: Und wir werden nicht darin betrogen.

3. Was für ein himmlisches Ansehen! Was für eine göttliche Majestät! Deine Schönheit verblendet: Deine Güte reinigt das Auge. Du bist gekrönt; Du hälteſt die Welt in deinen Händen. Du sitzeſt auf deinem Throne, und trägeſt dein Kind.

Sie sehen wol, daß ich dieses Lied nicht wegen der schönen Gedanken, oder des zierlichen Ausdrucks gewält habe: sondern ich schicke es Ihnen als die einzige gedruckte Probe, welche ich von der neuern Provenzal-Sprache gefunden habe. Wenn Sie einige Lust oder Neubegierde bezeigen, mit den Patois bekannter zu werden: so werde ich mich bemühen, Ihrem Verlangen ein Genügen zu leiſten. Unterdeſſen verbleibe ich auf gut Englisch

der Ihrige.

Zwey und zwanzigster Brief.

Nizza,
den 10. Nov. 1764.

Mein Herr,

Ich habe verschiedenemal den Gedanken gehabt, eine vollständige natürliche Geschichte von Nizza und der umliegenden Gegend zu schreiben: aber ich finde mich nicht im Stande den Vorsatz auszuführen. Es

fehlt mir, theils an Gesundheit und Kräften, theils an Gelegenheit eine Samlung von Merkwürdigkeiten aus dem Thier- Stein- und Gewächsreiche anzulegen. Ich bin in diesen Theilen der Naturwissenschaft nicht erfahren genug, und habe keine Bücher, um meine Untersuchungen darnach anzustellen. Man bemühet sich hier vergebens; jemand ausfündig zu machen, der einem nur die geringste Nachricht geben oder Hülfe leisten könte, und wird durch die barbarischen Nahmen, die sie verschiedenen Dingen beylegen, ganz verwirrt gemacht, wenn man sie gleich vorher unter andern Beschreibungen aus Büchern gekant hat. Viele Dinge habe ich zuvor niemals mit Augen gesehen, und kan also nicht verlangen, sie gleich dem ersten Ansehen nach zu kennen. Sie werden Sich also, Mein Herr, mit solchen unvollkommenen Nachrichten begnügen; als ich hier Gelegenheit habe, einzusammeln.

Die nützlichen Künste, welche man zu Nizza treibt, bestehen im Garten- und Feldbau, und der daraus fliessenden Verfertigung des Weins, des Oels und der Stricke: in Erziehung der Seidenwürmer und Bereitung der Seide: und endlich in der Fischerey, welche ich bereits beschrieben habe.

Von dem natürlichen Boden, darf man sich in dieser ganzen Gegend nicht viel versprechen, ausser von einigen kleinen Flecken wo er aus hartem fetten Lande besteht, welches, wenn man es gehörig wässert, ziemlichen Wiesewachs giebt. An allen andern Orten besteht der Boden aus klarem mit Steinen vermischtem Sande, der zwar zu Wein und Oel nicht ganz ungeschickt ist, aber zu Küchenkräutern und andern Früchten sehr gut gedünget und bearbeitet werden muß, wenn man Nutzen davon haben will. Der Dünger von Eseln und Mauleseln, als ihrer einzigen Lastthiere, ist zu diesem

sem Endzwecke von geringem Werthe: denn der Boden erfodert wegen seiner natürlichen Unfruchtbarkeit etwas, das mit Salpeter und flüchtigem Salze stark vermischt ist. Sie helfen sich deswegen mit Tauben- und Menschenmiste, der ihrer Erwartung besser Genüge leistet. Zu dem Ende, hat jeder Bauer an der einen Ecke seines Hauses einen Abtritt, zum Gebrauch der Vorbeygehenden. In der Stadt selbst, hat jede Wohnung dergleichen, und was darin gesammelt wird, hebt man sorgfältig zum Verkauf auf. Der Bauer komt mit seinem Esel, der einen Kasten trägt, und schaft den Vorrath vor Tages aus der Stadt. Er bezalt ihn nach seiner Beschaffenheit, welche er vorher sorgfältig untersucht. Die Materie wird in dem Hause eines Protestanten, wo alle Tage Fleisch gegessen wird, viel theurer als bey einem ehrlichen Catholicken bezalt, der das halbe Jahr mit Fastenspeisen vorlieb nehmen muß. Die Gewölber in dem Kloster der Minoriten, werden deswegen nicht der Mühe werth geachtet zu kaufen.

Der Boden wird hier nicht wie in England mit Spaden umgegraben, sondern mit einer starken scharfen Schaufel, die einen kurzen Stiel hat, bearbeitet. Die Luft ist in Nizza so heiß und trocken, daß man die Pflanzen im Sommer Morgens und Abends begiessen muß, wenn sie nicht im Schatten stehen. Es ist unglaublich, was man auf einem Fleck Erdreich zusammenpflanzet. Man solte denken, eine Pflanze müsse der andern die Nahrung entziehen, oder aus Mangel der freien Luft ersticken, und vermuthlich geschichet es auch sehr oft. Die Oliven und andre Fruchtbäume werden Reihenweise und sehr nahe an einandergesetzt: an denselben zieht man Weinstöcke hinauf, und der Raum zwischen den Bäumen ist mit Korn besäet. Die Gärten, welche die Stadt mit Sallat und Küchenkräutern

versehen, liegen an der Heerstrasse nach der Provence: Sie sind entweder mit hohen steinernen Mauern, oder mit Graben umgeben, worin langes Rohr, das zu vielerley Gebrauch angewendet wird, wächset. Mit den Blättern füttert man die Esel, und aus dem Rohr werden Zäune geflochten. Man braucht es, den Wein oder die Erbsen daran zu binden, zu Spatzierstöcken, und endlich werden Lauben daraus gemacht. Alle diese Gärten, wässert man durch kleine, von den Gebürgen rinnende Bäche, die hauptsächlich durch die beyden Kanäle, die aus einem Berge entspringen, und in meinen vorigen Briefen unter den Nahmen der Fontaine de Muraille und Fontaine du Temple beschrieben sind.

In der Gegend um Nizza, wird eine Menge des schönsten und stärksten Hanfes gebauet. Ein Theil wird zurechtgemacht und in andre Länder versendet, das übrige wird hier zu Stricken und Tauwerk verarbeitet. So vielen Vortheil der Eigenthümer auch von dem Anbau desselben ziehen mag, so ist doch im Sommer, eine grosse Unbequemlichkeit damit verknüpfet. Wenn er nemlich aus den Gräben, worin er zum verfaulen gelegen, gezogen wird, so verursacht er einen unerträglichen Gestank, der nothwendig sehr ungesund seyn muß.

Es fehlt hier herum dergestalt an Land, daß man an den Anhöhen steiler Felsen Terrassen, oder Absätze von Steinen übereinander anlegt, Erde darüber fährt, solche düngt, und Wein, Oel und Korn darauf erbauet. So pflegten die Juden ehemals auch im gelobten Lande zu verfahren, welches felsigt und unfruchtbar war, und eine weit grössere Anzahl Einwohner, als die Grafschaft Nizza ernähren mußte.

Des kleinen Umfangs des Nizzer Gebietes ungeachtet, giebt es doch einige trefliche Wiesen im Bezirke

zirke der Stadt, worauf der beste Klee wächset. Das Korn, welches in freiliegende Felder gesäet wird, und allen Nutzen von dem Boden, der Sonne und der Luft ziehen kan, gelangt zu einer ausnehmenden Höhe. Ich habe Rocken von 7 bis 8 Fuß hoch gesehen. Alle Gewächse erreichen hier einen ausserordentlichen Wuchs. Ausser Weizen, Rocken, Gersten und Haber, wird hier viel Meliga, oder türkischer Weizen, den man auch indianisches Korn nennet, erbauet.

Ich bemerkte schon in einem meiner vorigen Briefe, daß man davon ein Essen unter dem Nahmen polenta bereite: man kan aber auch vortrefliche englische sogenannte hasty puddings, die sehr nahrhaft und gut für die Brust sind, daraus verbacken. Die Hülsen und Stengel werden zur Feuerung gebraucht, und die Blätter sind viel besser als das gemeine Stroh zu den Bettsäcken.

Die Erbsen und Bohnen sehen im Winter, wie die schönste Schule von jungen Fruchtbäumen in voller Blüte aus, und füllen die Luft im Garten mit ihrem Duft an. Mirthen, Salbey, Timian, Meyran, Lavendel, Rosemarie, und dergleichen wohlriechende Kräuter und Blumen, welche bey uns eine sorgfältige Wartung erfodern, wachsen hier wild auf den Bergen.

Es ist noch nicht so gar lange, daß die Nizzer von ihren Nachbarn, den Piemontesern, gelernt, mit den Seidenwürmern umzugehen: und sie sind auch bisher nicht sehr weit darin gekommen. Die ganze Grafschaft, bringt nicht mehr, als ohngefehr 130 Ballen, jeden zu 300 Pfund roher Seide hervor, die einen Werth von 400000 Livres ausmachen.

Zu Anfang des Aprils, wenn die Maulbeerbäume anfangen auszuschlagen, werden die Eyer der Sei-

denwürmer ausgebrütet. Man verfährt damit also. Erstlich werden die Eyer in Wein abgewaschen, und diejenigen, welche oben schwimmen, als unnütz verworfen. Die guten thun die Weiber in kleine Beutel, und tragen sie im Busen, bis die Würmer anfangen auszukriechen; alsdenn legt man sie in kleine flache hölzerne Schachteln, die mit Papier zugedeckt sind: man macht aber vorher einige Löcher darein, dadurch die Würmer kriechen, so wie sie nach und nach aus den Eyern kommen, um an den oben aufgelegten Maulbeerblättern ihre Nahrung zu suchen. Man legt diese Schachteln zwischen ein paar Matrazzen, und sieht täglich nach, um ihnen frische Blätter zu geben, und die Würmer, welche schon gut fressen wegzunehmen, und an ihren bestimten Ort zu bringen, welcher aus einem Gestelle mit drey Absätzen besteht, deren jeder etwa 20 Zoll von dem andern entfernt ist, und die auf vier hölzernen Säulen ruhen. Diese horizontalen Absätze sind von Rohr gemacht, und mit frischen Maulbeerblättern bestreuet. Die Säulen sowohl, als andre Stücken, welche die Absätze tragen, sind mit Heidekraut umflochten. Auf diese Absätze nun, werden die ausgekrochenen Würmer gelegt: und da kan man sehen, wie sie sich häuten, welches dreymal geschieht, ehe sie anfangen zu spinnen. Der Seidenwurm ist ein so zärtliches und empfindliches Thier, daß man nicht Sorge genug tragen kan, seinen Aufenthalt reinlich zu halten, und ihm von Zeit zu Zeit frische Luft zu verschaffen.

Ich habe sie dutzendweise erkranken und sterben sehen, weil ein böser Geruch an dem Orte ihres Aufenthalts entstanden war. Die schmutzigen Blätter, und ihr Unrath, müssen alle Tage fleißig weggeschaft werden; es bekomt ihnen wohl, wenn die Luft zuweilen mit Eßig, oder Rosen- und Pomeranzenblüthe Wasser gereinigt

reinigt wird. Eine solche Vorsorge in ihrer Auferziehung, wird hier aber schlecht beobachtet. Sie liegen gemeiniglich dicke und haufenweise übereinander; einige fressen, andre sind erst ausgekrochen, andre arbeiten sich bey der Häutung zu Tode; andre liegen krank, oder wohl gar tod, auf einem Lager von welken halb verzehrten Blättern. Sie werden in einem engen Zimmer aufgezogen, das voll von Weibern und Kindern steckt, die alle voll Schmutz sind.

Glaubwürdige Personen haben mir versichert, daß die Würmer sterben, wenn sich Weibspersonen während ihrer Monatszeit ihnen nähern. Dies ist aber nur von solchen zu verstehen, die allezeit unangenehme Ausdünstungen, welche unter den Umständen stärker sind, haben.

Die hiesigen Maulbeerblätter werden von einem Baume genommen, der eine weisse Frucht, wie die kleinen Pflaumen, die wir Damascenen nennen, trägt. Man pflanzt sie zu diesem Endzwecke, und verkauft die Blätter pfundweise. In der Mitte des Junius, sind fast alle Blätter von den Bäumen abgepflückt; sie schlagen aber wieder aufs neue aus, und stehen in wenig Wochen wieder ganz grün da. Zehn Tage nach der letzten Häutung, kriecht der Wurm an die Säulen der oben gedachten Absätze, und sucht sich zwischen dem Heydekraut einen Ort aus, wo er auf eine merkwürdige Art anfängt zu spinnen, bis er sich ganz eingeschlossen, und eine Puppe in der Grösse eines Taubeneyes verfertigt hat, die durch verschiedene Faden an dem Heydekraut hängt. Zuweilen sieht man auch doppelte Puppen, da sich nemlich zwey Würmer gleichsam zugleich unter einer gemeinschaftlichen Decke einspinnen. Es werden eine unzälige Menge Würmer zu einem gewissen Vorrath Seide erfordert. Von einer Unze Eyer, erhält man 4 Rups,

oder 100 Pfund Puppen oder Cocons, nach Nizzer Gewicht; und eine Unze, oder 25 Pfund Cocons, geben 3 Pfund rohe Seide. Man gewint also von einer Unze Eyer, 12 Pfund Seide, und diese Unze Eyer, wird von den Würmern, die aus 12 Unzen Cocons entstehen, gelegt.

Zur künftigen Zucht der Würmer, muß man eine gleiche Anzal Weibchen und Männchen aussuchen. Man unterscheidet solche gar leicht, an der Gestalt der Puppen. Die Puppe des Männchens, ist an beyden Enden spitziger, da der Weibchen ihre im Gegentheil weit stumpfer sind. Zehn bis 12 Tage, nachdem die Puppe fertig gesponnen ist, arbeitet sich der Wurm durch, und es erscheint, ein heßlicher ungestalter Papillon: und da man beyde Geschlechter, auf ein Papier oder Leinwand zusammensetzet, so fangen sie auch gleich an sich zu paaren. Darauf legen die Weibchen ihre Eyer, welche man sorgfältig aufhebet. Weder das Weibchen noch das Männchen nimt einige Nahrung zu sich: sondern sie sterben in 8 bis 10 Tagen, nachdem sie aus der Puppe gekrochen. Die Seide von diesen Puppen, kan nicht abgehaspelt werden, weil die Würmer beym Durchkriechen die Faden zerreissen. Man kocht solche deswegen, und sie werden nachher wie Wolle gepflückt oder gekratzt, in Faden gesponnen, und in den Fabricken, von gröbern Seidenwaaren verbraucht.

Mit den andern Cocons, welche die beste Seide geben, wird auf eine ganz andre Weise verfahren. Ehe der darin steckende Wurm Zeit hat, herauszukriechen, so wird die Seide sehr sorgfältig abgehaspelt. Zu dem Ende wirft man eine handvoll Cocons in kochendes Wasser, wodurch der Wurm nicht nur stirbt, sondern auch die leimigte Materie, die an den feinen Faden hängt, dergestalt aufgelöset wird, daß man die Faden leicht,

und

und ohne sie zu zerreissen, abwinden kan. Man nimt 6 oder 7 Faden zugleich, läßt solche über ein Eisen laufsen, und wickelt sie auf ein Rad, welches ein kleines Mädgen umdreht, da unterdessen ein andres, in dem heissen Wasser die Faden in Ordnung bringt, wenn einer bricht, ihn geschwinde wieder anhängt, oder frische Cocons wieder zum abwickeln herzunimt. Alles dieses verrichten sie mit einer unglaublichen Fertigkeit, und Geschwindigkeit. Man sieht eine Fabrick von dieser Art, mit 40 bis 50 Rädern vor den Stadtthoren von Nizza. Sie gehen einige Wochen lang alle mit einander, wovon gegen 100 Mädgen ihren Verdienst haben. Diejenigen, welche die Cocons in dem heissen Wasser handhaben, müssen sich sehr in acht nehmen, daß sie die Finger nicht verbrennen. Der Geruch, den sie im Kochen von sich geben, ist ungemein empfindlich. Bey dem Hafen ist eine merkwürdige Maschine, die Seidenfaden zu verdoppeln, oder noch mehrmahl zu verstärken, welche durchs Wasser getrieben wird. In der Stadt selbst, liegt ein wohleingerichtetes Hospital, für Waysenkinder beyderley Geschlechts, deren über hundert, zum Zubereiten, Färben, Spinnen und Weben der Seide gebraucht werden. In den Dörfern von Provence, sieht man das arme Weibsvolk auf der Strasse, an der Spindel rohe Seide spinnen. Hier hingegen, braucht man dieses Instrument nur zu Hanf und Flachs, wiewol der Flachs nicht zu Nizza gebauet wird. Damit mein Brief Ihnen aber nicht durch seine Länge zu beschwerlich fält, will ich lieber hier abbrechen, und von Herzen wünschen, daß Sie wol leben mögen.

Drey und zwanzigster Brief.

Nizza,
d. 19. Dec. 1764.

Mein Herr!

In meinem vorigen Schreiben, habe ich Ihnen eine genaue Nachricht von dem Seidenwurme, und der Art, wie man mit diesem Insecte in hiesiger Gegend umgeht, gegeben: in dem jetzigen werde ich Ihnen das Wein- und Oelmachen beschreiben.

Die Weinlese, nimt ihren Anfang im September. Wenn die Trauben gelesen und sorgfältig ausgesucht sind, werden sie in ein grosses Faß gethan, und von einem Manne mit blossen Füssen getreten, und der Saft durch ein unten befindlich Zapfenloch abgelassen. Wenn auf diese Art kein Saft mehr herausgeht, so werden die gequetschten Trauben unter eine Presse geschaft, da sie den übrigen Saft von sich geben. Der durch dieses zweifache Pressen gewonnene Saft, wird auf Fässer gefült, und das Zapfenloch aufgelassen, worauf solcher in eine Gährung geräth, und alle Unreinigkeit durch diese Oefnung von sich treibt. Das, was durch diese Gährung verlohren geht, wird beständig mit frischem Weine aufgefült: damit die Fässer allezeit voll bleiben. Die Gährung dauert 12, 15 auch 20 Tage, nachdem die Trauben stark und feurig sind. Nach einer Monatsfrist ist der Wein trinkbar. Wenn der Wein schlecht und mager ist, so vermischen ihn die Weinhändler mit Taubenmist und ungelöschtem Kalk, um ihm das Feuer, das ihm die Natur versagt hat, zu geben. Dies ist aber eine gottlose Verfälschung.

Das

Das Verfahren beym Oelmachen ist sehr einfach. Die besten Oliven sind diejenigen, welche wild wachsen, aber es giebt deren nicht viel. Sie reifen und fallen zu Anfang des Novembers ab, doch bleiben auch einige bis im Februar, ja bis im April hängen; und diese hält man für die saftigsten. Sie müssen, so bald sie gesammelt sind, verarbeitet werden, sonst werden sie welk, schrumpflich, und geben schlechtes Oel. Zuerst zermalmet man sie zu einem Brey, durch einen Mühlstein, der aufwärts in einem steinernen rund ausgehölten Troge steht, und durch Wasser getrieben wird. Die gequetschten Oliven werden in Körbe von Gras geflochten gethan, die oben und unten eine Höle haben, und wenn sie gefült sind, unsern Chesterkäsen an Gestalt gleichen. Von diesen wird eine Anzal unter die Presse gebracht, und alles Oel herausgedruckt, welches alsdenn mit allen Unreinigkeiten, in ein darunter gesetztes Behältniß läuft. Alsdenn wird es in ein halb mit Wasser angefültes Gefäß gethan: da sich alles Unreine auf den Boden setzt, und das Oel obenaufschwimt: welches nunmehr behende abgeschöpft, und in schmale länglichte Tonnen gefült wird. Was noch in dem Gefässe übrig bleibt, wird in eine grosse steinerne Cisterne mit Wasser geschüttet, oft umgerührt, und 14. Tage so gelassen. Alsdenn bekomt man eine Art schlechteres Oel, das man zu Lampen, und andern Arbeiten gebraucht. Aus dem schlechten zurückbleibenden Bodensatze, wird zuletzt noch eine dritte Art herausgezogen, welche das allerschlechtste und übelriechendes Oel giebt. Zuweilen gießt man ein wenig heiß Wasser auf die Oliven, damit sie desto leichter zergehen, und das Oel besser fahren lassen, allein es pflegt hernach gemeiniglich, leicht einen üblen Geschmack und Geruch anzunehmen. Das beste, und sogenante Jungfernöl, wird aus grünen Oliven gemacht, und theuer verkauft, weil

eine

eine grosse Menge Oliven zu einer geringen Menge Oel erfodert wird. Die Hülsen, welche nach aller dieser Arbeit zurückbleiben, trocknet und verkauft man, um Feuer damit in den Pfannen zu machen, welche in die Zimmer, die nicht mit Kaminen versehen, gesetzt werden.

Ich habe nunmehr alles, was in Nizza zubereitet wird, und einiger Erwehnung verdiente, angezeiget. In der Nachbarschaft, sind noch einige grobe Papiermachereyen. So gärben auch einige Felle die von Thieren, und bereiten Leder zum Gebrauch der Einwohner: sie gehen aber so ungeschickt damit um, daß die neuverfertigten Schuhe und Handschuhe, schon halb verfault sind, ehe man sie gebraucht. Die Arbeit der Tischler, Schmiede und Zimmerleute, ist durchgehends grob und ungeschickt. Man findet keine guten Stühle in Nizza, sondern an deren statt gebrechliche Maschinen mit einem Sitze von Bimsen, die auf dünnen Stöcken stehen, und das Dutzend 12 Livres kosten. Man kan nichts elenders sehen, als die Messer, Scheeren und Lichtputzen, welche hier verfertigt werden: eben so erbärmlich ist alles hiesige Kupfergeschirr. Die Goldschmiede machen nichts als Löffel, Gabeln, armseelige Ringe, und Halskreutze, für die Weiber.

Die Häuser sind von grossen Bruchsteinen gebaut, die man aus den Gebürgen holet, und der Zwischenraum wird mit kleinen Steinen ausgefült. Die Mauern würden also ohne das Bewerfen, sehr rauh und schlecht aussehen. Dieses thut aber eine gute Wirkung. Die Gebäude bestehen mehrentheils aus drey Stockwerken, sind mit Ziegeln gedeckt, und die ansehnlichsten davon mit grossen freien Zimmern versehen. Die Fußboden sind mit Backsteinen gepflastert, die Decken von Gyps, und die Wände geweisset. Die Vornehmen

men, tapeziren ihre Zimmer mit Damast, gestreiften Seidenzeugen, gemalten Tapeten, und gedruckter Leinwand. Man findet allenthalben Doppelthüren und Fenster. Da man hier keine getäfelten Zimmer, keine hölzerne Scheidewände, sondern steinerne Fußboden, und Gypsdecken hat, so ist die Feuersgefahr hier weit geringer, als in England. Die getäfelten Zimmer, geben nur einen Aufenthalt der Wanzen ab, daher sind die geweißten Wände, in diesem warmen Lande weit zuträglicher.

Die Betten deren man sich hier und in ganz Italien bedient, bestehen aus einem Strohsack, und ein paar Matrazzen, welche auf Brettern liegen, die von ein paar hölzernen Füssen getragen werden. Anstatt der Vorhänge bedient man sich einer Couziniere oder eines Fliegennetzes von Gaza, das man auf und zuziehen kan, und das den Platz, wo man liegt, bedeckt. Vornehmere haben auch Bettgestelle mit Vorhängen, man pflegt sich der letztern aber niemals im Sommer zu bedienen.

In hiesigen Gegenden speiset jedermann, er mag seyn vom welchem Stande er will, des Mittags um 12 Uhr. Dieser Zeit bediene ich mich im Winter, um meinen täglichen Spaziergang durch die Gassen und auf dem Wall zu machen: weil solche zu andern Stunden des Tages mit Menschen, Weibern und Kindern, und lasttragenden Thieren zu sehr angefült sind. Der Wall ist die allgemeine Strasse für alles, was gefahren, und getragen wird. Ich glaube es sind ausser des Commendanten Wagen, nur noch 2 Kutschen in Nizza, man kann aber Portchaisen um einen billigen Preis haben. Wenn ich mich diesen Sommer zu baden pflegte, bezalte ich dreyßig Sols um hin und her von der

Ba-

Badeplatz, der gleichwol fast eine Meile von meiner Wohnung entfernt war, getragen zu werden.

Weil ich des Badens erwehne, muß ich nur noch erinnern, daß sich diejenigen, welche nicht schwimmen können sehr in acht nehmen müssen, ob die Küste gleich sehr breit ist, und sich einige Meilen weit westwärts erstreckt, weil die See sehr tief ist, und ein paar Ellen von dem Ufer auf einmal einen starken Absatz hat. Die Leute wunderten sich sehr, als ich mit dem Monat May anfieng zu baden. Es kam ihnen fremde vor, daß ein Mann, der die Auszehrung zu haben schien, ins Meer stieg, zumahl wenn es kalte Tage waren: und einige Aerzte prophezeieten mir einen schleunigen Tod. Wie man aber sahe, daß es sich nach dem Bade mit mir besserte, versuchten es einige Schweizerofficiers gleichfals, und es währte nicht lange, so folgten verschiedene Einwohner der Stadt unserm Beyspiele. Man hat aber zum Baden nicht die geringste Bequemlichkeit: daher die Frauenspersonen, wenn sie nicht allen Wohlstand aus den Augen setzen wollen, sich dieses heilsamen Mittels gar nicht bedienen können: die ganze Küste ist beständig mit Fischerboten, und anderm Volke angefült. Eine Frau müste die Unkosten daran wenden, und ein Zelt aufschlagen lassen, um ihre Badekleider darin aus- und anzuziehen, und dürfte ohne Leute, die beständig auf sie acht gäben, sich nicht in die See wagen, noch vielweniger sich bis über den Kopf hineinstürzen, welches gleichwol die kräftigste und sicherste Art sich zu baden ist. Alles was sie thun kan, ist, sich das Seewasser ins Haus bringen zu lassen, und sich nach ihrem eigenen, oder nach des Arztes Gutdünken in einer Badewanne zu baden.

Was

Was ich noch von diesem Himmelsstriche und dem Lande zu sagen übrig habe, will ich in meinem nächsten Briefe mittheilen, und denn sollen sie von dieser Materie, die ich fürchte zu umständlich ausgeführt zu haben, nichts mehr hören. Ich bin

der Ihrige.

Vier und zwanzigster Brief.

Nizza
d. 5. Jan. 1765.

Mein Herr!

Sie können die Beschaffenheit des hiesigen Himmelsstriches am besten aus dem Wetterverzeichnisse, welches ich mit möglichster Sorgfalt aufgezeichnet habe, abnehmen. Sie werden bey genauer Durchsicht desselben bemerken, daß es fast an keinem Orte in der Welt weniger Winde und Regen giebt, der Himmel ist so heiter, daß man einige Monate lang nichts als ein blaues Gewölke, ohne die geringsten Wolken über sich siehet. Die Wolken, welche sich von den Ausdünstungen der See sammlen, hängen niemals über diese Gegend, sondern ziehen sich vermuthlich nach den umliegenden Bergen, wo sie sich in Regen und Schnee verwandeln; und diejenigen Wolken, die sich in den benachbarten Ländern erzeugen, werden von den hohen Alpen, die sich auf einige Meilen weit um das Gebiete von Nizza erstrecken, abgehalten.

Die trockne, reine und elastische Luft muß dem Gesundheits Zustande derer, die schwache Nerven, und

erschlafte Fibern haben, schwer Othem holen, und bey denen wegen schleimigten Blutes der Umlauf desselben gehemmt wird, sehr zuträglich seyn. Auf der andern Seite mag sie aber auch den Scorbut befördern, da sie durch die nahe See mit vielen Salztheilen angefült ist. Seit meinem Hierseyn, habe ich einen Ansatz von Scharbock an der rechten Hand bekommen, der nach dem Befinden meines Körpers bald zu bald abnimt. Als im abgewichnen Sommer eines Tages ein heftiger Wind aus der See blies, wurde unsre Haut gleichsam mit dünnem Salze überzogen, so daß man es gar merklich schmeckte: mir und meiner ganzen Familie fieng das Zahnfleisch an zu schwellen, und verursachte uns Schmerzen, die wir bisher noch nicht gehabt hatten, und ich insbesondere bekam ein heftiges Ziehen in den Knien. Ich hielte mich damals gleich in einem Landhause an der See auf, und war der Seeluft folglich sehr ausgesetzt. Die Geschwulst unsers Zahnfleisches ließ nach, so bald sich der Wind legte: und es war sonderbar, daß sich der scorbutische Flecken an meiner Hand auf einen ganzen Monat verlor. Es ist bekant, daß der Scharbock das Blut auflößt und so flüssig macht, daß es durch die Blutgefässe dringet. Vielleicht löset er es auf der See nur zum Theil auf, weil die Gefässe an der Oberfläche der Haut, und die von der Lunge durch das Othemholen mit der Luft einige mineralische Theilgen einziehen. So viel ist gewiß, daß bey dem Scorbut zur See, wenn er einen sehr hohen Grad erreicht hat, das Blut zu den Schweislöchern herausdringt. Dieß hält man für ein Zeichen einer starken Fäulniß, weil diese allemal den Scharbock begleitet. Hingegen ist es bekant, daß eine gewisse Menge Salz erfordert wird, um die thierischen Säfte vor der Fäulniß zu bewahren: wie also eine noch

gröf-

grössere Menge, eine Fäulniß zuwege bringen soll, das überlasse ich Klügern auszumachen.

Viele Leute haben in Nizza einen Ansatz vom Scharbock, ohne daß ihre Zähne dabey leiden. Sie bekommen einen Ausschlag, faules Zahnfleisch, Schmerzen in den Knochen, Müdigkeit, sind niedergeschlagen, und haben keine gute Verdauung. Allein die Hauptkrankheit, welche hier regiert, ist der Marasmus, oder die Auszehrung, welche nach und nach zunimmt, ohne daß sich die Kranken über die Lunge beschweren, sondern vielmehr eine starke rothe Farbe bis an ihr Ende behalten. Ich würde dieses, insonderheit bey hagern Leuten, der ungemein trockenen und salzigen Luft zuschreiben; zumal da sie sehr viel Säfte durch den Schweis verlieren. Die Luft muß hier voll von Salztheilen seyn, theils weil die umliegenden Berge solche einschliessen, und hindern, daß sie sich nicht ausbreiten, und mit der andern Luft vermischen können: und theils weil es an Regen und Thau fehlt, wodurch das Salz niedergeschlagen, oder aufgelöset würde. Eine solche Luft kan auf einen feuchten phlegmatischen Körper, wie der meinige, keine schlimme Wirkung haben: nichts desto weniger nahm ich bey meiner Ankunft sehr ab, welches ich aber der Schwindsucht, die sich in England angefangen, zuschrieb.

Eine weit augenscheinlichere Wirkung hat die Luft von Nizza bey Herrn S ... z. hervorgebracht. Er hatte eine so heftige Nervenkrankheit und Brustschmerzen, daß ihm das Leben nur zur Last war: dieser Zufälle halben, hielte er sich eine zeitlang zu Neapel auf, und ward durch die dasige Luft meist wiederhergestelt. Allein nach einiger Frist kam sein Uebel nebst einer grossen Mattigkeit, Niedergeschlagenheit, und gänzlichem Ver-

lust des Appetits wieder. Darauf gab man ihm dem Rath, die Luft zu Nizza zu versuchen, welche ihm besser als er hoffen konte, angeschlagen ist. Ob das Wetter gleich für diese Gegend ausserordentlich schlecht gewesen, hat er sich doch vollkommen wohl befunden. Seit seiner Ankunft, hat sich der Brustschmerz verloren, er speiset und schläft gut, ist munter und so stark, daß er den ganzen Tag seine Beine braucht. Er kan vor Tische bis an den Var und wieder zurück gehen, und ist bis auf die Spitzen aller benachbarten Berge geklettert. Ich habe nie so geschwinde und glückliche Wirkungen von Veränderung der Luft gesehen.

Was mich selbst betrift, so muß ich bekennen, daß ich seit meinem Hierseyn weit freier Luft schöpfe, und daß meine Lebensgeister weit muntrer sind als einige Jahre zuvor. Der Vater meines Hauswirthes, ein Tanzmeister, hatte eine so elende Lunge, daß er es weder in Frankreich noch Spanien und Italien mehr aushalten konte; er fand aber die Luft von Nizza für seinen Zustand so zuträglich, daß er aufs neue seine Handthierung noch 20 Jahr fortsetzen konte, und abgewichenen Frühling gegen 70 Jahr alt verstarb. Die hiesige Himmelsgegend hat mir noch einen Vortheil geschaft, und mich von einem schleichenden Fieber, das mich beständig plagte, und das Leben sehr beschwerlich machte, befreiet. Ich erkälte mich auch nicht so leicht als in England und Frankreich, und geschieht es ja, so hat es keine so lange und schlimme Folgen wie sonst. Die Luft ist in Nizza so trocken, daß man im Sommer und Winter, ausgenommen bey regnigten Wetter, den Abend, ja so gar die ganze Nacht, unter freyen Himmel zubringen kan, ohne Thau oder die geringste Feuchtigkeit zu bemerken. Nebel sieht man in dieser Gegend gar nicht. Im Sommer wird die Luft täglich

lich durch einen Seewind aus Morgen, wie in Westindien, abgekühlt. Er erhebt sich vormittags, und nimt mit der Hitze zu. Um 6 oder 7 Uhr legt er sich, und nach Sonnenuntergang entsteht ein Landwind von den Gebürgen.

Der Morgenwind aus der See ist hier aber nicht so beständig, als in Westindien unter den Wendezirkuln, weil die Sonne, welche ihn verursachet; dort viel stärker ist. Hingegen ist diese Gegend der Abwechselung der Winde mehr unterworfen, sie ist mit Bergen, Vorgebürgen, und engen Oertern umgeben, die auf den Zug der Winde einen grossen Einfluß haben. Um die Zeit des kürzesten Tags, erwartet man hier gemeiniglich Wind und Regen, der mit einigen Abwechselungen bis im Februar anhält: aber wenn dies auch gleich ihre schlimste Witterung heißt, so bricht die Sonne doch täglich hervor, und man kan sich eine Bewegung zu Fuß, oder zu Pferde machen: weil sich die Nässe gleich in den von Natur trockenen Boden zieht. Im April ist man auch kurze aber bald aufhörende Regen, und Windstösse gewohnt. Wenn es in der Mitte des Augusts einmal acht Tage regnet, so hält man es für ein grosses Glück. Er erfrischt nicht nur den verbranten Boden, sondern giebt auch den Trauben und andern Früchten gedeihliches Wachsthum: er kühlet zugleich die Luft ab, und dämpft die Hitze, welche alsdenn sehr beschwerlich wird. Die rechte Regenzeit fält, wenn Tag und Nacht im Herbst einander gleich sind, oder etwas später. Sie hält 12 bis 14 Tage an, und ist den hiesigen Einwohnern etwas sehr erwünschtes. Zuweilen bleibt sie bis zu Ende des Novembers, oder gar Anfang des Decembers aus: und in dem Falle ist der Winter gemeiniglich trocken. Die Platzregen kommen mit einem Südwestwinde, welches der ereber

procellis Africus der alten Römer ist. Man nent ihn hier Lebeche, von dem alten Namen Libicus. Er stürmt meistens ein oder zwei Tage, und welzt das mittelländische Meer in so grossen Wellen vor sich her, daß sie oft bis in die Stadt schlagen. Er bringt zugleich die Wolken, welche sich aus der See zusammengezogen, mit, und wenn diese in Regen herabgefallen sind, so folgt wieder gutes Wetter. Daher haben die hiesigen Einwohner die Regel: Le Lebeche raccommode le tems, oder der Lebeche macht gutes Wetter.

Diesesmal waren die Winde in der regnigten Jahrszeit sehr abwechselnd. Vom 16 November bis den 4 Jannuar haben wir 22 Tage lang, starke Regen gehabt, welches in Nizza aber etwas ausserordentliches ist. Aber es scheint als wenn überhaupt in ganz Europa, die Witterung abwechselnder als sonst wäre. Im Julius stieg der Mercur in einem farenheitischen Wetterglase in Rom bis auf 84 Grade. Höher wuste man sich nicht zu erinnern, daß er jemals daselbst gestanden: und gleichwol wurden die sabinischen Gebürge den Tag darauf mit Schnee bedeckt. Am 11 August und 13 Septemb. stieg er eben so hoch und es fiel Schnee nachher. Die Folgen von diesen plötzlichen Veränderungen des Wetters waren: daß man zwar nicht so viel faule Fieber bemerkte allein die plötzliche Hemmung der Ausdünstung durch die eingefallene Kälte verursachte Schnupfen, Entzündungen im Halse und den Rheumatismus. Ich weiß einige Beyspiele, von kränklichen Engländern, die den Winter in Aix zubrachten, weil sie glaubten, daß zwischen der dasigen und hiesigen Luft kein erheblicher Unterschied wäre. Dies ist aber ein grosser Irrthum, der die schädlichsten Folgen nach sich ziehen kan. Aix leidet sehr viel von Nord- und Nordwestwinden, die

dort

dort so rauh als in den Gebürgen von Schottland blasen: da Nizza hingegen durch die Alpen, welche dies kleine Land, wie ein Amphitheater von der Landseite umgeben, gänzlich davon befreyet bleibet. Einen andern Beweis von der Gelindigkeit dieser Gegend geben die Pomeranzen, Zitronen, Rosen, Narzissen, und Jonquilien, welche hier mitten im Winter reifen und blühen.

Bisher habe ich das angenehme dieser Himmelsgegend beschrieben, nun will ich auch die Unbequemlichkeiten anzeigen. Im Winter und zumal in Früling scheint die Sonne so heiß, daß man sich im freien keine Art von Bewegung machen kan, ohne in einen starken Schweis zu gerathen: da nun zu gleicher Zeit eine empfindliche und durchdringende Luft geht, so kan dies auf die ofnen Schweislöcher eft schlimme Folgen haben. Die Hitze verdünt das Blut, und die Säfte; die Kälte hingegen zieht die Fasern zusammen, und hemmt die Ausdünstung: daraus müssen nothwendig Entzündungen entstehen. Daher sind die Einwohner alsdenn den Erkältungen, Schlagflüssen, Entzündungen der Lunge und hitzigen Fiebern unterworfen. Ein alter Graf gab mir den Rath, mich im Merz zu Hause zu halten, weil sich alsdenn die Feuchtigkeiten anfiengen im Körper zu regen. Verschiedene Leute, die einen starken Körper haben, und sich bey der heftigen Hitze zu starke Bewegungen, und Ausschweifungen machen, bekommen faule Fieber, Geschwüre und Geschwulst, welche Zufälle gemeiniglich tödlich werden. Ueberhaupt aber sind die Einwohner gesund, wenn sie sich auch nicht viel Bewegung machen: und dieses ist ein starker Beweis für die hiesige gute Himmelsgegend.

Was die Arzneykunst betrift, so kan ich nicht sagen, wie die hiesigen Aerzte die Krankheiten heilen. Es befinden sich in allem Eilfe hier, von den 4 oder 5 zur Nothdurft davon leben. Man giebt ihnen für einen Besuch 10 Sols, und bezalt ihnen diese kaum. Daraus können Sie schliessen, ob sie dadurch in Stand gesetzt werden, anständig zu leben, und ob ein Mann von Erziehung und Wissenschaften auf diese Bedingung nach Nizza gehen wird. Ich bin mit einem italiänischen Arzte bekant, der ein rechtschafner Mann ist, und sich für eine gewisse Besoldung, welche die Vornehmsten jährlich zusammenschiessen, zu Villa Franca niedergelassen hat. Ausser dieser bekomt er noch etwas von dem Könige, um die Kranken von der Besazung, und auf den Galeeren zu besuchen: und diese ganze Einnahme beläuft sich etwa auf 30 Pfund Sterlinge.

Unter die grossen Unbequemlichkeiten dieses Landes muß das Ungeziefer vorzüglich gezahlet werden. In den Gebürgen giebt es Vipern und Schlangen. Unser Garten ist voll von Eidexen. Zuweilen trift man auch Scorpionen an, ich habe aber nur erst einen einzigen gesehen. Im Sommer werden wir von ganzen Schwärmen Fliegen, Flöhen, und Wanzen heimgesucht: aber die Mücken sind die unerträglichsten von allen. Den ganzen Tag kan man die Fliegen nicht von Munde, Augen und Ohren abhalten. Sie fallen in die Milch, den Thee, Chocolade, Suppe, Wein und Wasser; Sie beschmuzen den Zucker und alle Speisen, fressen das Obst: bedecken und machen die Meublen, Fußboden, Wände, ja den ganzen Leib unrein. So bald Licht angezündet wird, fangen die Mücken an, einem bey Myriaden um die Ohren zu sumsen, und mit ihren Stacheln zu quälen, so daß man keine Ruhe hat,

bis

bis man zu Bette geht, und durch das Fliegennetz gesichert wird. Diese Bedeckung ist aber bey warmer Witterung, und für diejenigen, die wie ich den Husten haben, und ausspucken müssen, sehr beschwerlich. Ueberdieses hilft es auch nicht so gar viel; denn es kriechen doch ein halb Dutzend von diesen verwünschten Insecten alle Nacht zugleich mit hinein, welche hinlänglich sind einen bis gegen Morgen zu quälen. Diese Beschwerlichkeit dauert das ganze Jahr, aber im Sommer ist sie nicht auszustehen. Zu gleicher Jahrzeit sind die Motten so arg: daß man alle Mühe von der Welt anwenden muß, damit sie nicht die wollenen Kleider verderben.

Vom May bis zu Anfang des Octobers kan man von 6 Uhr des Morgens bis um 8 Abends nicht ausgehen, und sich zur Gesundheit einige Bewegung machen. Man findet weder in noch vor der Stadt einen schattigten Spatziergang: und man kan keine Kutsche oder Chaise miethen, wenn man nicht Post fahren will. Es ist auch kein Weg anzutreffen, der zu irgend einem Fuhrwerk tauglich wäre, ausser der Landstrasse nach den Var, und da verbrent man von den Sonnenstralen, die von dem heissen Sande und den Steinen zurückprallen: oder man erstickt beynahe vor Staub. Reitet man Abends im Kühlen aus, so muß man sich gefallen lassen, in der Finsterniß wieder zu kommen.

Zu den Fehlern von Nizza gehört das Wasser, welches man in der Stadt braucht; Es wird aus Brunnen geholt und ist meistens so hart, daß es mit Seife zusammenläuft. Es giebt zwar eine Menge von Quellen und Bächen in der Nachbarschaft, die das schönste Wasser geben, die man ohne grosse Kosten in die Stadt leiten, und durch alle Gassen vertheilen könte: allein

die Einwohner haben entweder nicht so viel Fürsorge für das gemeine Beste, oder können auch die Kosten nicht erschwingen. Ich habe einen Ziehbrunnen in meinem Vorhause, und einen andern im Garten, die gutes Wasser für die Küche geben, aber unser Trinkwasser wird aus einem in der Nähe liegenden Dominicaner Kloster geholet. Wir lassen im Flusse Paglion, und wenn dieser ausgetrocknet ist, in den Bache Limpial, der in den Hafen fält, unser leinen Geräthe waschen.

Da ich einmel von dem Wasser in dieser Gegend rede, so muß ich der Bäder bey Roccabiliare, einer kleinen Stadt, die etwa 25 Meilen von hier in den Gebürgen liegt, erwehnen. Es sind 3 Quellen daselbst, deren eine wärmer als die andere ist; die heisseste mag, so viel ich aus den eingezogenen Nachrichten urtheilen kan, ohngefehr so heiß, als das Königsbad zu Bath in Sommersetshire seyn.

Ich habe eine lateinische geschriebene Nachricht von den Bädern zu Roccabiliare gelesen, welche ein Leibarzt des Herzogs von Savoyen etwa vor 60 Jahren aufgesetzt hat. Er redet viel von Schwefel und Salpeter, das in dem Wasser enthalten seyn soll: ich vermuthe aber, daß ihre Wirkung mehr den flüchtigen Vitrioltheilchen zuzuschreiben ist, die sich auch in den obgedachten Wasser von Bath befinden. Diese verdünnen, und machen offen: folglich sind sie mit Nutzen bey einem langsamen Umlauf des Blutes, verdickten Säften erschlafften Fasern, und verstopften Gedärmen zu gebrauchen. Der Weg von hier nach Roccabiliare ist hin und wieder sehr gefährlich, weil er bey steilen Abgründen vorbeygeht, und nicht anders als auf Mauleseln gemacht werden kan. In der Stadt selbst findet man

schlech-

schlechtes Quartier, und Bedienung, und wenige oder gar keine Gesellschaft. Das Brunnenwasser liegt 1½ Meilen von der Stadt: und man trift an der Quelle weder Bäder, noch ein Haus, oder irgend eine andre Bequemlichkeit, für diejenigen, welche den Brunnen trinken wollen an: und gleichwol verliert das Wasser seine beste Kraft, wenn es nicht gleich an der Quelle getrunken wird.

Wenn diese Unbequemlichkeiten einigermassen gehoben würden, so wolte ich den kränklichen Personen, welche nach Nizza wegen der gesunden Himmelsgegend kommen, rathen, die heiseste Sommerszeit zu Roccabiliare zuzubringen, welches zwischen den Bergen liegt, und den ganzen Sommer durch, eine kühle und gemässigte Luft geniesset. Dadurch würden diejenigen, welche einen Ansatz vom Scharbock haben, sich eine zeitlang der mit salzigen Theilen angefülten Luft von Nizza entziehen, und sie könten alsdenn gestärkt, und mit neuer Lebhaftigkeit zurückkehren, und den Winter in dieser Stadt, wo man keine rauhe Witterung zu befürchten hat, zubringen. Als ich mich den abgewichenen Junius auf meinem Landhause so übel befand, hatte ich bereits den Entschluß gefaßt, nach Roccabiliare zu gehen, und an der Quelle zu meiner eignen Bequemlichkeit eine Hütte aufzubauen. Ein Mann von Nizza übernahm es, mir in dem Hause des dasigen Pfarrers, der sein Verwandter war, ein wenigstens erträgliches Quartier zu verschaffen: und versicherte mir, es fehlte daselbst nicht an frischer Butter, gutem Federvieh, Kalbfleisch, und herrlichen Forellen: und daß die Lebensmittel überhaupt daselbst nur halb soviel als zu Nizza kosteten. Wie ich mich aber besser befand; als ich mich von diesem Landhause wieder in mein eignes Haus

in

in der Stadt begab, so wolte ich mir keine neue Unruhe; und mehrere Kosten durch diese Reise machen.

Ich glaube daß ich Ihnen jetzt alle merkwürdigen Dinge von Nizza mitgetheilt habe, und vielleicht viel mehrere, als sie zu wissen verlangt haben. Ich will aber in diesem Fall lieber, daß Sie meine Nachrichten für weitläuftig und langweilig halten, als wenn ich Ihr Verlangen nicht hinlänglich erfüllet und in der Ihnen schuldigen Achtung gefehlt hätte, mit welcher ich allezeit bin

der Ihrige.

Ende des ersten Theils.

Reise
durch
Italien und Frankreich,
2c. 2c. 2c.

Zweiter Theil.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-18250/fragment/page=0265

Fünf und zwanzigster Brief.

Nizza
den 1. Jenner 1765.

Mein Herr!

Die letzte Reise, welche ich durch Italien gemacht, habe ich sowol auf ihren Antrieb, der durch meine eigne Lust ein noch grösseres Gewicht bekam, als auf Anrathen andrer guten Freunde unternommen. Ich konte aus den sorgfältigen Erkundigungen, und dringenden Nachfragen aller meiner Freunde in England deutlich abnehmen, daß man an meiner Wiederherstellung verzweifelte. Sie riethen mir eine Zeitlang auf den Alpen herumzureisen, und dieses wäre für mich sehr heilsam gewesen. Ich würde zu gleicher Zeit, da ich auf diesen Bergen herumkröche, den Vortheil der Bewegung geniessen, die kühle reine und gesunde Lust einziehen, und dadurch das schleichende Fieber, welches zum Theil von der heissen Himmelsgegend entstanden, vertreiben. Allein es fehlte mir ein Gefährte, dessen Gesellschaft und Unterhaltung mir die traurige Einsamkeit versüssen konte. Zudem hatte ich nicht Kräfte genug, den Mangel der Bequemlichkeit, und nothwendigsten Dinge zum menschlichen Leben, welchem ich mich gleichwol bey einem solchen Unternehmen aussetzen muste, auszuhalten.

Mein

Mein würdiger Freund! Dr. A.. bat mich inständigst, ich solte eine Reise zur See versuchen, die oft, wie bekant bey schwindsüchtigen Personen erstaunliche Wirkungen gethan. Nachdem ich dieses reiflich überlegt, machte ich einen Plan, der nunmehr glücklich ausgeführt worden. Ich hatte ein brennendes Verlangen, die Alterthümer von Florenz und Rom zu betrachten: und war voll Ungeduld, die herrlichen Gebäude, Statuen und Gemälde, welche ich so oft in den Kupferstichen und Beschreibungen bewundert, mit eignen Augen zu sehen. Ich empfand einen Muth, der bis zur Ausschweifung ging, auf den Boden der alten klaßischen Schriftsteller zu treten, welcher ehemals der Schauplatz so vieler grossen Handlungen gewesen. Der Gedanke, sich an den Gränzen von Italien zu befinden, und nicht bis an die Hauptstadt dieses berühmten Landes durchzudringen, war mir unerträglich. In Ansehung meiner Gesundheit dachte ich es so einzurichten, daß ich allen möglichen Vortheil von der Reise zur See und zu Lande, ingleichen von der Veränderung der Himmelsgegenden ziehen könte.

Rom ist von Nizza 4 bis 500 Meilen entfernt: die Hälfte dieses Weges dachte ich zur See zu machen; zumal da kein andrer Weg von hier nach Genua zu wählen ist, wenn man nicht auf einem Maulesel längst der Küste auf den Bergen hinkriechen, auf einer Meile zwey Stunden zubringen, und Gefahr laufen will, alle Augenblick den Hals zu brechen. Die Alpenninischen Gebürge sind eine Strecke von den Alpen, und gehen von Villa Franca, bis nach Lerici noch 45 Meilen weiter als Genua. Sie machen ein steiles und sehr hohes Ufer von Felsen, daran die See spült: Folglich fehlt es hier an einer flachen Küste; man ist gezwungen, den schmalen Weg über diese Felsen zu nehmen, und findet nur

hin-

hin und wieder kleine Plätze, wo Städte und Dörfer angelegt sind. Es wäre allerdings gut, da einmal ein Weg für Maulesel und Fußgänger da ist, daß man solchen ausbesserte, und hinlänglich breit für Postchaisen und andre Wagen machte. Man dürfte nur einen Wegezoll anlegen, so würden die Unkosten bald wieder herauskommen: Ein jeder, der aus England, Holland Spanien und Frankreich nach Italien reiset, würde alsdenn nicht den verdrieslichen Weg über die Alpen, von Savoyen und Piemont nehmen, sondern lieber mit der Post über Air, Antibes und Nizza am Mittelländischen Meere, und an der Genuesischen Küste hinreisen, welche das schönste Amphitheater von Bergen und den prächtigsten Anblick aus der See macht, den ich in meinem Leben gesehen. Es ist ewig Schade, daß man den aurelischen Weg, dessen in der Reisebeschreibung des Antonius gedacht wird, und der sich von Rom über Genua, durch hiesige Gegend bis nach Arles an der Rhone erstreckte, nicht wieder herstellen kan. Der Kaiser Marcus Aurelius soll denselben angeleget haben; Man sieht aber weiter keine Spuren mehr davon, als in einer gewissen Gegend von Provence. Der Grund liegt aber darin, daß die adelichen von Genua, welche durchgehends Kaufleute sind, aus einer niederträchtigen und eigennützigen Politik, auf alle Weise ihre Unterthanen an der Küste arm und in der Abhängigkeit zu erhalten suchen. In dieser Absicht vermeiden sie alle Mittel, dadurch der Zugang zu diesem Strich von der Landseite bequem gemacht werden könte: und drücken zugleich den Handel zur See, damit der von der Hauptstadt, worin sie selbst verwickelt sind, keinen Abbruch leide.

Wer die Seeluft nicht vertragen, und auch nicht reiten kan, muß sich auf einem Sessel, der mit einem Fußtritte versehen ist, von ein paar Männern auf den Schul-

tern tragen lassen. Auf diese Art reisen die Dames von Nizza über die Gebürge nach Turin; es ist aber eine verdrießliche und kostbare Reise, weil die Träger oft abgewechselt werden müssen.

Die beste Art von hier nach Genua zu reisen, geschieht mit einer Felucke, oder ofnem Boke, das von 10 bis 12 starken Matrosen gerudert wird. Obgleich keine Felucken eigentlich nach Nizza gehören, so sieht man deren doch beständig im Hafen, die auf eine Ladung nach Genua lauren, und mit Waaren oder Reisenden zwischen Marseilles, Antibes und den genuesischen Städten bald hin bald her gehen. Eine Felucke ist so breit, daß man eine Postchaise darin stellen kan, und hat auf dem Hintertheil ein kleines Zelt, damit die Reisenden für Regen geschützt sitzen. Zwischen den Sitzen kan eine Person bequem auf einer Matrazze liegen, die der Schifspatron gemeiniglich dazu giebt. Wer gesund ist, komt schon zurecht, aber ich will einen jeden Kranken rathen, der diese Reise unternimt, seine eigne Chaise, Matrazze und Bettücher bey sich zu führen, wenn er nicht viel Unbequemlichkeiten ausstehen will. Geht man als Passagier mit einer Felucke, so bezalt man einen Louisd'or, und muß sich gänzlich nach dem Schifspatron richten, der die See hält, so lange er kan, Tag und Nacht fortgeht, und sich um die Bequemlichkeit des Reisenden wenig bekümmert; allein für 4 Louisd'or oder 8 Ducaten kan man eine eigene Felucke miethen; alsdenn muß der Schiffer alle Abend von Nizza bis Genua an Land gehen. Will man es noch bequemer haben, so nimt man sie tageweise, und in dem Falle kan man so oft ans Land, und so lange bleiben, als man will. Diese Art würde ich wählen, wenn ich die Reise noch einmal machen müste; denn sie ist beynahe eben so wolfeil, und weit bequemer als die andern.

Die

Die Entfernung von hier bis Genua, macht auf der Charte nicht über 90 Meilen aus: aber die Schiffer von den Felucken geben es für 120 Meilen aus. Wenn sie längst der Küste hin schleichen, und alle Krümmungen der Bayen mitrechnen, so mag diese Rechnung herauskommen; aber wenn die See nicht hochgeht, so schneiden sie gerade durch, von einer Landspitze zur andern, und verrichten die Reise auch bey widrigem nicht gar zu heftigem Winde in $2\frac{1}{2}$ Tagen durch Hülfe der Ruder: bey gutem Winde aber seegelt man solchen in 14 Stunden.

Wer blos in seinen Verrichtungen reiset, geht mit dem Courier, der immer ein leichtes und wohlbemanntes Fahrzeug hat, und den Reisenden gern um ein billiges aufnimt. Ich kenne einen Engländer, der nicht anders, als mit dem Courier, es sey zu Wasser oder zu Lande, in Italien reiset. Zu Lande ist er allemal versichert, daß er die besten Pferde, und eine gute Kalesche bekomt, und da das Land die Kosten dazu hergeben muß, so legt er die Reise um den vierten Theil, was es ihn kosten würde, wenn er allein reisete, zurück. Dergleichen Gelegenheiten findet man wöchentlich in allen Städten Italiens.

Ich miethete von hier bis Genua für 9 Ducaten eine Gondel, die etwas kleiner als eine Felucke ist, und mit 4 Rudern, und dem Patron, der das Steuer regiert, versehen ist. Eine Felucke mit 10 Rudern hätte zwar weniger gekostet, allein ich wußte, daß die Gondel sehr leicht war, und folglich geschwind gehen mußte: und überdieses hatte man mir den Patron als einen ehrlichen und erfahrnen Schiffer gerühmet. Die Reisegesellschaft bestund aus meiner Frau, Jungfer C.. und einem gewissen R.. aus Nizza gebürtig, den ich umsonst mitnahm, weil er in diesen Gegenden und mit der Art zu reisen sehr bekant war, und ich also hoffe, mir

dadurch theils vielen Verdruß, theils auch einige Kosten zu ersparen. Allein ich betrog mich eben so sehr, als diejenigen, welche mir Bürgen seyn wolten, daß er auf seine Kosten wieder zurück reisen würde.

Wir giengen mit Anfang Septembers nebst einem Bedienten zu Schiffe. Die Hitze, welche das Reisen in Italien so beschwerlich macht, fing an nachzulassen: Das Wetter war ungemein angenehm: hätte ich meine Reise noch etwas länger aufgeschoben, so konte ich vor Winters nicht wieder zurück kommen: und muste Gefahr laufen bey unruhiger See, und kaltem Wetter einen Weg von 135 Meilen in einem ofnen Fahrzeuge zu machen.

Nachdem ich mich also mit einem Passe von unserm Consul, und Briefen von ihm an unsere andern Consuls zu Genua und Livorno versehen hatte, welche Vorsicht ich allen Reisenden zu Vermeidung vieler Weitläuftigkeiten, in die man auf der Reise gerathen kan, empfehlen will: so begaben wir uns frühe um 10 Uhr an Bord, und nach einem kurzen Aufenthalte bey dem Landhause eines unsrer Bekannten, in der Bay von St. Ospizio, setzten wir die Reise nach Monaco fort. Wir landeten daselbst um Mittag, weil der Schiffer hier den Zoll, von welchem ich in einem meiner vorigen Briefe, Nachricht gegeben, entrichten mußte. Die kleine Stadt enthält ohngefehr 8 bis 900 Seelen, ausser der Besatzung, und liegt an einem Felsen, der sich in die See streckt. Sie macht einen mahlerischen Anblick. Das Schloß des Fürsten liegt auf der Spitze desselben, und ist mit einem Spatziergange von Bäumen versehen. Die Zimmer sind mit Geschmacke ausgeputzt, und haben verschiedene gute Gemälde. Die Festungswerke, welche in gutem Stande erhalten werden, sind mit zwey französi-

schen

schen Bataillons besetzt. Der jetzige Fürst von Monaco ist ein geborner Franzose, und ein Sohn des Herzogs von Matignon, der eine Grimaldi, die Erbin des Fürstenthums Monaco heirathete. Der Hafen ist für alle Winde sehr sicher, aber für grosse Lastschiffe nicht tief genug. Gegen Mitternacht geht das Gebiete des Königs von Sardinien bis auf eine Meile von der Stadt: aber gegen Morgen kan der Fürst auf seinem Gebiete 5 bis 6 Meilen bis nach Menton, eine kleine ihm zugehörige Stadt, an der Küste reisen. Man rechnet seine Einkünfte auf eine Million französische Livres, oder etwas über 40000 Pfund Sterlinge, aber das Fürstenthum Monaco, welches aus drey kleinen Städten, und einem geringen Strich unfruchtbarer Felsen bestehet, trägt nicht über 7000 Englische Pfund: Das übrige zieht er aus seinen Einkünften in Frankreich: nemlich aus den Herzogthümern Matignon und S. Valentinois. Das andere erhielten seine Vorfahren im Jahr 1640 als ein Geschenk vom Könige, zum Ersatz der Güter, die sie im Neapolitanischen verloren, wie die Spanier aus Monaco verjagt wurden, und die Fürsten davon sich in französischen Schutz begaben. Der jetzige Fürst ist also in Frankreich Herzog von Matignon, und Valentinois. Er lebt beständig in diesem Königreiche, führt aber das Wapen der Familie von Grimaldi.

Das Genuesische Gebiete fängt zu Ventimiglia an, eine Stadt, die an der Küste in einer Entfernung von 20 Meilen von Nizza liegt, daher sie auch den Namen erhalten. Wie wir Monaco, Menton, Ventimiglia, und einige andere wenige beträchtliche Plätze längst der Küste vorbeygefahren waren, seegelten wir mit gutem Winde um die Spitze von St. Martino, und würden noch vor Abends 20 Meilen zurückgeleget haben, wenn unser Frauenzimmer nicht krank, und bange für die un-

ruhige See geworden. Herr R .. war auch ganz ausser seiner Fassung, und bat den Patron, zu S. Remo anzulegen, unter dem Vorwande, daß wir nicht eher als zu Noli, 40 Meilen von hier ein Wirthshaus finden würden. Wir stiegen also an Land, und unser Schiffer brachte uns nach dem Posthause, welches, seiner Versicherung nach, der beste Gasthof an der ganzen Küste seyn solte. Wir stiegen, vermittelst einer dunklen engen und steilen Treppe, in die öffentliche Gaststube wo wir einen langen Tisch mit Bänken, und alles so schmutzig und elend, als in dem schlechtesten Bierhause in England fanden. Keine Seele kam uns entgegen, und das muß man auch nicht in Frankreich, vielweniger in Italien, erwarten. Der Schiffer ging in die Küche, und fragte einen Bedienten, ob die Gesellschaft, Platz hätte? Die Antwort war: er wüste es nicht, weil der Herr nicht zu Hause wäre. Auf die Frage, wo er denn hingegangen? hieß es: er geht spatzieren. Unterdessen musten wir in der Gaststube unter Matrosen und Eseltreibern sitzen. Endlich kam der Wirth, und gab uns Zimmer. In demjenigen, worin ich lag, war kaum Platz für 2 Betten, die aber weder Gestelle, noch Vorhänge hatten, für einen alten Tisch, der voll getrockneter Feigen lag, und ein paar gebrechliche Stühle. Die Wände waren einmal weiß gewesen: jetzt hing alles voller Spinneweben. Sie waren mit allerley Unrath besprützt, und ich vermuthe, den Fußboden hatte man in diesem Jahrhunderte noch nicht abgekehrt. Wir speiseten in einem Vorsaal, welcher diesem Zimmer in allem ähnlich sahe, und die Bewirthung war erbärmlich. Die Speisen waren schlecht zubereitet, und wurden sehr unappetitlich aufgetragen. Auf Reinlichkeit oder irgend eine Art von Bequemlichkeit muß man in dieser Gegend ja nicht Staat machen. Gleichwol muste ich für diese Bewirthung eben so viel als in dem besten Wirthshause in ganz Frankreich und Italien bezalen.

Der

Der Wind blies den folgenden Tag so heftig, daß wir die Reise nicht fortsetzen konten, sondern noch 24 Stunden in diesen kläglichen Umständen zubringen musten. Zum guten Glücke fand Herr R. hier ein paar Bekante, einen Franciscanermönch, der ein lustiger Bruder war, und einen Capellmeister, der sein Spinet bringen ließ, und uns mit seiner schönen Musik und Stimme ein grosses Vergnügen und Zeitvertreib machte. Der Pater war ein guter Gesellschafter, und gab uns ein Empfehlungsschreiben an einen Professor der hohen Schule zu Pisa mit. Sie würden über die schwülstigen Ausdrücke lachen, darin er von meiner Wenigkeit redet: Sie wissen aber schon, daß Italien das Land der schwülstigen Schreibart ist.

San Remo ist eine ziemlich ansehnliche Stadt, hat eine gute Lage an einen sanft ansteigenden Hügel, und einen Hafen für mittelmäßige Schiffe, deren auch viele auf der hiesigen Küste gebauet werden. Hingegen müssen Schiffe von mehrerer Grösse in der Bay, welche sehr unsicher ist, vor Anker liegen. S. Remo ist eine kleine Republik, die unter Genua steht. Sie genoß viele Freyheiten, bis die Einwohner wegen einer neuen Auflage auf das Salz sich im Jahr 1753 empörten, und ihre Freyheit vergeblich zu behaupten suchten. Die Genueser brachten sie bald wieder zum Gehorsam, nahmen ihnen alle ihre Freiheiten, und baueten an der Küste eine Vestung, wodurch der Hafen beschützt, und zugleich die Stadt in Zaum gehalten wird. Die Besatzung macht ohngefähr zweyhundert Mann aus. Man sagt, die Einwohner hätten kürzlich eine Gesandschaft nach Regenspurg geschickt, und bey dem Reichstage um Schutz angehalten. In der umliegenden Gegend von S. Remo ist wenig ebener Boden: aber die Hügel sind mit den schönsten Pomeranzen, Zitronen, Granatäpfeln, und

Oelbäumen besetzt. Die letztern geben ein feines sehr gutes Oel, mit dem ein ansehnlicher Handel getrieben wird. Das hiesige Frauenzimmer ist wohlgestalter, und von besserer Gesichtsfarbe, als die in Provence. Sie haben fast durchgehends schöne Augen, und eine ofne freie Miene. Ihre Kleidung ist besonders, ich kan sie aber nicht beschreiben: sie scheint mir aber viel ähnliches von den Weibern in Georgien und Mingrelien zu haben, die ich auf Bildnissen gesehen.

Den dritten Tag hatte sich der Wind meist geleget, war uns aber doch noch zuwider: wir musten uns also mit den Rudern behelfen; und fuhren längst der Küste bey Porto Mauricio, Oneglia vorbey, lenkten uns um das Vorgebürge Melle, und liessen Albenga Finale und andere geringe Oerter hinter uns. Porto Mauricio liegt auf einem Felsen, an den die See stößt, ist schlecht befestigt, und hat einen kleinen Hafen für geringe Schiffe. Zwey Meilen weiter gegen Morgen liegt das befestigte Städgen Oneglia an der ofnen Küste, welches dem Könige von Sardinien gehört. In dessen engen Gebiet wachsen eine Menge Oelbäume, die das feinste Oel an der ganzen Küste geben. Albenga ist gleichfals ein kleiner Ort mit einem bischöflichen Sitze, welcher unter dem Erzbischof von Genua steht. Er liegt an der See und in der umliegenden Gegend wird viel Hanf erbauet. Finale ist die Hauptstadt in dem Marquisate dieses Namens. Es gehört den Genuesern, und hat Gelegenheit zu vielen Händeln gegeben. Denn es war die Ursache des Bruches mit dem Könige von Sardinien und dem Hause Oesterreich im Jahr 1745. Die Stadt ist wol gebaut, aber der Hafen feucht, offen und unsicher. Dem ungeachtet werden an dem Ufer viele Tartanen und andre Fahrzeuge gebauet. Um der Stadt wachsen viel Oliven, und Früchte, insonderheit aber die schönen Aepfel,

pomi

pomi carli genant, deren ich in meinen vorigen Briefen gedacht.

Des Abends erreichten wir das Cap von Noli, welches bey stürmigten Wetter sehr gefährlich gehalten wird. Es besteht aus einem senkreichen Felsen oder Berg, in den die See viele Hölen gewühlet hat, und erstreckt sich auf ein paar Meilen. Hin und wieder zieht sich der Berg gleichsam etwas hinein und macht kleine Bayen mit einer sandigten Küste. Wenn der Wind stark weht, so wagt sich keine Felucke vorbey. Denn bey einem mittelmäßigen Wind brechen schon die Wellen mit grosser Gewalt gegen die Hölen des Felsen, und verursachen ein greßliches Getöse und Widerschall, dazu komt die starke Brandung der See: welches alles einen solchen fürchterlichen Eindruck macht, daß einem Hören und Sehen darüber vergehen möchte.

Der Strand an dieser Seite des Kaps macht den schönsten Anblick, und ist wie ein Garten angelegt. Die Hügel sind bis zur obersten Spitze angebauet, und gleichsam mit Dörfern, Kirchen, Schlössern, und einzelnen Landhäusern besäet. Man kan aber fast sagen, daß die ganze Küste auf diese Art besetzt sey, ausgenommen an den Orten, wo der Platz weder Gebäude noch irgend eine andere Anpflanzung erlaubt.

Nachdem wir bey dem Kap vorbey waren, folgten wir der Krümmung der Küste nach, und gelangten nach Noli in einen kleinen Meerbusen, um die Nacht daselbst zu bleiben. Sie werden sich wundern, daß wir nicht eher landeten, um einige Erfrischungen zu nehmen; ich muß Ihnen aber sagen, daß wir einen Vorrath von Schinken, Zungen, gebratenen Hünern, Käse, Brod, Wein und Früchten in der Felucke hatten, und alle Tage gegen 2 Uhr unsere Mahlzeit hielten. Ich führe dieses

als eine richtige Erinnerung für alle an, die vielleicht künftig diese Reise thun. Wir versahen uns auch mit einem hinlänglichen Vorrath von Brantewein für das Schifsvolk, die allezeit darauf lauern, daß man ihnen etwas abgiebt. An Fasttagen aber wären diese einfältigen Narren lieber vor Hunger gestorben, als daß sie einen Bissen Fleisch in den Mund genommen hätten. Ich habe es oft versucht und sie an einem Freytage oder Sonnabende recht gebeten, Fleisch zu essen, sie bezeugten aber allezeit einen Abscheu davor, schrien: Dio me ne liberi! Gott behüte mich davor! oder etwas dergleichen. Ich habe nie gemerkt, daß einer von ihnen geflucht, oder unanständige Reden geführt hätte. Sie stechen frühe niemals in See, ohne eine Messe vorher zu hören. Bey widrigem Winde singen sie jedesmal mit einem Gesange auf die heilige Maria oder dem heiligen Elmo an, und ruderten nach dem Tacte. Ich habe in dieser ganzen Gegend die Anmerkung gemacht, daß jemand, der die Gesetze der Kirche in Kleinigkeiten übertritt, weit strafbarer angesehen wird, als der die schrecklichsten Verbrechen wider die Natur und die Sitten begangen hat. Ein Mörder und Ehebrecher wird leichter Vergebung von der Kirche erhalten, und in der menschlichen Gesellschaft gelitten werden: wer sich aber untersteht, ohne besondere Erlaubniß Sonnabends eine Taube zu essen, wird als ein Ungeheuer verlassen, und von jedermann verabscheuet. Ich habe mit klugen Personen über diese Sache geredet, und daraus so viel geschlossen, daß man einen Sünder von der Art für einen sehr laulichten Christen, oder beynahe für einen Ketzer hält: und unter allen Sünden ist die Ketzerey bey ihnen die allerabscheulichste.

Noli ist eine kleine Republik von Fischern, die unter Genua steht, aber sehr scharf auf ihre Freiheiten hält. Die Stadt liegt an der Küste, ist wohl gebauet,

auf

auf dem dabey befindlichen Felsen steht ein Schloß, das die Stadt vertheidigt. Der Hafen bedeutet nichts. Der Gasthof war so beschaffen, daß wir uns den letzten zu S. Remo wieder wünschten. Nach einem elenden Abendessen, das ich nicht beschreiben mag, begaben wir uns zur Ruhe. Ich war aber kaum 5 Minuten im Bette gewesen, so merkte ich an verschiedenen Orten etwas auf meinem Leibe: und sahe, nachdem ich das Licht dazu genommen, ein Dutzend grosse Wanzen. Sie müssen wissen, daß ich gegen diese Thiere einen eben so grossen Widerwillen, als viele Leute für Katzen oder Kälber haben. Ich sprang gleich aus dem Bette, hülte mich in einen grossen Ueberrock, und legte mich, so krank ich war, auf einen Koffer in dem Vorzimmer, wo ich bis früh Morgens zubrachte:

Man solte glauben, es müsten in einer gebürgigten Gegend, wie diese, eine Menge Ziegen anzutreffen seyn; wir sahen auch einige Heerden zwischen den Felsen weiden: gleichwol konten wir keine halbe Kanne Milch zum Thee auftreiben, wenn wir sie auch mit Golde härten aufwegen wollen. Die Leute haben hier gar keinen Begriff, wie man die Milch nutzen kan; fodert man welche, so sehen sie einen mit einer einfältigen Miene voll Verwunderung an, daß man sich darüber ärgern muß. Es ist zum Erstaunen, daß die Natur die Bauren nicht lehrt, ihre Kinder mit Ziegenmilch zu füttern, da solche weit nahrhafter und angenehmer ist, als die elenden Speisen, welche sie ihnen reichen.

Den folgenden Tag ruderten wir Vado und Sarona vorbey. Die letzte Stadt ist groß, hat eine feste Citadelle, und einen Hafen, der vormals grosse Schiffe fassen konte: nachgehends aber der Misgunst der Genueser aufgeopfert wurde. Sie versenkten ihn zum Theil

unter

unter dem Vorwande, daß er den Schiffen der mit der Republik im Krieg begrifnen Mächte zur Zuflucht dienen könte.

Wir kamen darauf nach Albisola, Sestri di Ponente, Novi, Voltri, und fuhren alsdenn eine Menge von Dörfern, Landhäusern, und prächtigen Palästen vorbey, die längst der Küste eine Kette von 30 Meilen machen.

Um fünf Uhr Nachmittags erreichten wir die schöne Vorstadt S. Pietro d' Arena und langten darauf zu Genua an. Die Stadt macht einen verwundernswürdigen Anblick von der See; sie steigt als ein Amphitheater in der Rundung von dem Ufer der See bis zu einer ziemlichen Höhe an den Bergen empor, und ist auf der Landseite mit einem doppelten Wall umgeben, davon der äusserste 15 Meilen im Umfang haben soll. Das erste, was einem in der Entfernung in die Augen fält, ist ein zierlich gebaueter Pharus oder Leuchtthurm, der an der Abendseite des Hafens auf einem ins Meer hineinliegenden Felsen, und zwar in einer solchen Höhe aufgeführt ist, daß man ihn bey hellem Wetter auf 30 Meilen weit in der See sieht. Wenn man um die Spitze dieses Felsens herumkomt, befindet man sich dicht bey dem Molo, der den Hafen von Genua ausmacht. Dieser Molo ist mit erstaunlichen Kosten an beyden Seiten des Meerbusens angelegt, und besteht in zwey langen prächtigen Dämmen, die gegen einander stossen würden, wenn man ihn verlängerte. An der Spitze eines jeden Dammes steht ein kleiner Leuchtthurm. Sie sind beyde mit Canonen bestanzt, und zwischen durch fährt man in den Hafen. Die Oefnung ist aber noch so weit, daß die grossen Wellen hineinschlagen, und die Schiffe bey einem Sturm aus Süden oder Südwesten sehr beunruhiget werden. Innerhalb des Molo liegt ein kleiner

Ha-

Hafen, die Darsena genannt, für die Galeeren der Republik. Wir fuhren durch eine ansehnliche Menge von Schiffen, und kleinen Fahrzeugen die vor Anker lagen, stiegen an dem Wasserthore aus, und begaben uns nach dem Wirthshause das Maltheser Kreutz, welches nicht weit vom Hafen entfernt ist. Wir befanden uns hier so gut, daß wir vortheilhaftere Begriffe in Ansehung unserer weitern Reise durch Italien bekamen, und sowol durch diese, als andere Ursachen bewogen wurden, einige Tage in Genua zu bleiben. Doch ich habe Sie so lange aufgehalten, daß sie sich vermuthlich sehr nach dem Schlusse des Briefes sehnen. Deswegen empfehle ich mich Ihnen für diesesmal, und verbleibe

Der Ihrige.

Sechs und zwanzigster Brief.

Nizza,
den 15. Jänner
1765.

Mein Herr!

Man hat der Stadt Genua nicht unbillig den Zunahmen **der stolzen** la superba gegeben. Die Stadt an sich selbst ist sehr prächtig, und der Adel bildet sich viel ein. Einigen könte man es wegen ihres Reichthums gewissermassen zu gute halten, die meisten haben aber gar ein geringes Vermögen. Mein Freund, Herr R., versicherte mir, daß einige genuesische Familien eine halbe Million Livres jährlicher Einkünfte hätten: Allein die ganze Einnahme des Staats beträgt nicht einmal so viel. Der genuesische Livre macht neun

Pfen-

Pfennige Sterling. Es giebt ohngefehr ein halb Dutzend adeliche Häuser, die des Jahrs 10000 Livres einnehmen, aber der größte Hause hat nicht den 20sten Theil. Sie leben in ihren Familien mit grosser Sparsamkeit und gehen beständig schwarz gekleidet, so daß ihre Ausgaben nicht stark seyn können. Wenn ein adelicher zu Genua alle viertel Jahre eine Mahlzeit giebt, so spart er wieder das ganze Jahr dafür. Vor einiger Zeit bewirthete ein Cavalier seine Freunde, und trug die Ausrichtung seinem Sohne auf, der eine Schüssel Fische zu einen Ducaten anschaffen ließ. So bald der Alte sie auf den Tisch bringen sahe, konte er seinen Verdrus nicht länger verbergen, sondern sagte mit thränenden Augen: Ah figliuolo indegno! Siamo in Rouina! Siamo in precipizio! O! ungerechter Sohn! wir sind ruinirt! wir sind verlohren!

Mich dünkt, bey den Italiänern, läßt sich die Eitelkeit, äusserlich groß thun zu wollen, noch eher, als bey andern Nationen vertheidigen. Der Franzose legt sein Geld in eine Menge unnützer Kleider, giebt eine prächtige Mahlzeit von 50 bis 100 Schüsseln, davon die Hälfte kaum eßbar ist, und nicht gegessen werden soll. Seine Kleider kommen zum Trödler, seine Speisen für die Hunde, er selbst fährt zum Teufel, und nach seinen Tode denkt kein Mensch an ihn. Der Genueser hingegen behilft sich nebst seiner Familie sehr genau, und sammelt Geld, um Kirchen und Palläste zu bauen, damit das Andenken seines Geschmacks, seiner Frömmigkeit, und seiner Pracht bey der späten Nachwelt blühe: und zu gleicher Zeit giebt er den Armen Gelegenheit etwas zu verdienen. Es giebt Genuesische von Adel, die 5 oder 6 schöne prächtig meublirte Palläste, theils in der Stadt, theils in der Vorstadt und an der Küste haben. Die beyden Gassen Strada Balbi und Strada

nuo-

nuova besteht aus 2 Reihen dicht an einander liegender Palläste, die mit Gärten und Springbrunnen versehen sind. Es giebt ihnen nur, meinem Bedenken nach, ein schlechtes Ansehen, daß sie von aussen ganz bemahlet sind.

Die Handlung der Stadt ist gegenwärtig nicht sehr beträchtlich, ob es gleich das Ansehen hat, als wenn viel verrichtet würde. Die Gassen sind voll Menschen, die Kramläden wohl versehen, und die Märkte mit allen Bedürfnissen reichlich versorgt. Der Wein, welcher hier herum gebaut wird, ist nicht sonderlich. Was in der Stadt verzehrt wird, muß von dem öffentlichen Keller geholet werden, und macht einen Theil der Einkünfte der Republik aus. Ich habe nirgends weisser und schöner Brod gegessen. Das Rindfleisch, welches aus Piemont komt, ist saftig und schmackhaft. Der Tisch kostet in Italien ohngefehr eben so viel, als in Frankreich, nemlich drey englische Schillinge vor die Mahlzeit. Der Staat von Genua ist sehr arm, ihre Bank von St. Georg hat verschiedene harte Stösse erlitten, einmal durch die Empörung der Corsikaner, und nachgehends durch die traurigen Umstände, darin sie nach der österreichischen Eroberung im Jahr 1745 gerieth. Seit der Zeit hat sie sich noch nicht wieder erholen können, und hat wenig Hofnung, daß sie ihren Credit bald wieder bekommen werde. Nichts beweißt ihre Schwäche mehr, als daß sie sich um französische Hülfe, den Unternehmungen des Paoli in Corsica Einhalt zu thun, bemühen: Denn alles dessen, was man von der Macht und Tapferkeit des Paoli und seiner Insulaner sagen mag, ungeachtet, hat man mich gewiß versichert, daß der Sache bald ein Ende zu machen wäre, wenn die Genueser beydes Muth in ihrem Rathe, und Herzhaftigkeit im Felde hätten.

Es ist wahr, die Genueser bewiesen ihre Tapferkeit, wie sie die Oesterreicher, welche die Stadt eingenommen hatten, verjagten. Aber dies war die Wirkung von der Unterdrückung und Verzweifelung: und wenn man den hiesigen Staatsverständigen glauben darf, so würde den Einwohnern ihr Unternehmen nimmermehr gelungen seyn, wenn sie nicht vorhero mitgrossem Gelde die Nachsicht des Mannes, der allein im Stande war, es zu hintertreiben, erkauft hätten. Allein ich kan unmöglich dergleichen Gedanken, welche dem Character der menschlichen Natur gar zu nachtheilig sind, Raum geben, und voraussetzen, daß ein Mann um des Geldes willen alle Pflichten gegen seinen Fürsten, und die Vorsorge für das Leben seiner Soldaten, und insonderheit der Kranken, die aus den Hospitälern gestossen, und von dem wüthenden Pöbel ermordet wurden, hätte vergessen können.

„Es giebt politische Geheimnisse, Horatio, von „denen man sich bey unserer Philosophie nichts träu„men läßt.“

Der Besitz von Genua würde ein beständiger Zankapfel gewesen seyn; und es war vielleicht besser, es durch diesen Zufall zu verlieren. Als die Oesterreicher nach der Verjagung, wieder vor die Stadt ruckten, um sie abermals wegzunehmen, sagte der Ingenieur, auf Anfrage des Generals, wie bald er die Belagerung zu endigen gedächte; er wolle seinen Kopf zum Pfande setzen, daß es nicht über 14 Tage werden solte: und demohngeachtet zogen die Oesterreicher den 4ten Tag ab. Ich habe diese Nachricht aus dem Munde eines würdigen Mannes, dem es der Ingenieur selbst erzehlt hat. Vielleicht war es einmal so vom Schicksale beschlossen.

Die

Die Genueser haben sich nunmehr in französischen Schutz begeben. Ich weiß nicht, ob sie nicht klüger gehandelt hätten, die Freundschaft der Engländer, mit denen sie eine so vortheilhafte Handlung treiben, zu suchen. So lange die Engländer Meister von der Mittelländischen See sind, so steht es allezeit in ihrer Macht, an der ganzen Küste grossen Schaden anzurichten, die genuesische Handlung zu verderben, und ihre Hauptstadt in den Grund zu schiessen; denn aller Mühe ungeachtet, die sie sich gegeben, den Molo und die Stadt zu bevestigen, so ist sie doch keinesweges von der Gefahr der Bomben und Kanonenkugeln befreyet. Ja ich unterstehe mich zu behaupten, ein herzhafter Admiral könte mit einer starken Flotte ohne grossen Schaden gerade in den Hafen hinein seegeln, wenn gleich auf den Wällen an 500 Canonen gepflanzt seyn sollen. Ich habe selbst eine Canonade von 400 Stücken ohne die Mörser und kleinen Canonen angesehen, die einige Stunden, ohne vielen Schaden anzurichten, dauerte.

In der letzten Belagerung von Genua musten die französischen Hülfsvölker so lange zu Monaco warten, bis ein Windstoß die englische Flotte von der Küste getrieben hatte, und darauf fuhren sie auf kleinen Schiffen längst der Küste hin, und liefen Gefahr, von den Englischen Kreuzern genommen zu werden. Zu Lande können keine französische Völker anrücken, wenn es dem Könige von Sardinien ein Ernst ist, sie abzuhalten. Er darf nur die Pässe besetzen, oder die Wege unbrauchbar machen lassen, so ist es in beyden Fällen unmöglich durchzudringen. Als der Don Philipp im letzten Kriege von Nizza mit seinen Völkern nach Genua gehen wolte, muste er so nahe an der Küste marschiren, daß die englischen Schiffe es ihm an 50 Orten hätten unmöglich machen können. Der Fußsteig, welcher über die Felsen dicht

an der See hingehet, ist so schmal, daß sich kaum zwey Reuter begegnen können, und der Weg an sich selbst so steinigt, ungleich und gefährlich, daß die Cavallerie absitzen und ihre Pferde eines nach dem andern führen muste. Auf dem festen Lande stund damals der Baron Leutrum mit einem starken Corps Piemonteser, und hätte diese Pässe gar leicht besetzen, oder wenigstens ganz unbrauchbar machen können. Warum man diese Maaßregeln nicht ergrif, ist eben so schwer zu bestimmen, als warum man dem Fürsten von Monaco als einen französischen Unterthan, in Ansehung dieser Stadt Neutralität zustunde, da doch die Franzosen dieselbe als einen Erfrischungsplatz, oder als einen sichern Ort gebrauchten, wenn sie Hülfsvölker von Marseilles nach Genua schickten. So viel ist gewiß, daß die Folgen der grösten Bündnisse, oft durch Parteylichkeit und durch widrige und eigennützige Absichten gehemt werden. Die Stadt Monaco könte man von allen Anhöhen in der Nachbarschaft bestreichen, oder in wenig Stunden mit einer Bombardiergalliotte in die Asche legen.

Ich hatte das Glück, an eine genuesische Dame empfohlen zu seyn, die uns viele Freundschaft und Gefälligkeit erwies. Sie machte mich mit einem Abte bekant, der viel wußte, und angenehm im Umgange war. Er kannte mich schon dem Namen nach, und erbot sich, mich zu einigen der Vornehmsten in Genua, die seine Freunde waren,, zu führen. Die Dame ist so klug und wohl erzogen, als ich wenige angetroffen. Wir wohnten ihrer Gesellschaft (conuersazione) bey, welche stark besucht wurde. Sie setzte uns sehr zu, den Winter in Genua zu bleiben, und ich hätte mich leicht bereden lassen, wenn mich nicht zu wichtige Gründe genöthiget, Nizza vorzuziehen.

Die

Die wenigen Tage unsers Aufenthalts wandten wir an, die merkwürdigsten Kirchen und Palläste in Genua zu besuchen. In einigen Kirchen, insonderheit in der Anziata, traf ich zu sehr gehäufte Zierrathen, welche mehr Pracht als Geschmack verriethen, an. Es fehlte nicht an Mahlereyen überhaupt, aber wohl an Hauptbildern von grossen Meistern, ich hatte so viel von dem Ponte Carignano gehört, er that aber meiner Erwartung kein Genüge. Die Brücke verbindet zwey hohe Gegenden der Stadt, und die unten stehenden Häuser reichen mit ihren Dächern nicht bis an die Rundung der Bogen. Bey derselben stehet eine zierliche Kirche, von deren Thurme man eine herrliche und weite Aussicht über die See, die Stadt, und umliegende Gegend, die sich wie ein Land voll Lustwälder und Landhäuser darstelt, geniesset. Das einzige merkwürdige in der gothischen und finstern Cathedralkirche, besteht in der Capelle, worin die Gebeine Johannes des Täufers ruhen sollen, und darin deswegen beständig 30 silberne Lampen brennen. Ich wolte die Palläste Durazzo und Doria besehen, allein es erforderte mehr Mühe, die Erlaubnis zu erhalten, als ich Lust hatte, mir darum zu geben. Das Arsenal und einen Schiffsschnabel von einem alten Schiffe, welchen man bey Reinigung des Hafens gefunden, in Augenschein zu nehmen, beschloß ich bis auf meine Rückreise zu verschieben.

Nachdem ich mich mit Creditbriefen auf Florenz und nach Rom versehen hatte, miethete ich mein bisheriges Schiff aufs neue, um uns von hier bis Lerici zu bringen. Diese kleine Stadt liegt auf dem halben Wege bis Livorno, und Reisende, die den ganzen Weg nicht zur See machen wollen, steigen daselbst ans Land, und gehen mit der Post über Pisa nach Florenz. Man rechnet von hier bis Lerici 50 Meilen, die ich mit drey

Louisd'or bezalte, ob ich gleich eine Felucke um einen etwas geringern Preis hätte haben können. Wenn man zu Genua an dem Landungsplatze aus dem Schiffe steigt, wird man von den Schiffern, die Felucken vermiethen, eben so umzingelt, als in London zu Hungerfort-Stairs. Sie sind zu jeder Minute bereit, nach Lerici, Livorno, Nizza, Antiber, Marseilles und allen Orten an der genuesischen Küste zu fahren.

Wir hatten schönes Reisewetter, aber widrigen Wind, und musten uns also mit Rudern begnügen. Wir fuhren längst der Küste bey artigen Städten, Dörfern und einer Menge kleiner weissen Häuser, die zwischen Olivenwäldgen zerstreut lagen, vorbey. Sie sind meistens mit Sammet- und Damastmachern besetzt. Wie wir um das Cap Fino gelenkt hatten, kamen wir in eine Bay, worin Porto Fino, Lavagna und Sestri di Levante liegen. An dem letzten Orte nahmen wir unser Nachtlager. Der Gasthof war mittelmäßig, und über die Betten hatten wir auch nicht sehr Ursache zu klagen: aber bey der Hitze hatten wir einen unleidlichen Geruch von den Häuten frisch geschlachteter Thiere, die zum Troknen im Hofe aufgehangen waren. Unser Wirth war ein Schlächter, und hatte vollkommen das Ansehen eines Spitzbuben. Seine Frau war eine grosse Figur, die aussahe, als wenn sie beständig im Schlachthause steckte. An statt daß man uns freundlich hätte empfangen sollen, wurden wir ganz gleichgültig aufgenommen, und es schien, als wolte man uns zu verstehen geben, daß ihnen unsere Gesellschaft nicht sehr gefiele, und daß wir die Aufnahme blos dem Schifspatron ihrem Bekannten zu verdanken hätten. Mit einem Worte, wir hielten eine elende und schlecht zubereitete Abendmalzeit, brachten die Nacht sehr unangenehm zu, und musten des Morgens eine starke Rechnung bezalen,

ohne

ohne daß man uns einmal dankte. Ich war froh, daß ich noch mit ganzer Haut aus dem Hause kam.

Sestri di Levante hat zwar eine artige Lage an der See, aber den Fehler, daß es an einem bequemen Hafen mangelt. Die in dieser Bay gefangenen Fische, werden fast alle nach Genua gebracht, so wie auch das Oel, und die sogenanten Macaroni, welche man hier in grosser Menge verfertiget.

Den folgenden Tag fuhren wir bey einer ungemein unfruchtbaren Küste, die aus lauter senkrechten Felsen besteht, vorbey. Auf derselben sahen wir Bauerhäuser stehen, und an den Absätzen waren mit unglaublicher Arbeit Weinstöcke gepflanzt. Nachmittags fuhren wir bey Porto di Venere in die Bay, oder den Golfo di Spezia, oder Spezza, der bey den alten Portus Lunae hieß. An der Mündung der Bay liegt die Insel Palmaria, welche sie zu einem vortreflichen sichern Hafen macht, darin die Flotten aller christlichen Mächte Platz hätten. Die Einfahrt ist auf einer Seiten durch ein Fort, das über das elende Oertgen Porto di Venere liegt, bedeckt: und weiter hinein ist eine Batterie von 20 Canonen errichtet. Zur rechten Porto di Venere gegen über, steht auf einem Felsen ein Blockhaus in der See. Im Grunde der Bay liegt zur linken die Stadt Spezia, und zur rechten Lerici, das von einem schlechten Kastell vertheidiget wird. Die ganze Bay ist mit Gärten von Pomeranzen, und Oelbäumen besetzt, und macht einen vortreflichen Anblick. In Kriegszeiten wäre der Hafen eine bequeme Station vor die englische Flotte, da er in der Mitte zwischen Livorno und Genua liegt, und zwey Einfahrten hat, deren sich die Kreuzschiffe beym Ein- und Auslaufen bey allem Winde bedienen könten. Die Festungswerker würden dabey nicht viel Hinderniß verursachen.

Die Bewirthung im Posthause zu Lerici war erbärmlich. Das Abendessen konte man fast nicht genießen. Der Platz, wo ich liegen solte, war so enge und ängstlich, daß ich darin nicht Luft schöpfen konte, sondern die ganze Nacht im Vorzimmer auf vier Stühlen zubrachte, und auf einem ledernen Mantelsack statt des Kopfküssens lag. Die Rechnung betrug fast einen Louis-d'or. Eine so elende Bewirthung ist um so weniger zu verzeihen, da der Wirth wegen der starken Durchreise vieler Leute, die aus Italien zurückkommen, oder erst hingehen, unaufhörlich Nahrung hat.

Ich hätte etwas ersparen können, wenn ich meine Reise nach Livorno gerades Weges zu Wasser fortgesetzt hätte: allein wir waren alle der Seereise herzlich satt. Wir wählten also mit der Post nach Florenz über Pisa, welches 7 Posten von hier liegt, zu gehen. Wer keinen eigenen Wagen hat, muß entweder eine Chaise auf den ganzen Weg miethen, oder mit der Cambiatura reisen, welches so viel heißt, als auf jeder Station eine neue Chaise, wie es in England gewöhnlich ist, miethen. Hiemit ist aber die grosse Unbequemlichkeit verknüpfet, daß man jedesmal seine Koffer umpacken muß. Die Chaisen oder Calesse sind hier zu Lande ein schlechtes Fuhrwerk mit zwey Rädern, das übel gebauet, sehr unbequem, und enge ist, dabey armselig aussieht, und beinahe den leichten Kariolen mit einem Pferde in England gleichen. Für dieses Fuhrwerk nebst 2 Pferden, zalt man auf jeder Station 8 Paoli, oder 4 Schillingsterlinge und dem Postilion 2 Paoli Trinkgeld. Auf die Art kosten allemal 8 Meilen 5 Schillinge, hingegen wenn man seinen eigenen Wagen hat, nur 4, weil man alsdann das Pferd nur mit 3 Paoli bezalt.

Drey Meilen hinter Lerici fuhren wir über den Fluß Magra, der fast ganz ausgetrocknet, und nur ein Bach zu seyn schien: und kamen eine halbe Meile weiter nach Sarzana einer Postwechselung, und dem letzten genuesischen Grenzstädtgen. Darauf ging der Weg durch die Fürstenthümer Massa und Carrara, die dem Herzog von Modena gehören, über Lavenza, einer verfallenen Stadt mit einer kleinen Besatzung, nach Massa, einem artigen kleinen Orte, wo sich die alte Herzogin von Modena aufhält. Wir speiseten daselbst in aller Eil, konten aber doch vor Einbruch der Nacht nicht über den Cerchio einen kleinen Fluß unweit Pisa kommen, wo wir endlich Abends um 8 Uhr anlangten.

Das Land von Sarzona bis an die Grenze des Fürstenthums Toscana ist eine schmale Ebne, die an der einen Seite die See und an der andern die Apenninischen Gebürge hat. Es ist wol angebauet, hat Wiesen, Kornfelder, und viel Oelbäume! Die Ländereyen sind meistens eingeschlossen, und die Bäume, daraus die Hecken bestehen, dienen zugleich zu Weinstöcken, daran der Wein befestigt, und von einem Baum zum andern gezogen wird. Auf dem Toscanischen Boden reiseten wir durch einen ansehnlichen und sehr weitläuftigen Eichenwald, der uns gewiß noch weit schöner geschienen, wenn wir uns nicht im finstern für Strassenräuber gefürchtet hätten. Die letzte Post, ohne eine auf unserer heutigen Tagereise, war zu Spiritu Santo einem kleinen Seehafen am mittelländischen Meere. Die Wege waren nicht sonderlich, und die Wirthshäuser erbärmlich. Deswegen freuete ich mich sehr auf den guten Gasthof in Pisa, und auf eine bequeme Nachtruhe: worin mein Wunsch auch befriedigt wurde. Und ihnen wünsche ich dasselbe, der ich mit aller Aufrichtigkeit bin

der Ihrige.

Sieben und zwanzigster Brief.

Nizza,
den 25. Jenner 1765.

Mein Herr!

Pisa ist eine feine und zugleich sehr alte Stadt, die man mit eben so ehrfurchtsvollen Augen ansieht, als einen alten Tempel, an dem man die Spuren des Verfals bemerkt, ohne daß er ganz über den Haufen liegt. Sie hat wohl gebauete Häuser, breite, gerade und gut gepflasterte Strassen, mit allem angefülte Kramläden, und reichlich versehene Märkte. Man trift einige zierliche Palläste darin an, zumal den großherzoglichen, vor welchem die marmorne Statue von Ferdinando III steht. Die Kirchen sind von richtigem Geschmack, und ganz gut ausgeziert. Der Fluß Arno fließt mitten durch die Stadt, und hat zu beyden Seiten einen steinernen Damm. Es gehen drey Brücken über denselben, davon die mittelste von Marmor, und sehr wohl angelegt ist. Die Anzal der Einwohner beläuft sich nicht hoch: Allein dieser Umstand giebt der Stadt eine Art von majestätischer Einsamkeit, die einem Manne, von ernsthafter Denkungsart nicht mißfält. Ich für meine Person kan das Getümmel einer volkreichen Handelsstadt nicht ausstehen, und daher würde die einsame Stille, welche in Pisa herrscht, ein starker Bewegungsgrund für mich seyn, es zu meinem Wohnplatz zu wählen. Dies solte aber nicht der einzige Antrieb seyn: denn man findet nicht nur guten Umgang hieselbst, sondern auch Leute von Geschmack und Gelehrsamkeit. Man hält die Einwohner überhaupt für gefällig und höflich: und der Ort ist mit allen Lebensmitteln

mitteln reichlich und um einen billigen Preis versehen. In den Gegenden der Stadt, die am wenigsten bewohnt sind, kan man ein Haus für 30 Kronen auf ein ganzes Jahr miethen. Aber im Mittelpuncte der Stadt muß man für ein meublirtes Quartier täglich einen Speciesthaler bezalen. Im Sommer hält man die hiesige Luft nicht für gesund, weil in der Nachbarschaft viel stehende Wasser sind, die böse Ausdünstungen verursachen. Die Stadt liegt in einem niedrigen, sumpfigten und ebenen Grunde, doch sind viele Sümpfe durch den neuen Kanal, der von hier nach Livorno gezogen worden, ausgetrocknet. Der Arno ist für Schiffe, die nur einigermassen beladen sind, zu leichte. Die hohe Schule ist ganz in Verfall gerathen. Der großherzogliche Galeeren-Bau, giebt der Stadt noch einiges Leben, sonst wird keine Handlung darinnen getrieben. Die Einwohner leben von dem Korn, Wein, und Vieh, das ihr Land hervor bringt. Sie bekommen durch eine Wasserleitung, die aus beynahe 5000 Bogen besteht, und an 5 Meilen bis an die Berge geführt ist, das herrlichste Trinkwasser. Herzog Cosmus fing solche an, und Ferdinand I brachte sie zu Stande. Diese ansehnliche Stadt, welche vormals das Haupt einer mächtigen und durch den Handel blühenden Republik war, und über 150000 Menschen in ihren Mauren nährte, ist anjetzo so entblößt von Einwohnern, daß das Gras in den Strassen wächset, und kaum 16000 Seelen gezälet werden.

Sie können sich leicht vorstellen, daß ich nicht ermangele, den berühmten hangenden Thurm zu besehen. Er hat die Gestalt eines Cylinders und besteht aus acht Stockwerken, deren jedes mit Säulen, die eine über die andere stehen, geziert ist. Er steht bey der Domkirche, und weicht so viel auf eine Seite von der senkrechten Linie ab, daß wenn man von der Höhe, die

180 Fuß beträgt, eine Schnur mit einem Gewichte herabläßt, der Abstand von der Grundlinie 16 Fuß ausmacht. Ich kan mir nicht vorstellen, daß dieser Hang einer andern Ursache, als daß der Grund zufälligerweise auf einer Seite gesunken, zuzuschreiben sey: obgleich einige Kenner sich alle Mühe gegeben, zu beweisen, daß der Baumeister ihn mit Fleiß so gebauet habe. Man muß keine Augen haben, wenn man nicht gewahr wird, daß die Pfeiler der einen Seite, und zumal die Schwelle an der Eingangsthüre sehr gesunken sind. Mich dünkt, es wäre eine sehr verkehrte Ruhmbegierde, wenn ein Baumeister seine Geschicklichkeit darin zeigen wolte, daß er einen Thurm bauen könne, der weit von der senkrechten Linie abweicht. Dies kan ein jeder Maurer nachmachen. Wäre das die wirkliche Absicht gewesen, so hätte man die Pilaster an der Seite niedriger machen und ganz hinsetzen müssen, anstatt daß man jetzo gemerkt, daß sie in die Erde gesunken sind. Man findet mehr schiefe Thürme in Italien, einen zu Bologna, den andern zu Venedig, den dritten zwischen Venedig und Ferrara, und den vierten zu Ravenna, und bey allen wird zur Ursache angegeben, daß der Grund gewichen sey.

Die Domkirche ist ein weitläuftiges gothisches Gebäude, mit vielen Pfeiler von Porphyr, Granit, Jaspis, und Verde antico, und hat gute Gemälde, und Statuen: das merkwürdigste in derselben besteht in den Thüren von Bronze. Sie sind in verschiedene Fächer abgetheilt, worin der Künstler Johann von Bologna, die Geschichte des alten und neuen Testamentes vorgestellet hat. Die Arbeit gefiel mir dergestalt, daß ich sie einen ganzen Tag hätte betrachten mögen. Das Battisterio oder die Taufcapelle, steht vor der vördern Seite der Kirche und hat schöne Marmorarbeit, insonder-

derheit an dem Taufstein, und an einem Pulte, das von einigen Thieren getragen wird.

Zwischen diesem Gebäude und der Kirche etwa 100 Schritte seitwärts liegt der berühmte Begräbnisplatz, welcher Campo santo oder das heilige Feld heißt, weil er mit Erde, die man aus Jerusalem geholt, bedeckt ist. Der Platz besteht aus einem länglichten Vierecke, der mit einer hohen Mauer umgeben und stets verschlossen ist. Inwendig geht an allen Seiten ein bedeckter Gang herum, der einem nachdenkenden Philosophen zu einem ernsthaften Spaziergang dienen könte. Er ist mit platten Grabsteinen gepflastert: und die Wände von Ghiotto, Giottino, Stephano Benotti, Bussalmaco, und andern Meistern, die nicht lange nach Wiederherstellung der Künste lebten, auf nassen Kalk gemalt. Die Vorstellungen sind meist aus der Bibel genommen. Die Manier ist zwar trocken, die Zeichnung steif, die Bekleidung nicht gut, und die Farbengebung unnatürlich: die Bilder haben aber doch einigen Verdienst, in Ansehung des Ausdrucks, und bleiben allemal ein merkwürdiges Andenken, wie die Künstler sich bemüht, nachdem die Malerey einmal aus dem Schlaf erwacht war, der Volkommenheit immer näher zu kommen. Man sieht hier ferner einige artige perspectivische Kunststücke, die das Auge vergnügen: Zum Exempel einige Figuren von Thieren, die allemal dieselbe Stellung behalten, man mag sie ansehen, von welcher Seite man will. Auf der einen Ecke des Begräbnisplatzes liegt eine besondere Erde, welche die Körper in 9 Tagen bis auf die Knochen verzehrt, und vermuthlich aus nichts anders, als aus einer Erde, die mit lebendigem Kalk vermischt ist, besteht. In dem einen Winkel des Ganges ist auf einem Gemälde an drey Körpern gezeigt, wie sie stuffenweise von dieser Masse verzehrt werden.

In

In den ersten drey Tagen lauft der Körper auf, und die ganze Gestalt wird durch das Schwellen so unschicklich und scheuslich, daß man es nicht ohne Schauer ansehen kan. Nach 6 Tagen ist die Geschwulst gefallen, und das Fleisch hängt ganz abgelöset an den Knochen, und am 9ten Tag bleibt nichts als das Gerippe übrig. An der einen Seite des Platzes steht eine kleine, aber sehr zierliche Kapelle mit verschiedenen Grabmälern, auf deren einem Buonarotti ein treffliches Brustbild verfertiget hat: und an der andern liegen eine Anzal alter Römischer Särge von Stein, die zum Theil an den Seiten und auf dem Deckel mit künstlicher erhabener Arbeit geziert sind. Die Jagd des Meleagers wird vorzüglich bewundert: mir aber gefiel die liegende Figur einer todten Frau am besten, die so meisterhaft mit einem so dünnen Gewand bedecket war, daß man alle Biegungen des Körpers, und Ründungen der Muskeln darunter bemerkte. Es sahe einem Tuche von angefeuchteter Leinwand ähnlicher als einem Stein.

Ich miethete für 4 Ducaten einen Wagen, der auf eine Rückfuhre lauerte, von Pisa auf Florenz. Der Weg ist sehr gut, und geht immer an der Seite des Arno hin. Wir hatten eine angenehme Gegend, und eine beständige Abwechselung von Hügeln und Thälern, von Holz und Wasser, von Wiesen und Kornfeldern, die meistens eingezäumt sind, wie bey uns die Ländereyen in der Grafschaft Midlesex und Hampshire: jedoch mit dem Unterschiede, daß hier an den Bäumen Weinstöcke gezogen werden. Die schwarzen und weissen Trauben hängen in grosser Menge von den Zweigen herab, und machen einen reizenden mahlerischen Anblick. Der Wein wird hier nicht reihenweise und an Stöcken gepflanzt, wie in Frankreich und der Grafschaft Nizza, sondern sie schlängeln sich an lebendige Hecken von Bäumen hinan, und be-

bedecken dieselben gänzlich mit ihren Blättern und Früchten. Die Ranken des Weins werden von einem Baum zum andern geleitet, und geben schöne Festons von Blättern und vollen Trauben, die einen Fuß lang sind. Bey einer solchen Wirthschaft behalten sie das eingezäumte Feld zum Kornban, Wiesen und andern Bedürfnissen. Die Bäume, welche man hauptsächlich dazu nimt, sind Ahorn, Buchen und Ellern. Von der letztern Gattung Bäume trift man an den Ufern des Arno eine grosse Menge an. Dieser Fluß ist zwar in Betracht des Wassers nicht ansehnlich, er würde aber ein angenehmer Strom seyn, wenn er an statt des trüben und schlammigten, klares und durchsichtiges Wasser führte. Etwa 10 bis 12 Meilen unter Florenz liegen in seiner Nachbarschaft Marmorbrüche. Man schaft die Steine in kleinen Fahrzeugen fort, wenn das Wasser nach heftigem Platzregen anläuft, oder wegen des Schnees auf den Apenninischen Bergen Umbria, wo der Arno entspringt, hinlängliche Tiefe hat.

Florenz ist eine ansehnliche Stadt, die alle Zeichen einer ehemaligen prächtigen Residenz, als grosse Plätze, Palläste, Springbrunnen, Brücken, Statuen und Arcaden hat. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß die hiesigen Kirchen ungemein prächtig, und sowol mit Pfeilern von orientalischem Granit, Porphyr, Jaspis, verde antico, und andern kostbaren Steinen, als mit herrlichen Malereyen von den besten Meistern geziert sind. Einigen fehlt es an einer Facade, aus Mangel an dem benöthigten den Bau auszuführen. Sie werden von selbst glauben, daß ich nicht unterlassen, die berühmte Gallerie von Alterthümern, die Kapelle des heiligen Laurentius, den Pallast Riddi, die Kathedralkirche, das Battisserio, die Dreyfaltigkeitsbrücke nebst den Statuen, den Triumphbogen, und überhaupt das

merk-

merkwürdigste dieser Stadt in Augenschein zu nehmen. Da aber alles dieses in 20 Reisebeschreibungen umständlich beschrieben ist, so will ich sie mit der Wiederholung bekanter Dinge nicht aufhalten.

Der Theil von Florenz, welcher zu beyden Seiten des Flusses steht, giebt der Stadt ein zierliches Ansehen, wozu die 4 Brücken über denselben, und die zwischen ihnen liegenden hoch aufgeführten Strassen viel beytragen. Ich kehrte bey der Wittwe Vanini einer Engländerin, in einem Hause, das eine trefliche Lage hat, ein, und fand eine sehr gefällige Wirthin an ihr, die Zimmer waren bequem, und die Bewirthung gut und billig. Es giebt viel wohlhabende und gut gesittete Einwohner in Florenz. Sie bemühen sich eine gewisse Lebhaftigkeit in ihrem Umgange, in der Kleidung und Equipage zu zeigen. Gegen Fremde sehen sie sehr auf ihren Rang, und machen viel Schwürigkeiten, ehe sie auswärtiges Frauenzimmer, die nicht ihren Adel beweisen kan, in öffentliche Gesellschaften zulassen. Diesen Zwang muß man einigermassen bey Leuten, die von den Gebräuchen der Ausländer nichts verstehen, entschuldigen, und die auf der andern Seite wissen, daß in ihrem Lande jedermann, der nur von einiger Familie ist, wenn es gleich sonst nichts mit ihm zu bedeuten hat, den Titel eines Prinzen, Grafen, oder Marquis erbt oder sich anmaßt.

Ihres Stolzes ungeachtet, giebt es aber doch in Florenz Adeliche, die sich so weit herunter lassen, daß sie mit kleinen Kaufleuten in Gesellschaft treten, und den Wein bey Kleinigkeiten verkaufen. Es ist eine bekante Sache, daß man bey den Palläſten und grösten Häusern in Florenz ein kleines Fenster auf der Gasse mit einem eisernen Griff zum anklopfen sieht, und darüber hängt eine ledige Flasche, zum Zeichen, daß man dahin

hin schicken und eine Flasche Wein holen lassen kan. Man klopft nur an, so macht ein Bedienter das Fenster auf, giebt den verlangten Wein, und läßt sich wie ein jeder Küper, in einem Weinkeller dafür bezalen. Es ist sonderbar, daß man es nicht vor widersinnig hält, wenn ein Edelmann ein Pfund Feigen oder eine Elle seidnes Band verkauft, oder Geld für eine Flasche sauren Wein nimt, und gleichwol glaubt, er mache seine Tochter unehrlich, wenn er sie an einem Manne, der sich durch seine Wissenschaften berühmt gemacht, verheyrathet.

Die Stadt Florenz ist zwar ziemlich bevölkert, es scheint mir aber daß die Einwohner wenig Gewerbe treiben: sie schmeicheln sich mit der angenehmen Hofnung daß sie von dem Aufenthalte eines österreichischen Erzherzoges, für den man bereits den Pallast Pitti zurecht macht, grossen Vortheil ziehen werden. Ich kan nicht sagen, wie hoch die Einkünfte von dem Grosherzogthum Toscana steigen, seitdem es in den Händen des Hauses Lothringen ist: aber unter den letzten Grosherzogen aus dem Hause Medicis, sollen sie sich auf 2 Millionen Kronen, oder 500000 Pfund Sterlinge belaufen haben. Diese werden auf verschied ene Arten erhoben, als durch eine schwere Auflage auf Ländereyen und Häuser, durch einen Antheil an der Mitgabe von den Jungfern, und an allen Processen, durch Abgaben von Waaren, durch eine scharfe Accise auf die nothwendigen Lebensmittel, und alle Eßwaren, welche in die Stadt gebracht werden. Wenn man den Nachrichten des Geschichtschreibers Leti Glauben beymessen soll; so war der Grosherzog damals im Stande 40000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferde zu halten, und 12 Galeeren, zwey Galeassen, und 20 Kriegsschiffe in See zu schicken. Ich zweifle, ob Toscana gegenwärtig die Hälfte dieser Macht zu stellen im Stande wäre. Die jetzige Seemacht des Kaisers be-

besteht aus einigen wenigen Fregatten, welche ein Engländer, Nahmens Acton, der ehemals Capitain eines unserer ostindischen Compagnieschiffe war, commandirt. Er hat vor einiger Zeit die Catholische Religion angenommen, und ist zum Admiral von Toscana erhoben worden.

Zur Unterhaltung der Vornehmen wurde eine gute Oper in Florenz gespielt. Man schien aber nicht sehr aufmerksam auf die Musik zu seyn. Italien ist unstreitig das Vaterland dieser Kunst. Ich merke aber nicht, daß die Leute überhaupt eine stärkere Neigung, oder ein besseres Gehör als ihre Nachbarn in Ansehung derselben hätten. Für die Bürger und gemeinen Leute wird eine elende Comödie gespielt, woran aber sämtliche Einwohner von allen Ständen Geschmack finden, das ist der Zeitvertreib von ihren Kirchengebräuchen. Ich hatte Gelegenheit, eine Procession mit anzusehen, welcher der ganze Adel in Kutschen beywohnte, und die längste Gasse, il Corso genant, von einem Ende bis zum andern anfülte. Sie wurde zum Gedächtniß einer milden Stiftung, wodurch jährlich eine gewisse Anzal armer Mädgen ausgestattet wurden, gehalten. Gegen 200 derselben gingen paarweise in violetten Mänteln, mit weissen Schleyern auf den Köpfen, und machten ein feines Ansehen. Vorher und hinten nach kam eine Anzal bußfertiger Sünder in Säcken gehüllt, und mit Wachskerzen in der Hand, und einige Mönche, die Krucifixe trugen heulten eine Litaney dazu. Das Hauptsächlichste von allen war ein Marienbild in Lebensgrösse, das in einer goldnen Einfassung stand, in reichem Stoffe und einem weiten Reiffenrocke gekleidet, mit unächten Juwelen behangen, geschmückt, mit Schönpflaster belegt, und nach der neuesten Mode frisirt war. Für das Bild unsers Heilandes am Kreutze bezeugte man keine son-

der-

liche Hochachtung, als aber die Mutter Maria von vieren handfesten Mönchen getragen, erschien, fiel alles Volk in den Koth auf die Knie. Diese ausserordentliche Verehrung hat ohne Zweifel ehemals in Frankreich ihren Ursprung genommen, dessen Einwohner sich jederzeit beflissen gegen das schöne Geschlecht ausserordentlich höflich zu seyn.

Bey allen den theatralischen Aufzügen, der catholischen Religion habe ich mir bemerkt, daß das Herz der Zuschauer würklich gerührt worden, oder in eine Art von Entzückung dabey gerathen. Die bußfertigen Sünder, welche sich in der Marterwoche geisseln, sind gemeiniglich Bauern, oder Leute, die man für Geld dazu gedungen hat. Die Weibsbilder, welche bey dieser Gelegenheit ihren Eifer zeigen wollen, wissen schon Mittel ihren Rücken für grosse Schmerzen durch Schnürbrüste, oder ausgestopfte Kleider zu bewahren. Diese Weibsbilder bestehen aus gewissen geschlossenen Gesellschaften, die sich unter dem Schutze eines Heiligen begeben. An Processionstagen erscheinen sie in bußfertiger Kleidung, mit Masken, und sind an den Kreuzen auf ihren Kleidern zu erkennen. Fast alle Frauenspersonen, hohen und niedrigen Standes gehören zu einer oder der andern von diesen Gesellschaften, die man mit den Freymäurern, den Gregoriusbrüdern, oder unsrer antigallicanischen Gesellschaft vergleichen könte.

Vor dem einen Thore von Florenz steht ein Triumphbogen, der bey dem öffentlichen Einzuge des jetzigen KayserS, als er Toscana erhalten hatte, errichtet worden. Dahin begiebt der Adel sich im Sommer alle Abend in Kutschen, um frische Luft zu schöpfen. Ein jeder Wagen hält still, und macht gleichsam eine besondre kleine Gesellschaft aus: die Damen sitzen darinn,

und die Liebhaber oder Cicisbern stehen auf dem Fußtritt an jeder Seite, und unterhalten das Frauenzimmer. Es würde eine spaßhafte Untersuchung abgeben, wenn man bis auf den Ursprung dieser Galanterie zurückgehen, und sie in ihrem Fortgange bis auf den heutigen Tag verfolgen wolte. Man pflegte die Italiäner sonst der Eifersucht zu beschuldigen, um diesen Vorwurf zu vermeiden, sind sie auf der andern Seite auf Abwege gerathen. Viele glauben, daß die Gewohnheit Cicisbern anzunehmen daher aufgekommen, weil man das Aussterben der Familien, welches bey Heyrathen aus Eigennutz und ohne die geringste Neigung beyder Parteyen oft zu befürchten war, dadurch vermeiden wolte. In wie weit diese politischen Absichten die Oberhand über die eifersüchtige und rachgierige Gemüthsart der Italiäner behalten, will ich nicht ausmachen; inzwischen ist so viel gewiß, daß eine jede verheyrathete Dame in diesem Lande ihren Cicisbro, oder Servente hat, der sie allenthalben und bey aller Gelegenheit begleitet: und diese Freyheit müssen die Männer sich gefallen lassen, wenn sie sich dem algemeinen Tadel nicht unterwerfen, und lächerlich machen wollen. Ich für meinen Theil möchte lieber lebenslang auf die Galeeren verdamt seyn, als das Amt eines Cicisbro verwalten, und mich dem unausstehlichen Eigensinn, und der gefährlichen Rachsucht vieler italiänischen Weiber unterwerfen. Ich will den Character der Nation nicht nach meinen eigenen Anmerkungen beurtheilen; wenn aber die Bilder, die uns Goldoni in seinen Lustspielen macht, in der Natur gegründet sind: so müssen die Italiänerinnen sehr hochmüthig, eigensinnig, und rachsüchtig seyn. Ihre Rache ist so grausam, so unversöhnlich, und mit so vieler Treulosigkeit vermischt, daß ihr Character sich nicht einmal für die Comödie schickt, als welche vielmehr die Thorheiten der Menschen lächerlich machen,

und

und nicht solche schwarze Laster auf die Bühne bringen soll.

Sie haben oft gehört, daß man die Reinigkeit des Italiänischen in Toscana, und die beste Aussprache in Rom suchen müsse: nach dem Sprichworte: la lingua Toscana in bocca Romana. Die Aussprache der Florentiner ist sehr unangenehm, weil sie alles aus der Kehle reden. Sie sprechen das c und g aus, als wenn ein h dabey stünde, welches einem englischen Ohr sehr unangenehm klingt, und härter ist als das r im Spanischen. Wenn sie reden, so klingt es als wenn sie keinen Gaumen hätten. Wie ich die erste Mannsperson in Pisa reden hörte, so glaubte ich, sie hätte durch Ausschweifungen den Gaumen verlohren.

Unter das sonderbare, das ich in Italien angetroffen, rechne ich die Improvisatori. Man belegt mit diesem Namen eine gewisse Art von Leuten, welche die Geschicklichkeit besitzen, aus dem Stegereif Verse über einen Gegenstand, den man ihnen vorschreibt, zu machen. Mein Wirth Corvasi hat einen Sohn, der ein Franciscaner ist, und viel Fertigkeit darin beweiset. Man legt ihm eine Materie vor, sein Bruder giebt auf der Violin den Ton dazu an, und er singt im Recitativenstyl Verse, die sehr fliessend und richtig sind. Er braucht kaum ein paar Minuten sich zu besinnen, so fängt er an, 2 bis 300 Verse, die wol gemacht, und zur Musik passend sind, herzu sagen, und artige Complimente an die Gesellschaft hinein zu mischen. Die Italiäner sind solche Liebhaber von der Dichtkunst, daß viele ganze Stücken aus dem Ariost, Tasso und Petrarch auswendig wissen: dieses sind die Hauptquellen, woraus die Improvisatori, ihre Reime, Wendungen und Cadenzen nehmen. Damit sie aber nicht glauben, daß ich das Ende dieses Briefes nicht finden kan,

so will ich mit der Ihnen längst bekanten Versicherung schliessen, daß ich bin

der Ihrige.

Acht und zwanzigster Brief.

Nizza, d. 5. Febr. 1765.

Mein Herr!

Ihr angenehmer Brief vom 5ten des vorigen Monats war mir ein sehr werthes Geschenck: allein ich muß Ihnen sagen, daß ihr Verdacht ungegründet ist. Ich versichre sie bey meiner Ehre, daß ich keinen Antheil an öffentlichen Streitigkeiten nehme: und nichts von englischen Staatsneuigkeiten erfahre, als was ich zufällig in den Londner Zeitungen, die mir unser Consul in Villa franca mittheilet, lese. Sie verlangen, daß ich von dem, was ich in Florenz merkwürdiges gesehen, Ihnen mehr Nachrichten mittheilen soll, und ich will mich bemühen Ihrem Befehl nachzukommen.

Die berühmte Gallerie von Alterthümern macht den dritten Stock eines steinern Gebäudes aus, dem man die Form eines Griechischen Π gegeben. Die Querseite liegt am Arno, und der eine Arm stößt an den herzoglichen Pallast, worin Gericht gehalten wird. Da die Grosherzoge schon seit ein paar Jahrhunderten in dem Pallast Pitti, der jenseit des Arno eine Meile von diesem liegt, wohnen, so hat der Baumeister Vasari, als er das neue Gebäude anlegte, zugleich auch einen bedeckten Gang oder eine Gallerie von dem Pallast Pitti über eine der Brücken bis an diese Gallerie von Alterthümern geführt, damit die Grosherzoge, wenn

wenn sie Lust fanden, die Merkwürdigkeiten derselben in Augenschein zu nehmen, oder den Gerichtssitzungen beyzuwohnen, ungesehen von ihrer Wohnung hieher kommen konten. An der Anlage und Ausführung des Ganges, ist nichts ausserordentliches zu bemerken.

Wenn ich beständig in Florenz wohnte, so würde ich etwas gewisses für die Erlaubniß, täglich auf die Gallerie zu gehen, geben: und mehr Vergnügen darin als in dem Lycäum und allen Spatziergängen und Gallerien der alten Philosophen zu Rom und Athen finden. Ich würde die Statuen und Brustbilder, welche zu beyden Seiten aufgestelt sind, betrachten, und mich mit den Gesichtszügen so vieler berühmten Personen, aus dem Alterthum von beyderley Geschlecht bekant machen, und aus ihren Mienen ihre Charaktere zu beurtheilen suchen. Diese Samlung kan zu einer schönen Erläuterung der römischen Geschichtschreiber, besonders des Suetonius und Dio Cassius dienen. Bey den Köpfen des Caracalla, die ich so wohl hier als nachgehends in Rom sahe, machte mich einerley Umstand aufmerksam: ich bemerkte nemlich in seinen Augen ein gewisses wildes Wesen, welches sich zu den andern sanften Zügen nicht schickte, hingegen sehr wol mit dem Beynamen Caracuyl, welchen ihm die alten Schottländer beylegten, übereinstimt. Noch heutigestages bedeutet Caracuyl in der Sprache der Schotten so viel als cruel ege, ein grausames Auge, und der scharfsinnige Herausgeber des Gedichts Fingal schließt daraus, daß Caracalla nichts anders ist als das alte celtische Wort, dem die Römer nur eine lateinische Endigung gegeben. Allein es ist viel glaubwürdiger, daß der Kayser diesen Namen von einer gallischen Kleidung, Caracalla genant, welche er beständig zu tragen pflegte, erhalten. Das Caracuyl im Schottischen ist eben so viel als der griechische Aus-

druck ὑπόδρα ἰδών, welches Homer seinen Helden, wenn sie sich zanken, so oft beylegt.

Das Basrelief von dem Bacchusfest, gefält mir hauptsächlich wegen der Gewänder. Der durch die Bewegung verursachte Wind scheint sie von dem Leibe, den sie bedecken, zu erheben. Es ist noch eine Bacchantin hier, in einer Stellung als wenn sie tanzte, sie ist mit Epheu gekrönt, und hält in der rechten Weintrauben, und in der linken den Bacchantenstab. Der Kopf von der berühmten Flore ist sehr schön, hingegen that das Gruppo des Cupido und der Psyche meiner Erwartung kein Genüge.

Unter allen marmornen Statuen, die in der ofnen Gallerie stehen, gefielen mir folgende am meisten. Die Leda mit dem Schwan, obgleich der Jupiter in dieser Verwandlung mehr einer Gans ähnlich sieht. Das zahme Wesen des Thiers ist vortreflich ausgedrückt; insonderheit hat der Meister aber seine Kunst an der einen Hand bewiesen, die zum Theil unter den Federn verborgen ist, diese aber sind so leicht gemacht, daß die Finger durchscheinen. Die Statue eines Jünglings, der für den Ganimedes ausgegeben wird, vergleichen einige Kenner mit der berühmten Venus, und so viel ich urtheilen kan, nicht ohne Grund. Sie ist aber mehr nach der Kunst als rührend, und wird den Kenner mehr als den gemeinen Zuschauer vergnügen. Ich weiß nicht ob es daher komt, weil ich mit der Arzneykunst in so genauer Verbindung stehe, wenigstens gefält mir der Aesculap mit seinem ehrwürdigen Bart von vortreflicher Kunst ausserordentlich. Er hat über Lebensgrösse, ist in einem Mantel eingehüllt, und ruhet mit dem linken Arm auf einen knotigten Stab, um den eine Schlange gewunden ist: nach den Worten des Ovids.

Hunc

Hunc modo serpentem, baculum qui nexibus ambit
Perspice. — —

In der Hand hat er Kräuter, und an den Füssen Schuhe (crepidæ).

Man sieht ferner auf einer Seite der Gallerie ein wildes Schwein liegen, das ich als ein Meisterstück bewundere. Das fürchterliche Ansehen desselben, macht mit der natürlichen und faulen Lage einen artigen Contrast. Wenn ich ein lebendiges wildes Schwein so liegen sähe, so würde ich Lust bekommen, seine Borsten zu streicheln. Das Brustbild des Antinous, eines Lieblings vom Kayser Adrian, und ein Kopf von Alexander dem Grossen, aus dessen Miene Angst und Schmerz blickt, sind sehr schön. Die Kenner sind nicht einig, warum er hier ein so ängstliches Ansehen hat: ob es diesen Helden, wie er nach den Vorfall bey Opidrace so viel Blut verloren, oder als er nach dem Bade im Flusse Cydnus das hitzige Fieber bekam, vorstellen soll. Einige wollen gar, daß es so viel anzeiget, als wenn er sich bey dem Jupiter über seinen Vater beschwerte, daß er nur eine Welt zu erobern fände. Der knieende Narcissus ist eine herrliche Statue, an welcher der Ausdruck vortreflich ist. Die beyden Statuen des Bacchus sind wol gearbeitet, ich muß aber zu meiner Schande gestehen daß ich den neuern, welchen Michael Angelo Buonarotti verfertigt, dem alten vorziehe. Es wird von demselben eine Ihnen vielleicht schon bekante Geschichte erzält. Verschiedne, die sich vor Kenner ausgaben, hatten dem Künstler den Vorwurf gemacht, er wisse die Anticken nicht nachzuahmen: um diesen einen Streich zu spielen, verfertigte Buonarotti gegenwärtigen Bacchus, und nachdem er ihn den einen Arm, welchen er zum Beweise aufhub, abgebrochen, ließ er ihn an einem Orte, wo bald ge-

graben werden solte, einscharren: Wie man die Statue fand, wurde sie von den Kennern durchgängig für eine schöne Anticke gehalten, bis Buonarotti mit seinem Arm hervorkam, und sich sein Werck anmaßte. Herr Bianchi, der Aufseher dieser Samlung, hält es für eine Fabel: sagt aber Vasari erzäle eine ähnliche Geschichte von einem kleinen Kinde des Buonarotti, welches nach Rom gebracht und vergraben wurde. Nach einiger Zeit fand man es unter der Erde, hielte es für wirklich Antick und verkaufte es für eine grosse Summe Geldes. Der Morpheus zog meine Augen gleichfals auf sich. Er ist von schwarzen Paragone, oder Probierstein und vom Addison weitläuftig beschrieben. So viel Geschmack dieser Schriftsteller sonst hatte, so muß ich doch bey dieser Gelegenheit erinnern, daß Herr Bianchi viel grobe Fehler in seiner Nachricht von dieser Gallerie gefunden hat.

Aber was soll ich Ihnen von der weltberühmten Venus Pontia, insgemein die mediceische Venus genant, welche zu Tivoli gefunden, und hieher in ein besonders Zimmer, das die Tribuna heißt, gesetzt worden, sagen? Ich glaube es wäre am besten davon zu schweigen, oder meine rechte Meinung, die man für lächerlich und sonderbar halten würde, nicht zu entdecken. Es muß vermuthlich vom Mangel des richtigen Geschmacks herrühren, daß ich nicht in die ausschweifende Bewundrung gerathen bin, die andre bey Betrachtung dieser Statue begeistert. Sie steht in eben so grossem Ruf als ehemals der Cupido des Praxiteles, welcher eine Menge von Fremden nach der kleinen Stadt Thespiä zog. Mir kommen die Gesichtszüge der Venus nicht so ausserordentlich schön, und hingegen die Stellung etwas gezwungen und nicht vielbedeutend vor.

Man kan nicht sagen, daß die Alten andre Begriffe von der Schönheit gehabt, als wir: das beweisen

sen die Münzen, die Köpfe und viele Stellen aus ihren Büchern. Die Glieder an der Venus haben eine schöne Form, sind richtig und nach den genauesten Regeln des Ebenmasses und des Verhältnisses gezeichnet: insonderheit sind die Hintertheile so meisterhaft gemacht, daß sie auch dem gleichgültigsten Zuschauer gefallen müssen. Man solte glauben daß es die cnidische Venus des Praxiteles sey, die Lucian so wollüstig beschreibt: Hercle quanta dorsi concinnitas! ut exuberantes lumbi amplexantes manus implent! quam scitæ circumductæ clunium pulpæ in se rotundantur, neque tenues nimis ipsis ossibus adstrictæ, neque in immensam effusæ pinguedinem! Daß diese Beschreibung nicht von der mediceischen Venus zu verstehen sey, könnte aus der griechischen Unterschrift an der Base derselben erwiesen werden:

ΚΛΕΟΜΕΝΗΣ ΑΠΟΛΛΟΔΟΡΟΥ ΑΘΗΝΑΙΟΣ ΕΠΟΙΕΣΕΝ.
Cleomenes filius Apollodori Athenienſis fecit.

Allein es ist bekant, daß man diese Aufschrift für neu und falsch hält; und daß es anstatt επωιεσεν heissen müste εποιησε. Dieses ist aber ein Einwurf von schlechter Wichtigkeit, denn man hat viele ohne allen Zweifel alte Aufschriften gefunden, deren Rechtschreibung theils aus Unwissenheit, theils aus Nachläßigkeit der Künstler unrichtig ist. Einige halten nicht ohne Wahrscheinlichkeit dafür, daß unter dieser Statue die berühmte athenienſische Curtisane Phryne, als sie sich bey den Eleusinischen Spielen dem Volke von Athen ganz nakend, wie sie aus dem Bade kam, vor Augen stelte, abgebildet werde.

Der tanzende Faun gefiel mir ungemein, so wie die beyden Kämpfer, deren Stellung meisterlich gemacht ist, um die verschiedenen Bewegungen der Glieder, und Anstrengung der Muskeln zu zeigen: am vorzüglichsten aber unter allen Statuen in der Tribuna der so genan-

te Arottino oder der Schleifer. Man glaubt er stelle einen Sklaven vor, welcher unterdessen daß er ein Messer schleift, die Verschwörung des Catilina erfährt. Er kniet mit einem Beine; die Aufmerksamkeit, mit der er horcht, sieht aus allen Zügen seines Gesichts, und ist unverbesserlich ausgedruckt. Man bemerkt aber nicht das geringste Erstaunen in seiner Miene, die sich doch billig bey einer Person zeigen solte, welche etwas von einer Verschwörung gegen den Staat hört. Der Marchese Maffei hat sehr wichtig angemerkt, daß Sallustius in seiner umständlichen Nachricht von dieser Verschwörung, kein Wort von einer solchen Entdeckung erwehnt. Es scheint auch nicht als wenn die Figur schliffe, denn der Stein, welchen sie in der einen Hand hält, ist ganz ungleich, und hat nichts ähnliches mit einem Schleifsteine. Andre behaupten, sie stelle den Milico einen Freygelassenen des Scævinus, der dem Nero den Tod geschworen, vor. Er hatte dem Milico seinen Dolch zum Schleifen gegeben, dieser aber überreichte ihn dem Kayser, und entdeckte zugleich das Vorhaben. Aber die Stellung der Statue stimt mit dieser Erklärung gar nicht überein. Herr Bianchi, der selbst ein erfahrner und gelehrter Mann ist, hält diese Statue für den Wahrsager Attius Navius, der auf Befehl des Königs Tarquinius Priscus einen Stein mit dem Messer durchschnitte. Diese Muthmassung wird durch eine Münze von Kayser Antonin dem Frommen, bestärkt, die Vaillont in seinen Numismatibus præstantioribus abgezeichnet. Auf derselben sieht man eine diesem Schleifer ähnliche Figur, mit der Umschrift: Attius Navius genu flexus ante Tarquinium Priscum cotem cultro discidit. Herr Bianchi muß aber doch einräumen, daß die Statue weder die Kleidung, noch übrige Zeichen eines römischen Wahrsagers hat: er könte noch hinzusetzen, daß der Stein gar keinen Schleifstein ähnlich sieht. Mir thut keine von die-

diesen Auslegungen eine Gnüge, ob die letzte gleich sehr sinnreich ist. Vielleicht stelt die Statue eine besondre Begebenheit vor, deren in keinem Geschichtbuche gedacht wird. Unter der grossen Anzal von herrlichen Gemälden in der Tribuna, hat mir keines mehr als die Venus von Tizian gefallen. Man kan den sanften Ausdruck, und das zarte Colorit nicht genug beschreiben. Es werden hier auf 300 Originalgemälde von den grösten Meistern gerechnet. Unter andern sieht man alle 3 Manieren des Raphaels, die er in den verschiednen Perioden seines Lebens gehabt hat. Was den berühmten Hermaphroditen anbetrift, der in einem andern Zimmer anzutreffen, so räume ich dem Künstler zwar viel Geschicklichkeit ein, beyde Geschlechter in seinem Werke zu verbinden: allein es bleibt doch allemal eine Misgeburt in der Natur, die ich nie mit Vergnügen ansehen konte. Es erfordert überdieses kein grosses Talent eine Figur mit weiblichen Kopfe und Brüsten, und übrigens einen ganz männlichen Körper zu verfertigen.

Diese berühmte Gallerie enthält eine solche Menge von Merkwürdigkeiten, als Statuen, Brustbilder, Malereyen, Münzen, Tafeln von eingelegter Arbeit, Kabineter mit kostbaren Steinen ausgelegt, Juwelen von aller Art, mathematische Instrumente, alte Waffen, und Kriegsmaschienen, daß das Gedächtniß ganz verwirrt wird. Ein Fremder, der ohnehin zu Einbildungen geneigt ist, könte glauben, er befände sich in einem Feen Pallaste, der durch Zauberey aufgepuzt ist.

In einem der Nebenzimmer sahe ich das vordere Blatt des Altars der berühmten Kapelle von St. Lorenzo. Die Arbeit daran ist merkwürdig, alles ist mit kostbaren Steinen aus Marmorn ausgelegt, die allerley Gegenstände vorstellen. Die Säulen daran sind von Krystall, und die Kapitäle derselben von Gold ein-

ge-

eingelegt. In dem zweyten Stock des Gebäudes, arbeiten viele Künstler dergleichen eingelegte Sachen auf Kosten des Käysers, wozu eine Menge der kostbarsten Marmor und harten Steine gebrauchet werden. Die Italiäner nennen es Pietre commesse, oder eingelegte Steine von Florentiner Arbeit; weil sie nirgends als in dieser Stadt verfertigt wird. Sie komt dem eingelegten Holzwerk sehr nahe, und ist weit künstlicher als das alte Mosaick, welches die Römer zu einer grossen Vollkommenheit gebracht hatten.

Die Kathedralkirche von Florenz zeigt ein grosses gothisches Gebäude, das man an der äussern Seite ganz mit Marmor überzogen hat. Die Kuppel ist insonderheit daran merkwürdig, weil der Baumeister sie nach der von St. Peter in Rom angelegt hat, und weil sie die gröste in der ganzen Christenheit ist. Das zur Seite stehende Battisterio, oder die Taufkapelle, hält man für einen alten Tempel, der dem Mars ehemals gewidmet gewesen seyn solle. Inwendig sind einige gute Marmorn, und an der Thüre ein paar metallene Statuen. Was aber am meisten daran bewundert wird, sind die von Lorenzo Ghiberti verfertigten Thüren aus Bronzo. Michael Angelo hatte einen solchen Gefallen daran, daß er zu sagen pflegte, sie verdienten Thore des Paradieses zu seyn. Ich sahe sie mit Vergnügen, allein bey mir behielten die von Pisa, welche ich zuerst gesehen, den Vorzug, es mag nun aus Mangel von Geschmack herrühren, oder weil die ersten mich als was neues zu sehr gerührt, und vor sich eingenommen hatten. Wer eine genaue Nachricht von allem, was in Florenz sehenswerth ist, haben will, es mag in Kirchen, Büchersälen, Pallästen, Grabmalen, Statuen, Gemälden, Springbrunnen oder Brücken bestehen, kan sich in Keyslers Reisen Raths erholen, der so umständlich

und

und weitläuftig in seinen Beschreibungen ist, daß ich es fast nicht ausstehen konte, sie nachzulesen, und die alte Anmerkung dabey machte, daß die Teutschen mehr Fleiß als Genie haben.

Die Kapelle von dem Heiligen Lorenz, hat mir kein Genügen gethan, so sehr auch die kostbarsten Steine, Granit, Porphyr, Jaspis, lapis Lazali, und verde antico zu eingelegten Arbeiten, darin verschwendet sind. Das Ganze thut doch keine lebhafte Wirkung. Die Florentiner Arbeit schickt sich besser für Kabineter, als zu Zierathen grosser Gebäude, die mit dem Umfange desselben eine Verhältnis haben müssen. Die Eintheilungen sind so klein angelegt, daß sie einen beym ersten Eintritt in die Kapelle, gar nicht rühren: sondern vielmehr dem Ganzen schaden, und ihm ein geringes Ansehen geben: so, wie wenn man einen grossen Saal mit Miniaturgemälden behängen wolte. Wenn sie bey Verfertigung der Decke, welche noch nicht fertig ist, sich nicht besser, in Ansehung der Verhältnisse und Perspectiv vorsehen, so wird diese Kapelle ein Denkmal von unrichtigen und übertriebenen Geschmack abgeben.

Der Vorhof des Pallastes Pitti, macht ein zierliches Viereck aus, der an drey Seiten mit Arcaden umgeben ist, wie der Pallast Holyroodhouse in Schottland, und das bäurische Werk des untersten Stockwerks, giebt ihm ein dauerhaftes majestätisches Ansehen. Im Hofe steht ein artiger Brunnen, in welchem das Wasser von oben herabfält; und eine herrliche Statue des Hercules, darauf man lieset: das Werk des Lysippus.

Die Zimmer des Pallastes sind überhaupt klein und dunkel. Unter der Menge von Gemälden, ist das Bild des Raphaels, die Madonna della Seggiola genant, eines der gröstn Stücke dieses Meisters, in Ansehung der Farbengebung. Wenn ich etwas an der

Aus-

Ausführung tadeln solte, so würde ich sagen, daß die Würde des Ausdrucks fehlt. Die Mutter Gottes gleicht mehr einer Bäuerin. Sie zeigt die Freude über ihren erstgebornen Sohn, ohne das entzückende Vergnügen, welches man in den Zügen der Maria zu lesen wünscht, wenn sie in ihrem Sohne, zugleich den Erlöser des menschlichen Geschlechts siehet. Sonst ist die Figur schön, lebhaft, und voll von dem Ausdruck mütterlicher Zärtlichkeit, und das Kind ist meisterhaft gemalet. Ein englischer Maler war eben im Begrif dies Bild zu copiren, und hatte einen glücklichen Anfang damit gemacht. Ich bin von der Meinung dererjenigen, die es für gar möglich halten, die besten Manieren dergestalt nachzuahmen, daß auch Kenner nicht im Stande sind, das Original oder die Copie von einander zu unterscheiden. Aber ich gebe mich für keinen Richter in diesem Puncte aus, und vielleicht habe ich den Kunstverständigen mit meinen bisherigen Anmerkungen, schon Gelegenheit zu lachen gemacht. Allein ich bin gewohnt, meine Meinung über alle Sachen, die mir vorkommen, frey heraus zu sagen: ob ich gleich einräume, daß es nichts geringes sey, alle feine Schönheiten, und Kleinigkeiten in der Malerey einzusehen. Und mit eben dieser Aufrichtigkeit versichere ich Ihnen auch, daß ich lebenslang bin

Ihr

ergebner.

Neun und zwanzigster Brief.

Nizza, d. 20. Febr. 1765.

Mein Herr,

Nachdem ich alle Merkwürdigkeiten von Florenz gesehen hatte, miethete ich auf sieben Wochen einen Reisewagen, für 7 Ducaten, und trat die Reise nach

nach Rom mit Postpferden an. Der Weg gieng über Siena, wo wir das erste Nachtlager hielten, durch eine bergigte aber ganz angenehme Gegend. Von dieser Stadt kan ich nicht viel sagen, ausser daß wir in einem schlechten übelriechenden Gasthofe, eine elende Mahlzeit hielten. Sie ist groß und wohlgebauet; die Einwohner wollen für Leute von Lebensart angesehen seyn, und wissen sich viel mit der Reinheit ihrer Sprache. Es halten sich verschiedne Fremde hier auf, um eine gute Aussprache des Italiänischen zu erlernen. Aus dem Pflaster von mosaischer Arbeit in der Domkirche, und aus der Malerey an den Wänden des Büchersales, worin Pietro Perugino, und zum Theil sein Schüler, Raphael, die Geschichte des Anceas Sylvius, des nachmaligen Pabsts, unter dem Namen Pius II. vorgestelt haben, wird viel Rühmens gemacht.

Als ich des folgenden Tages zu Buon Convento, wo Kaiser Heinrich VII. durch einen Mönch, mit einer Hostie vergiftet wurde, dem Wirthe nicht Geld genug bezalen wolte, so spannte er uns ein paar unbändige Hengste ein, die sich gleich in der ersten Viertelmeile so unbändig bezeigten, daß sie mit dem Postillion zur Erde fielen. Sie wolten sich darauf mit aller Gewalt loßmachen, und schlugen so heftig um sich, daß ich glaubte, unser Wagen und Koffer würden zu Trümmern gehen. Wir sprungen aus der Kutsche, nahmen aber weiter keinen Schaden, weder an uns noch an unsrer Kutsche, als daß wir einen grossen Schrecken hatten. Die Pferde aber waren sehr beschädigt, und erstickten fast, ehe man sie befreien konte. Diese Bosheit des Wirthes, hatte mich so aufgebracht, daß ich den Entschlus faßte, mich bey der Obrigkeit des Orts, welche der Uffiziale genant wird, zu beschweren. Ich fand ihn in einem alten schmierigen Rock eingehült, in einer elenden Stu-

be, die weder Glas noch Papierfenster hatte; und in der keine Meublen, als ein paar zerbrochne Stühle und ein schlechtes Stollbette stunden. Er sahe ganz blaß und mager aus, und war einem halbtodten Gefangnen viel ähnlicher, als einer obrigkeitlichen Person. Wie er meine Beschwerden angehört hatte, gieng er in ein Vorzimmer, und zog mit eigner Hand an eine grosse Glocke. Nach diesem gegebenen Signal, kam der Postmeister die Treppe heran, der vieleicht der vornehmste in dem ganzen Ort seyn mochte, denn der Herr Uffiziale, blieb mit entblößtem Haupte stehen, und erzälte ihm mit vieler Ergebenheit meine vorgebrachten Klagen. Dieser Mann versicherte mir, wobey er sich ein rechtes Ansehen gab, daß er es selbst dem Wirthe befohlen hätte, mir diese Pferde, welche die besten in seinem Stalle wären, zu geben, und daß der verdrießliche Zufall, blos von dem Fehler des vordersten Postillions herrühre, der mit seinen Pferden nicht weit genug voraus gewesen. Wie er die Sache auf sich nahm, und ich merkte, daß er bey der Obrigkeit ein Mann von Gewicht seyn möchte, versetzte ich: ich wäre überzeugt, man hätte uns die Pferde in der Absicht, uns zu schrecken oder zu schaden eingespant: und weil man mir hier kein Recht verschaffen wolte, so würde ich mich an den englischen Minister in Florenz wenden. Als ich über die Strasse nach meinem Wagen gieng, der unterdessen aufs neue angespant war, begegnete mir der Wirth, wie er aber merkte, daß ich mit meinem Stocke einige Absichten auf seinen Puckel hatte, nahm er die Flucht, und kam mir gar bald aus den Augen. Ich habe in Italien keine gröberen und gottloseren Kerls gesehen, als die Wirthe, Postillions, und was mit denen in Verbindung steht. Die Reisende, welche alles mit kalten Blute ansehen können, sind sehr glücklich, denn ihr Betragen ist noch eher auszustehen, aber ihre Rache

kan

kan gefährlich werden. Ein Engländer erzälte mir zu Florenz, daß er einmal einen Postillion, wegen seiner Grobheit geschlagen, worauf dieser mit einem Messer auf ihn losgegangen, so daß er ihn kaum mit dem blossen Degen abhalten konte. Sie führen durchgehends dergleichen grosse Messer bey sich, mit denen sie bey der geringsten Beleidigung gleich bereit sind. Allein ihre öffentliche Angriffe sind nicht so fürchterlich, als ihre wolüberlegten Anschläge sich zu rächen, in deren Ausführung, sich diese Nation überhaupt, sehr treulos und grausam bezeigt.

Wir brachten die Nacht in Radicofani, einem Städtgen mit einem Fort, das auf der Spitze eines sehr hohen Berges gebauet ist, zu. Das Wirthshaus liegt etwas niedriger als das Städtgen, und wurde auf Kosten des letzten Grosherzogs von Toscana, aufgeführt. Es ist weitläuftig genug, aber sehr kalt und schlecht eingerichtet. Man mögte glauben es wäre blos darum angelegt, daß es kalt seyn soll, denn es steht auf einer solchen Höhe, daß ein Reisender, auch im Sommer mit einem guten Feuer verlieb nehmen würde, wenn nicht fast in allen Stuben die Kamine fehlten, und die Betten haben weder Himmel noch Vorhänge. Die ganze umliegende Gegend ist kahl und unfruchtbar.

Den dritten Tag kamen wir auf päbstlichen Grund und Boden, davon einige Striche sehr angenehm sind. Als wir durch Aqua pendente, einer armseeligen Stadt, die oben auf einem Felsen liegt, und von einem prächtigen Wasserfall den Namen hat, gereiset waren, fuhren wir an der See Bolsena hin, der 30 Meilen im Umfange hat, und mit seinen beyden in der Mitte belegenen kleinen Inseln, und mit Eichen und Cypressen besetzten Ufern, eine angenehme Aussicht giebt. Die Stadt Bolsena macht einen armseeligen Ort aus: in

dessen Nachbarschaft ehemals Volsinium, die Vaterstadt des Sejans lag. Montefiascone, das wegen seiner Weine berühmt ist, giebt dem gedachten Bolsena in der Anmuth nichts nach, und liegt an einem Hügel, den der Verfasser der grossen Tour durch Europa, das einzige Buch, welches ich zur Hand hatte, für das alte Gebürge Soracte hält, welches man nach dem Zeugnisse des Horaz, in Rom sehen konte. Denn er sagt in der 9ten Ode, des ersten Buchs, an den Thaliarchus:

Vides vt alta stet nive candidum
Soracte.

Allein, um Montefiascone zu erblicken, hätte er durch den Berg Cyminus, an dessen Fusse Viterbo liegt, sehen müssen. Plinius berichtet uns, daß Soracte nicht weit von Rom lag, Montefiascone aber ist 50 Meilen davon entfernt: und Desprez in den Noten über den Horaz belehrt uns mit der Nachricht, daß dies Gebürge nun Monte di S. Oreste heisse. Ich kan nicht ohne Unwillen an die verkehrte Frömmigkeit der Mathilde gedenken, die dem römischen Stul, unter dessen Herrschaft kein Land glücklich seyn kan, einen so schönen Strich Landes eingeräumet hat.

Auf halben Wege von Montefiascone nach Viterbo, verloren wir ein Vorderrad, nebst einem Stücke von der Axe; und würden bey einer Entfernung von etlichen Meilen von einem bewohnten Orte, in grosse Verlegenheit gerathen seyn, wenn wir nicht einen sehr geschickten Postillion gehabt hätten. Ich muß bey dieser Gelegenheit allen Reisenden die Erinnerung geben, nie ohne Hammer, Nägel, ein Paar grosse Radenägel, ein starkes Messer, und Wagenschmiere zu reisen, damit sie sich bey dergleichen Vorfällen, aus der Noth helfen können.

Der

Der Berg von Viterbo ist mit schönen Gärten, und Landhäusern des römischen Adels besetzt, die hieher kommen, um des Landlebens im Sommer zu geniessen. Von der Stadt Viterbo weiß ich nichts zu sagen, als daß sie die Hauptstadt von dem Lande ist, welches Mathilde, wie gedacht, dem Pabst schenkte. Sie ist ganz gut gebauet, mit Springbrunnen geziert, und hat eine Menge Kirchen und Klöster. Die Anzal ihrer Einwohner erstreckt sich nicht über 15000. Das Posthaus gehört zu den elendesten Gasthöfen in der Welt.

Wie wir über diesen Berg, der bey den Römern vormals Cyminus hieß, gefahren waren, gieng der Weg um einen Theil des Sees, Vico genant, dessen Ufer die schönsten Landaussichten, und eine beständige Abwechselung von Hügeln, Wald, Thal und Wasser, von freyen und schattigen Plätzen geben. Nachdem wir noch durch einige wenig beträchtliche Oerter gereiset waren, fuhren wir endlich immer tiefer in die sogenante Campagna di Roma, die einer Wüsten sehr ähnlich sieht, hinab. Wer diesen Strich in seinen jetzigen Umständen sieht, muß darüber einen heimlichen Unwillen empfinden, wenn er zurück denkt, wie fruchtbar und angebauet er vormals war. Die Gegend ist ganz nakt und dürre, von Einwohnern entblößt, ohne Zaun, Kornfelder, Hecken, Bäume, Häuser, ja sogar fast ohne die geringste Hütte. An einigen Flecken trift man Ruinen von alten Gebäuden, Grabmalen oder Tempel, ingleichen Stücken der ehemaligen römischen Landstrassen an. Ich hatte so viel von dieser alten Arbeit gehört, fand mich aber sehr betrogen, wie ich sie zu Gesichte bekam. Die Via Cassia oder Cymina besteht aus grossen breiten Kieselsteinen, die den Pferden, so darüber laufen müssen, gewiß sehr beschwerlich, ja für die Reuter, wegen ihrer Glätte höchst gefährlich gewe-

sen. Ueberdieses ist sie so schmal, daß sich kaum zwey Wagen heutiges Tages begegnen können, ohne daß einer davon umwirft. Ich bleibe allemal bey der Meinung, daß wir in dem, was zur Bequemlichkeit des menschlichen Lebens gehört, die Römer weit übertreffen.

Der Verfasser der obengedachten Tour sagt, man finde an der Strasse, innerhalb 4 Meilen von Rom, ein Grabmal, das mit erhabnen Arbeiten geziert ist, welches für des Nero seines gehalten wird. Ich bemerkte etwas dergleichen, das aber einem gemeinen Grabstein ähnlicher, als einem käyserlichen Grabmal sahe. Suetonius berichtet uns aber, daß der Körper des Nero, der sich auf dem Landhause seines Freygelassenen ermordete, von seinen beyden Ammen, und seiner Concubine, Atta, in das Familienbegräbnis der Domitier geschaft worden, welches gleich bey der Porta del Popolo, linker Hand, wenn man in Rom hinein fährt, lag, und zwar an dem Orte, wo jetzt die Kirche S. Maria del Popolo steht. Sein Grabmal war mit einer Aufschrift, die uns Gruterus aufgezeichnet, versehen. Giacomo Alberici erzält in seiner Geschichte dieser Kirche, mit der grösten Ernsthaftigkeit: daß sich eine grosse Anzal Teufel, die die Knochen dieses gottlosen Kaysers bewachten, in Gestalt schwarzer Raben, auf einem an diesem Platze stehenden welschen Nußbaum gesetzet, und alle Vorbeygehende geneckt haben, bis endlich Papst Paschalis II, nach vorher angestelten Fasten, sich in einer feyerlichen Procession mit seiner ganzen Hofstaat, und Kardinälen dahin begeben, den Baum niederhauen, verbrennen, und die Asche, nebst den Knochen des Kaysers, in die Tyber werfen lassen. An dem Orte weihete er einen Altar, über welchem nachher die Kirche erbauet wurde.

Sie können sich nicht vorstellen, was ich beym ersten Anblick von Rom empfand, einer Stadt, die aller Verwüstungen und Unglücksfälle ungeachtet, doch allemal ein prächtiges und majestätisches Ansehen behalten. Sie liegt an der Tyber, über welchen Fluß wir vermittelst des Ponte Molle, vormals Pons Milvius, der noch zwey Meilen von denen Stadtthoren entfernt ist, fuhren. Die Brücke ward von dem Aemilius Censor erbauet, dessen Namen sie auch anfangs führte. Es war die Brücke, über welche so viele Helden siegreich zurückkehrten, und so manche Könige als Gefangene, nach Rom geführt wurden, und über welche die Gesandten so vieler Staaten reiseten, um bey dem römischen Volk, um Freundschaft, Schutz, und Vergebung zu bitten. Sie ist gleichfals durch die Niederlage und den Tod des Maxentius berühmt, den Constantin der Grosse hier besiegte. Der Platz vor der Brücke bis an das Stadtthor rechter Hand, welcher jetzt mit Gärten und Landhäusern angefült ist, machte vormals einen Theil des Campus Martius aus, wo die algemeinen Versamlungen des römischen Volks gehalten wurden, und wo sich dasselbe in den Waffen zu üben pflegte. Er war daher mit vielen Tempeln, bedeckten Gängen, Theatern, Bädern, Rennbahnen, Seulen und Statuen geziert. Die Gelehrten sind in ihren Meinungen über den Umfang nicht einig: doch stimmen sie darin überein, daß das Pantheon, der Circus Agonalis, heutiges Tages der Platz Narona, das Grab des Augustus dazu gerechnet worden, und folglich der größte Theil der jetzigen Stadt, auf dem Felde des Mars stehe. Die Strasse von der Brücke bis an die Stadt, macht ein Stück des flaminischen Weges, der sonst bis Rimini gieng, aus, und ist nach heutiger Art gut gepflastert. Von der Brücke selbst, ist nichts alt als die Grundpfeiler, und man findet weder an dieser, noch an

den andern fünf römischen Brücken über die Tyber etwas, das in Ansehung der Baukunst angemerkt zu werden verdiente. Ich habe weder in Frankreich noch Italien eine Brücke gesehen, die man mit der von Westmünster in Ansehung der Festigkeit, Pracht und Schönheit vergleichen könte: und wenn die Brücke bey Black-Fryars zu Stande komt, wird sie ein Meisterstück der Baukunst werden, dergleichen man nirgends antrift. Die Tyber ist in Vergleichung mit der Themse, kein erheblicher Fluß: er ist zuweilen schnell und tief, führt trübes Wasser, und kan nur mit kleinen Boten und platten Fahrzeugen befahren werden. Um diese desto bequemer aus und einzuladen, hat man einen schönen gepflasterten Damm an dem Ufer bey dem einen Zollhause angelegt, welches an dem Porto di Ripetta steht; aus der Tyber geht eine gedoppelte Treppe hinan, und oben auf derselben ist ein ungemein wasserreicher Springbrunnen errichtet.

Man behauptet, daß das Bette der Tyber durch den vielen Schutt bey den Zerstörungen Roms, ansehnlich erhöhet worden, und giebt dies als eine Ursache an, warum sie so oft aus ihren Ufern tritt. Ein römischer Bürger versicherte mich, daß einer seiner Freunde vor einiger Zeit, nicht weit von der Tyber, und zwar in einer niedrigen Gegend der Stadt, den Grund zu seinem Hause graben lassen, und auf 39 Fuß Tiefe von der jetzigen Oberfläche des Bodens, das Pflaster einer alten Strasse entdeckt habe: er zog daraus den Schluß, daß die jetzige Stadt in der Gegend, beynahe 40 Fuß höher liege als die alte, und das Bette der Tyber, in gleichem Verhältnisse erhöhet worden. Dies ist aber höchst unwahrscheinlich. Denn hätte der Strom seinen Lauf durch die Stadt um 40 Fuß tiefer gehabt, so müßte man erweisen, daß ehemals oberhalb derselben, ein

Wasser-

Wasserfall gewesen, oder annehmen, der Strom wäre oberhalb gleichfals voll geschüttet worden: Sonst hätte die Erhöhung im Strom, den Lauf der Tyber gehemt, und die ganze Gegend wäre unter Wasser gesetzt worden. Die jetzigen Ueberströmungen sind nichts ausserordentliches: sie trugen sich vor Alters eben so häufig zu, und thaten der Stadt grossen Schaden. Appian, Dio, und andre Geschichtschreiber, geben uns von einer Ueberschwemmung der Tyber Nachricht, die sich gleich nach des Julius Cäsars Tode zutrug, und durch eine Menge Schnee, welcher auf einmal auf den Apenninischen Gebürgen geschmolzen war, entstund. Dieses Unglücks gedenkt Horaz in seiner Ode an den Kaiser August.

Vidimus Flavum Tiberim retortis
Littore Etrusco violenter undis,
Ire deiectum monumenta Regis,
Templaque Vestæ
Ilium dum se nimium querenti,
Iactat vltorem, vagus & sinistra
Labitur ripa; Iove non probante
Vxorius amnis.

Livius sagt ausdrücklich: Ita abundavit Tiberis, vt ludi Apollinares, circo inundato extra portam Collinam ad ædem Erycinæ Veneris parati sint. Auf diese Spiele des Apollo, wenn die gröβte Rennbahn, durch die Tyber unter Wasser stunde, an einem andern Ort zu verlegen, zielt Ovid in seinen Fastis:

Altera gramineo spectabis Equiria campo
Quem Tiberis curvis in latus vrget aquis.
Qui tamen ejecta si forte tenebitur vnda
Cælius accipiet pulverulentus equos.

Die Porta del Popolo, ehemals Flaminia, durch welche man nach Rom hineinfährt, ist ein Stück der Baukunst des Buonarotti, und mit marmornen Säulen und Statuen ausgeziert: Aus dem Thore komt man gleich auf einen ansehnlichen Platz, an den drey der vornehmsten Gassen von Rom stossen. In der Mitte desselben steht der berühmte egyptische Obelisk, der aus dem Circus Maximus hieher geschaft, und unter Pabst Sixto V. durch den Baumeister Dominico Fontana aufgerichtet worden. Dieser Künstler hat auch den schönen hier befindlichen Springbrunnen angegeben. Da, wo sich die gedachten Hauptgassen anfangen, stehen zwey schöne einander volkommen ähnliche Kirchen, einander gegenüber. Ein so prächtiger Eintrit muß den Fremden nothwendig gleich sehr hohe Begriffe von dieser ehrwürdigen Stadt beybringen.

Wie wir unterm Thore unsre Namen abgegeben hatten, fuhren wir in die Dogana oder das Zollhaus, wo unsre Sachen und Koffer untersucht wurden. Eine Menge von Lohnbedienten umringeten uns hier, die ihre Dienste auf eine sehr beschwerliche Art anboten. Ob ich gleich zu verschiedenenmalen sagte, daß ich keine brauchte, so setzten sich doch ihrer zwey hinten, und einer vorne auf den Wagen, und in dieser Begleitung fuhren wir nach der Piazza di Spagna, wo der Mann, dessen Haus man mir angewiesen, wohnte. Fremde treten selten in öffentlichen Gasthöfen ab, sondern suchen gleich Quartiere in Privathäusern, deren in dieser Gegend eine grosse Anzal befindlich sind. Die Piazza di Spagna liegt frey und angenehm, in einer hohen Gegend der Stadt, gleich an dem Pimianischen Hügel, und genießt daher einer guten Luft, die noch überdieses mit ein paar artigen Brunnen erfrischt wird. Die mehresten Engländer nehmen ihre Wohnung auf diesem

sem Platze. Die Zimmer sind gemeiniglich bequem und wohl meublirt, und die Wirthe, mit allen Bedürfnissen reichlich versehen. Wenn ich die Absicht zu sparen hätte, so würde ich eine andere Gegend wählen, zumal da dieser Platz von allen Alterthümern sehr weit entfernt ist. Für ein anständiges Zimmer, und ein paar Schlafkammern im andern Stock, bezalte ich nur einen Speciesthaler des Tages. Unsre Tafel war für 32 Paul, oder 16 englische Schillinge sehr gut versorgt. Für den Wagen in der Stadt herumzufahren, bezalte ich täglich 14. und den Lohnbedienten 3 Paul: der Kutscher bekomt 2 Paul. Die Lebensmittel sind in Rom wolfeil und gut: insonderheit ist das Kalbfleisch so schmackhaft, als ich es nirgends gefunden, aber auch theuer, weil man das Pfund mit 2 Paul bezalen muß. Man hat hier die schönen Weine, von Monte pulciano, Monte fiascone, und Monte dragone: unser täglicher Tischwein aber komt von Orvietto; er ist weiß, leicht und von angenehmen Geschmack. Man giebt gemeiniglich den Fremden den Rath, einen sogenanten Antiquarius zu nehmen, der sie allenthalben herumführt, und die Merkwürdigkeiten von Rom zeigt, und dies ist auch eine nöthige Ausgabe, wenn einer ein Kenner von Gemälden, Statuen und der Baukunst werden will. Allein dies war meine Absicht nicht. Ich wünschte nur die Ueberbleibsel von alten Gebäuden, die sich noch in Rom finden, und die Originale der Gemälde und Statuen zu sehen, die ich schon durch Kupferstiche und Nachrichten kante. Ich nahm daher einen Bedienten, den man mir als einen verständigen, allenthalben bekanten Menschen gerühmt hatte, und schafte mir zugleich Risse von dem alten und neuen Rom, nebst einem kleinen Wegweiser an, der den Titel führt: Itinerario instruttivo per ritrovare con facilitá tutte la magnificenze di Roma, e di

alcune città e castelli suburbani. Ich fand aber bessere Nachrichten in dem Buche, Roma antica e moderna, das aus drey Bänden besteht, und eine Beschreibung aller Merkwürdigkeiten, in- und ausser Rom enthält, nebst vielen eingedruckten Figuren und artigen historischen Anmerkungen. Es kostet einen Ducaten, wenn man aber alle Bücher und Kupferstiche, welche hier von Merkwürdigkeiten herausgekommen, anschaffen wolte, so würden 100 Ducaten nicht zureichen. Die besten Kupferstiche von Rom, sind die vom Piranesi, der nicht nur ein guter Baumeister und Kupferstecher, sondern auch ein gelehrter Alterthumskenner ist; ob er gleich seine Muthmassungen oft zuweit treibt, und in Ansehung der Künste bey den alten Römern einige Sätze angenommen hat, die er schwerlich wird beweisen können.

Unsre jungen Landsleute, die nach Rom reisen, thun sehr wol, wenn sie sich für eine gewisse Art von Tröddlern, worunter zuweilen auch Engländer sind, in Acht nehmen, welche mit Gemälden, und alten geschnittnen Steinen handeln, und unverständige Fremde betrügen, indem sie ihnen elende Sachen, für Werke der grösten Meister verkaufen. Die Engländer sind dieser Betrügerey mehr als andre ausgesetzt; weil man ihnen das meiste Geld zutraut, und sich folglich mehr Mühe giebt, sie zu hintergehen. Viele von ihnen suchen auch einen Ruhm darin, die Leute in der Meinung, von ihrem grossen Reichthum zu bestärken, und machen also eine Menge von höchst unnöthigen Ausgaben. Das schlimste ist, daß sie, sobald sie einen Fuß in Italien setzen, auch den Ehrgeiz haben, für Kenner in der Malerey, Bildhauerey, Musick und Baukunst gehalten zu werden; und die Aventüriers in hiesigem Lande wissen sie gar gut bey der schwachen Seite zu fangen, und ihren Nutzen daraus zu ziehen. Ich habe hin und wieder in Italien

lien eine Menge junger ungezogner Leute gesehen, die England scheint ausgejagt zu haben, um die Nation auswerts verächtlich zu machen: sie sind unwissend, muthwillig, rüde und liederlich, haben weder Kentniß von sich noch von der Welt, und auch keinen Anführer, der ihren Verstand regieren und auf ihr Betragen Acht geben könte. Der eine läßt sich mit einem gottlosen Spieler ein, und verliert zum erstenmal einen Theil seines Vermögens, der andre wird von einer veralteten Sängerin gezogen, und zum Danke ungesund gemacht: den dritten betrügt ein listiger Antiquarius, und den vierten ein Gemäldehändler. Einige legen sich auf die Musik, und wollen Componisten werden. Sie reden alle von den Künsten mit vieler Zuversicht, und kommen als eingebildete grosse Kenner in ihr Vaterland zurück. Die merkwürdigste Erscheinung, die ich in der Art gesehen, ist ein Knabe von 72. Jahren, der jetzt unter der Aufsicht eines andern Knaben von 22. Jahren, durch Italien reiset, um seine Kentnisse zu vermehren. Wenn ein Engländer in Rom ankomt, so erhält er von allen seinen Landsleuten Kartenblätter, und wenn man den folgenden Tag den Gegenbesuch ablegen will, so lassen sie sich verleugnen und man bekomt sie nachgehends gar nicht weiter zu sehen. Dies ist ein Meisterstück der englischen Höflichkeit und feinen Lebensart, welches sie selbst ohne Beyhülfe eines Franzosen, Italiäners, oder Lapländers sehr weislich ausgesonnen haben. Kein Engländer, er sey denn ein Maler, oder Cicerone, geht in Rom aufs Coffeehaus, und da ausser der Carnevalszeit keine öffentlichen Lustbarkeiten in der Stadt sind, so hat man keine andre Gelegenheit seine Landsleute zu sehen, als bey den Merkwürdigkeiten und in den Assembleen, oder nach italiänischer Benennung in den Conversazioni. Die Italiäner sind sehr schwürig, Fremden den Zutritt dazu zu vergönnen, wenn sie nicht als

Leute

Leute von Adel eingeführt werden. Wenn eine englische Dame von Stande sich in Rom befindet, pflegt sie gemeiniglich selbst eine Gesellschaft zu halten, wo sich denn gemeiniglich alle Engländer einfinden.

In meinem nächsten Schreiben, will ich Ihnen ohne weitere Umstände meine Anmerkungen von ganz Rom freimüthig mittheilen, jedoch mit der Bedingung, daß sie nicht glauben, als ob ich mich für einen Kenner dabey ausgeben will. Eine Benennung, die sich gar nicht schickt für

Ihren

ergebenen.

Dreyßigster Brief.

Nizza,
den 25. Febr. 1765.

Mein Herr,

Nichts kan, zumal im heissen Sommer, für einen Fremden angenehmer seyn, als die Menge von öffentlichen Springbrunnen, die man in allen Gegenden von Rom antrift. Sie sind meistens mit vielen Zierrathen und Bildhauerkunst versehen, und schütten eine unbeschreibliche Menge des herrlichsten frischen Wassers aus, das durch kostbare Wasserleitungen aus weit entlegenen Seen und Quellen in die Stadt geleitet wird. Diese Werke sind Ueberbleibsel der Pracht und des Fleisses der alten Römer, die im Puncte des Wassers sehr verwöhnt waren. Man ist aber gleichwol den Päbsten viel Verbindlichkeit schuldig, die auf ihre Kosten die Kanäle zur Gesundheit, zum Vergnügen, und zur Bequemlichkeit der Einwohner wieder her-

hergestelt haben. Der reiche Vorrath vom Wasser hat aber die Römer doch nicht reinlich gemacht: ihre Gassen und Palläste sind sehr schmutzig. Der herrliche Platz Navona ist mit 3 bis 4 Springbrunnen geziert, deren einer vielleicht der prächtigste in ganz Europa ist, und die alle ganze Ströme von Wasser geben: aber demohngeachtet, ist er so unsauber, als West-Smithfield in London, wo der Viehmarkt ist. Die Gänge, die Arcaden, ja sogar die Haupttreppen ihrer schönsten Palläste sind Magazine von Unsauberkeit, und geben im Sommer den eckelhaftesten Geruch. Ich vermuthe, ihre Vorfahren machten es in diesem Stücke nicht besser.

Wenn wir erwegen, daß die Stadt und Vorstädte unter der Regierung des Kaisers Claudius, sieben Millionen Menschen enthielte, soviel als jetzt in ganz England leben; daß in dem alten Rom die Tempel, bedeckten Gänge, Basilicken, Theater, öffentliche Bäder, und besondre Gärten und Spatziergänge, wo wenig Menschen wohnten, viel Platz einnahmen; daß ein grosser Theil der Einwohner, Sklaven, oder arme Leute, die nicht bequem leben konten, waren; daß man von dem Gebrauch der Leinwand nicht viel wuste: so kan man leicht denken, daß sie enge bey einander stecken, und ein sehr schmutziges Volk seyn musten. Daß sie enge beysammen wohnten, beweisen die hohen Häuser, die der Dichter Rutilius Thürmen vergleicht, um darauf in die Wolken zu steigen. Um diesem Fehler etwas abzuhelfen, gab Kaiser August den Befehl, die Häuser künftig nicht höher als 70 Fuß zu bauen, die nach einer mässigen Rechnung leicht 6 Stockwerk enthalten konten. Folgende zwey Nachrichten scheinen es ausser allen Zweifel zu setzen, daß die alten Römer sehr säuisch waren. Vespasian legte eine Abgabe auf den Urin und andern Unrath, unter dem Vorwande, daß

er

er soviel darauf wenden müste, um die Gassen davon zu säubern: und jeder Einwohner, muste 14 Pfennige dazu entrichten, und Kaiser Heliogobalus gab Befehl, alle Spinneweben in der Stadt und Vorstadt zu samlen, worauf 10000 zusammengebracht wurden. Dies solte einen Beweis der grossen Menge von Einwohnern abgeben; mich dünkt aber, daß es mehr als ein Merkmal ihrer Unreinlichkeit anzusehen sey. Ich könte hiezu die feine Gewohnheit rechnen, daß man in den Häusern, wo man zu Gast gebeten wurde, ein Vomitiv einzunehmen pflegte, um nachgehends den Magen wieder aufs neue vollstopfen zu können: eine unmenschliche Probe ihrer Gefräßigkeit und Unreinlichkeit. Horaz sagt in seiner Beschreibung der Mahlzeit des Nasiedenus, daß, als der Himmel, unter dem sie sassen, heruntergefallen, ein solcher Staub dadurch entstanden, als wenn der Wind nach langer Dürre heftig weht:

— — trahentia pulveris atri,
Quantum non Aquilo Campanis excitat agris.

Ich merke noch an, daß in den Gassen zuweilen die halb verfaulten Körper der Verbrecher lagen, welche man durch die Stadt geschleift, und von dem tarpeischen Felsen gestürzt hatte. Von da wurden sie alsdenn in die Tyber geschaft, welche das algemeine Behältnis für die cloaca maxima und allen Unrath aus der ganzen Stadt war. Ueberdieses ließ man die Körper derer, die sich selbst ohne hinlängliche Ursache ermordet hatten, die wegen Beraubung heiliger Oerter verurtheilt, oder vom Donner erschlagen waren, unbegraben liegen.

Ich bin der Meinung, daß die jetzigen Römer mehr von den Gewohnheiten der Alten beybehalten haben, als man sich gemeiniglich vorstelt. Als ich zuerst bemerkte, wie man die Kinder im Findelhause zu Paris,

der-

dergestalt in Windeln einpreßte, daß ich es nicht ohne Mitleiden ansehen konte; so lies ich mir noch nicht einfallen, daß man die Gewohnheit der Alten, zur Vertheidigung dieses abgeschmackten und schädlichen Gebrauchs anführen würde. Allein auf dem Kapitol zu Rom, zeigte man mir die Statue eines Kindes, das auf dieselbe Art eingewickelt war, und von den Füssen an wie eine egyptische Mumie zusammengerolt war. Der Umlauf des Bluts wird auf die Art in dem ganzen Körper gehemt, und es bleibt nichts frey als der Kopf, welches gerade der Theil ist, den man bey einem Kinde verbinden könte. Ist es nicht zum Erstaunen, daß die gesunde Vernunft es die einfältigsten Leute nicht lehrt, daß dieses Einwickeln, die Kinder bis zum Fieber erhitzet, und die Bewegungen der Nerven und Muskeln hindert, welches doch so nothwendig zur Gesundheit und zum Wachsthum ist, daß das Blut auf diese Art nicht nach den äusern Theilen laufen kan, daher die Arterien, welche tiefer und ausser der Zusammenpressung liegen, das Blut beständig nach dem Kopfe zu treiben, wo es keinen Widerstand findet? Die Gefässe des Gehirns sind von Natur weich, und die Hirnschedel ist noch nicht geschlossen. Und was sind die traurigen Folgen, von diesem unvernünftigen Einpressen? Die Glieder werden verdorben und zweywüchsig, das Gehirn wird zusammengedruckt und daraus entsteht ein Hydrocephalus mit einem grossen Kopfe und bösen Augen. Ich halte diese schädliche Gewohnheit für die Haupturſache, warum man in dem südlichen Theil von Frankreich und Italien, so viel Leute mit schiefen Beinen und mit kleinen Körpern und grossen Köpfen antrift.

Ich habe mit Verwunderung gefunden, daß die jetzige Mode das Haar zu kräuseln, zum Theil von den geputzten Herren und den Coquetten des Alterthums ent-

entlehnt ist. In der Gallerie von Florenz bemerkte ich einen Kopf des Nero, an dem die Haare reihenweise in Locken gelegt waren, wie bey einem französischen süssen Herrn, und wie uns Suetonius seinen Putz beschreibt: Circa cultum adeo pudendum, vt comam semper in gradus formatam peregrinatione Achaica, etiam pene verticem sumpserit. Es gefält mir nicht, daß die wunderliche Gewohnheit sogar auch bey den Griechen üblich war. Otho trug eine Perucke, galericulum, wegen seines ungemeinen dünnen Haares: weil er nicht Recht hatte, sein kahles Haupt, wie Julius Cäsar mit einem Lorberkranze zu bedecken. Auf dem Kapitol sieht man ein Brustbild der Julia Pia, des Kaisers Septimius Severus andern Gemalin, mit einer beweglichen Perucke, die nach der heutigen Mode, nur mit dem Unterschiede gemacht ist, daß die Locken nirgends ausgekämt sind, und auch Puder und Pomade fehlen: welche Verbesserungen die Schönen von den Bewohnern des Vorgebürgs der guten Hofnung entlehnt haben.

Das heutige Rom fält kaum den dritten Theil, von dem in den Mauern erhaltenen Platze an: die Gegenden, welche ehemals am meisten bewohnt waren, sind jetzt ganz verlassen. Von dem Kapitol bis an das Colisäum, und auf dem, zwischen beyden liegenden forum Romanum und Boarium, steht kein ganzes Gebäude, ausser ein paar Kirchen, die aus den Trümmern alter Gebäude errichtet sind. Man steigt vom Kapitol bey den noch stehenden Säulen eines Tempels, deren Fusgesimse und Schafte in dem Schutt vergraben sind, hinab, und geht durch den Triumphbogen des Kaisers Septimius Severus an dem Fusse des palatinischen Bergs hin, auf dem man rechter Hand oben die Ruinen des alten kaiserlichen Pallastes, und unten noch einige freistehende Pfeiler bemerkt.

Zur

Zur linken sieht man die Ueberbleibsel des Friedentempels, der einer der prächtigsten und größten unter allen römischen Tempeln gewesen zu seyn scheint. Kaiser Vespasian bauete und weihete ihn ein, nachdem er alle kostbare Gefässe und Schätze aus dem jüdischen Tempel zu Jerusalem aufgehoben hatte. Die Säulen zu der Gallerie vor demselben nahm er von des Nero goldnem Hause, das er dem Erdboden gleich machte. Dieser Tempel war wegen seiner Büchersammlung, deren Gellius Erwehnung thut, berühmt. Wenn man weiter geht, sieht man zur rechten den Triumphbogen des Kaisers Constantins, ein treffliches und noch fast ganz erhaltnes Denkmal der alten Baukunst, ferner die Stücken von der Meta Sudans; und vor sich hat man die majestätischen Ruinen des grossen Amphitheaters, il Coliseo genant, welches durch die Barbarey einiger Päbste und römischen Fürsten sehr zerstümmelt worden, weil sie ihre elenden Palläste damit aufgeführt haben. Hinter demselben lagen ehemals die Bäder des Titus Vespasianus, nicht weniger befand sich in dieser Gegend der Circus Maximus, oder die größte Rennbahn. Der ganze Platz von hier bis an die Stadtmauern zu beiden Seiten, welcher ohngefähr zweymal so gros ist, als das eigentliche heutige bebauete Rom, ist mit lauter alten Denkmalen angefüllt; und vermuthlich ist noch weit mehr unter der Fläche des Bodens verborgen, wie man oben siehet. Die elenden Häuser und Gartenmauern der armen Gärtner sind in dieser Gegend mit den kostbarsten Materialien aufgeführt, als mit Schäften und Kapitälen, marmornen Säulen und mit zerstümmelten Gliedmassen alter Statuen. Es ist zu bedauren, daß unter allen Ueberbleibseln nicht ein einziges Wohnhaus der alten Römer stehen geblieben. Ich hätte gerne sehen mögen, wie ehemals ein römischer Rathsherr gewohnt hat, und mich

besser unterrichten, wie eigentlich die cava ædium, der focus, ara Deum Penatum, die conclavia, triclinia, und cœnationes, die Vorhöfe, wo sich die Weiber aufhielten, und sich mit wollener Arbeit beschäftigten; die Prætoria, welche unter der Regierung Augustus durch ihren weitläuftigen Umfang beschwerlich wurden; die Xysta, oder schattigten Spaziergänge zwischen zwey Gallerien, wo man sich im Winter eine Bewegung machte, beschaffen gewesen.

Der jetzige Geschmack in der Baukunst gefält mir nicht, wiewol ich kein Kenner bin. Die Kirchen und Palläste sind heutigestages mit geringen Zierrathen überhäuft, die das Auge zerstreuen, und die Wirkung des Ganzen verhindern, weil der Entwurf desselben, durch die Abwechselung der Kleinigkeiten unterbrochen wird. Jede Thüre, jedes Fenster hat besondre Verzierungen, Friese, und Karniesse: die Festons, Pfeiler und Säulen, nebst ihren Architraben und Gebälke, und was dergleichen mehr, häuft man auf eine so unnütze Art, daß das Auge mit keiner wahren Grösse und Einförmigkeit erfült wird, und die einfache Majestät, die starken Massen von Licht und Schatten, und ein gewisses Ευσυνοπτον, das den Karakter der alten Gebäude ausmacht, vergebens sucht.

Wenn ein grosses Gebäude seine völlige Wirkung thun soll, muß es isolé, das ist, von allen Seiten frey stehen, und von einem grossen leeren Platz umgeben seyn. Aber die Palläste in Rom und allen andern italiänischen Städten, die ich gesehen, stecken so zwischen andern schlechten Häusern, daß ein grosser Theil ihrer Schönheit und Pracht dadurch verdunkelt wird. Diejenigen, welche an der Gasse, oder an öffentlichen Plätzen liegen, stehen nur von der vördern Seite frey; die übrigen Zimmer, werden durch die Nachbarschaft

elender

elender Wohnungen verdunkelt, und die Aussicht durch schmutzige Gegenstände eingeschränkt. Inwendig geht gemeiniglich rund herum eine ansehnliche Colonnade, über die ein ofner Gang läuft: allein die Treppen sind meistens enge, hoch und steil: es fehlen Fenster, die für die Sonne schützen, die Glasscheiben bestehen aus verzognen Vierecken, die Fußboden von Backsteinen geben viel Staub, die dunkelrothen mit Gold besetzten Vorhänge machen die Zimmer so melancholisch, und dies wird noch durch die vielen Gemälde über traurige Gegenstände, durch die verstümmelten Statuen und Basreliefs, durch die Urnen und Grabsteine, womit die Zimmer fast durchgängig angefült sind, vermehrt. Es giebt aber Ausnahmen, von dem was ich hier überhaupt angemerkt habe. Das Landhaus des Cardinals Albani ist hell, munter und frey: allein die Zimmer sind zu klein, und mit Vergüldung und Schnitzwerk überhäuft, und haben ein gar zu gespieltes Ansehen. Die Zimmer des einen der Fürsten Borghese sind im englischen Geschmack meublirt: und in dem Pallaste des Connetable Colonna trift man einen Saal oder vielmehr eine Gallerie an, die helle, wolmeublirt und ausgeziert, und mit einem Worte, eines der edelsten und prächtigsten Zimmer ist, die man denken kan.

Es ist lächerlich anzuhören, wie die Einwohner mit der Grösse des jetzigen Roms pralen. Sie versichern, daß gegen 300 Palläste in der Stadt sind, und daß die Einkünfte fast aller Prinzen sich auf 200000 Kronen erstrecken; daß Rom nicht nur die größten Gelehrten, sondern auch die feinsten Staatsverständigen in seinen Mauren hege. Einem von diesen Grosprahlern erwiederte ich: daß man anstatt 300 kaum 80 Palläste zäle; daß kaum 6 Herren in Rom wären, wie ich von glaubwürdiger Hand wüste, die jährlich 10000

Pfund Sterlinge, oder 40000 Kronen einzunehmen hätten: und wenn man ja behaupten wolte, daß ihre Vornehmen so reich, und ihre Staatsverständigen so geschickt wären, so mache man zugleich auf alle eine beissende Satyre, weil keiner sein Vermögen und Talente zum Besten des Vaterlandes anwende. Ich fragte ihn, warum denn die Fürsten und Kardinäle nicht Leute anlockten und aufmunterten, die meisten Gegenden um Rom anzubauen? Warum sie nicht Kapitalien zusammenschössen, die Sümpfe in der Nachbarschaft auszutrocknen, um die Luft in der Stadt zu verbessern, welche im Sommer, von den Ausdünstungen der Moräste äuserst ungesund ist? Warum sie nicht ihr Vermögen, und ihre politischen Einsichten gebrauchten, um ihre Land- und Seemacht zur Vertheidigung ihres Landes zu verstärken; um Handlung und Manufacturen aufzuhelfen, und ihrem Staate ein Gewicht zu geben, das man bisher in der Waagschale der europäischen Mächte für gar nichts gerechnet. Ich bezeugte ein Verlangen zu erfahren, wo die grossen Geldsummen blieben, weil gar kein Umlauf von Gold und Silber in der Stadt wäre, und die Banquiers, bey denen Fremden Credit hätten, sogar die Wechsel ihrer Correspondenten mit Papierscheinen von der Bank des heiligen Geistes bezalten? Da ich einmal vom Gelde rede, so muß ich noch melden, daß ich in allen Büchern, die ich über das jetzige Münzwesen in Italien zu Rath gezogen, nicht viel Trost gefunden. Im Kirchenstaate und Toscana sieht man nichts als Zechinen, oder Ducaten in Gold, und 2 Paul, 1 Paul, und halbe Paulstücken in Silber. Ausserdem hat man in Rom Bajochen, und halbe Bajochen, als kupferne Scheidemünze. Zehn Bajochen machen einen Paul, zehn Paul einen Scudo, das heutigestages aber nur eine erdichtete Münze ist; zwey Scudo betragen einen

Duca-

Ducaten oder Zechin, und 2 Zechinen sind beynahe so viel werth als ein französischer Schild Louisd'or.

Rom hat von catholischen Mächten nichts zu befürchten, weil sie es mit einer abergläubischen Achtung als den Hauptsitz ihrer Religion betrachten: aber der Pabst mag sich in Acht nehmen, daß er es mit den protestantischen Seemächten, und zumal mit den Engländern nicht verdirbt: denn da sie die letzten Meister des mittelländischen Meers sind und Minorca besitzen, so wird es ihnen allemal ein leichtes seyn, eine Anzal Völker einige Meilen von Rom an Land zu setzen, und die Stadt ohne Widerstand wegzunehmen: denn sie ist nur mit einer alten Mauer umgeben, und kan sich also gar nicht vertheidigen. Wolte man sie besetzen, so würde wegen des weitläuftigen Umfangs eine Besatzung von 20000 Mann erfordert. Den einzigen Schein von Befestigung muß man bey der Engelsburg suchen, die jenseits der Tiber liegt, und vermöge einer schönen Brücke mit der Stadt verbunden wird. Allein diese Burg, welche in vorigen Zeiten das Grabmal des Kaysers Hadrians war, könte keinen halben Tag gegen eine gut spielende Batterie von 10 Kanonen aushalten. Die Erfindung war den neuen Römern aufbehalten, ein Grab in eine Citadelle zu verwandeln. Sie dient zu nichts, als daß der Papst bey einem Aufruhr, oder unvermutheten Ueberfällen auf eine kurze Zeit dahin seine Zuflucht nehmen kan, wovon Pabst Clemens VII. ein Beyspiel gegeben, als die kayserlichen Völker die Stadt mit Gewalt einnahmen. Dies würde aber nur angehen, wenn der Pabst sich im Vatican aufhält, weil von da bis an die Engelsburg eine bedeckte Gallerie geführt ist: hingegen nutzt sie nichts, wenn der Pabst auf dem Monte Cavallo wohnt, der in einer ganz andern Gegend der Stadt liegt. Eine so lächerliche Figur wie die

Engelsburg als Vestung macht, so viel Achtung verdient sie als ein Monument des Alterthums: ob sie gleich in einem niedrigen Grunde liegt, so ist sie doch eines von den ersten Gegenständen, die einem Reisenden bey Annäherung der Stadt in die Augen fallen.

An der andern Seite des Flusses sieht man noch einige sehr wenige Ueberbleibsel von dem Grabmal des Augusts, welches weit prächtiger gebauet war. Ein Theil der Mauren steht noch, und die Absätze sind in Gartenland verwandelt. Da ich diese Ruinen betrachtete, fielen mir die prächtigen Verse des Virgils auf den Marcellus ein, der hier begraben lag;

Quantos ille virum magnam Mavortis ad urbem,
Campus aget gemitus, velque Tiberine videbis
Funera, cum tumulum præterlabere recentem.

Das schöne Gedicht, welches Ovid an die Livia, um sie zu trösten schrieb, nachdem die Asche des Augusts, seines Enkels Marcellus, des Germanicus, Agrippa und Drusus in diesem Grabmal war beygesetzt worden, schließt sich mit diesen zärtlichen Zeilen:

Claudite jam Parcæ nimium reserata sepulcra;
Claudite, plus iusto iam domus ista patet.

Was der Dichter hier von dem Grabmale sagt, werden Sie vermuthlich auch in Versuchung gerathen von diesem Briefe zu denken, deswegen will ich hier schliessen, und nur noch die Versicherung hinzu setzen, daß ich bin

der Ihrige.

Ein und dreyßigster Brief.

Nizza, den 15. Merz 1765.

Mein Herr,

In dem vorigen Briefe schrieb ich Ihnen meine Gedanken von den römischen Pallästen sehr freymüthig, und diesmal will ich Ihnen solche in Ansehung der italiänischen Gärten eröfnen, welche die Einwohner mit übertriebner Bewunderung und Beyfall erheben. Doch muß ich Ihnen bekennen, daß ich die Ville zu Frascoti und Tivoli, die wegen ihrer Gärten und Wasserwerke in grossem Rufe stehen, nicht habe in Augenschein nehmen können. Es war zwar meine Absicht, aber es fiel unvermuthet schlechtes Wetter ein, welches mich aufhielte die umliegenden Gegenden von Rom zu besuchen. Den letzten September waren die Berge von Palästrina mit Schnee bedeckt, und ich sahe mich genöthigt, wegen der durchdringenden frischen Luft meine Winterkleider anzulegen. Dieser Vorfall hielt mich die ganze Zeit ab, bis ich für gut fand, die Rückreise nach Florenz anzutreten. Inzwischen habe ich doch die Gärten zu Poggio Imperiale, und beym Pallaste Pitti in Florenz, und in Rom die päbstlichen Gärten beym Vatican und Monto cavallo, die ludwigischen, borgheſischen, und mediceischen Villen in Augenschein genommen: und glaube deswegen einigermassen im Stande zu seyn, die italiänischen Gärten zu beurtheilen. Ich habe eben der borgheſischen Villa gedacht, die auch von dem zu nächst gelegenen Stadtthore die villa Pinciana genant wird; sie ist unter allen die merkwürdigste und größte, weil sie drey Meilen im Umfange hat. Sie hat Höhen und Tiefen, und giebt

daher die schönsten natürlichen Abwechselungen, die das Auge nur in einem Garten verlangen kan: und von allen Seiten genießt man der prächtigsten Aussichten nach der Stadt und umliegenden Gegenden.

Die Engländer verlangen in einem schönen weitläuftigen Garten, schattigte und freye Oerter, die mit einer angenehmen Nachläßigkeit, als wenn die Lage von ungefehr, oder von der Natur käme, abwechseln. Sie suchen bald schattigte und mit kleinen Steinen hart gemachte Gänge, und freye mit feinem Rasen belegte Plätze, die ein lebhaftes Grün haben: bald Teiche, Kanäle, Bassins, Wasserfälle und rieselnde Bäche: bald kleine Wäldgen, zerstreute Flecken mit Bäumen und Wildnisse, in welche man angenehme Gänge gehauen, wilde Rosen und Je länger je lieber gepflanzt hat, und die von dem Gesange der Vögel ertönen. Hin und wieder verlangt er Blümenstücke, welche das Auge und den Geruch vergnügen, Lauben, Grotten, Einsiedeleyen, Tempel und Lusthäusgen, um ihn für die Sonne zu schützen, und Gelegenheit zum Ausruhen zu verschaffen: alle diese Hecken, Grasplätze, Lauben und Gänge müssen auf das reinlichste gehalten werden. Wer die einfache Schönheiten der Natur, und den Reiz der Artigkeit liebt, wird ihn vergebens in allen Lustwäldern Italiens suchen.

In den Garten des borgheſischen Landhauses trift man eine Pflanzung von 400 Pigni, ein Baum der zum Kiefern Geschlechte gehört, an, welche die Italiäner mit grosser Entzückung bewundern; man hat ferner einen langen bedeckten Gang von der Einfahrt des Gartens bis an den Pallast, und überhaupt fehlt es allenthalben nicht an schattenreichen Alleen und Hecken; allein der Garten hat sonst viele Fehler, man vernachläßigt die kleinen Lustwäldgen; die Gänge sind mit gemeinem Sande angefült, und daher staubigt: die Hecken sind dünne,

schmal

schmal und löchericht; die Bäume werden im Wachsthum gehindert, die freyen Plätze haben kein frisches Grün, sondern sehen ganz verbrent aus. In den regelmässigen Alleen sind die Bäume in wunderliche Figuren geschnitten; die Blümenstücken bestehen aus verzogenen Namen und allerley Figuren in Buchsbaum; zu gleicher Zeit setzt man die Blumen reihenweisse in Töpfen, und der Boden sieht so schwarz, als wenn er mit Asche aus der Schmiede bestreuet wird. Anstatt daß man das viele Wasser in grosse Teiche und Behälter samlen, kleine rieselnde Bäche, um den durstigen Boden zu erfrischen, durch den Garten leiten, und angenehme Wasserfälle anlegen solte, so springt es hin und wieder in kleinen elenden Springbrunnen, deren Röhren den dünsten Sprützen gleichen. Man muß zwar einräumen, daß diese Springbrunnen ihr vorzügliches in Ansehung der Bildhauerkunst haben, und daß man hier eine grosse Menge vortreflicher Statuen antrift. Allein sie schicken sich eigentlich nicht für den Platz, und hindern die Wirkung der ländlichen Einfalt, die unsre Gärten doch eigentlich hervorbringen sollen. Mit einem Worte, man sieht hier eine Menge von Spaziergängen, Wäldgen und Springbrunnen, einen Wald von 400 Pigni, einen Thiergarten mit einigen kleinen Dannhirschen, einen Blumengarten, ein Vogelhaus, eine Grotte, und einen Fischteich; und dieser vielen Stücke ungeachtet bleibt es doch in meinen Augen ein schlechter Garten wenn man ihn mit Stowe in Buckinhamshire, oder mit den Gärten von Kensington und Richmond vergleicht. Die Italiäner verstehen das Schöne in der Kunst, weil sie sich darauf legen: aber sie haben keine Begriffe von den Schönheiten der Natur.

Man kan die borgheſiſche Villa als eine Schule der Malerey und Bildhauerkunst, zumal in Ansehung

des Studiums nach antiken Statuen ansehen. Denn ausser den Statuen und Brustbildern im Garten, und der ansehnlichen Samlung in den Zimmern des Pallastes sind alle äussern Wände mit merkwürdigen Basreliefs ausgesetzt. Das beste darunter ist Curtius zu Pferde, wie er sich in den Abgrund stürzt, welcher sich nachher zugeschlossen haben soll. Unter den Kunstwerken in dem Hause selbst, gefiel mir ein Bacchus vorzüglich; wie nicht weniger der Tod des Meleagars auf einem alten Begräbnissteine, ein schöner Silen mit dem Bacchus in den Armen, ein Fechter, ein Mohr von schwarzen Marmor und einen alabasternen Hemde, ein marmorner Ochse, der auf einem Tische steht, eine schwarze Zauberin, deren Hände, Füsse und Kopf von Erz sind, und der berühmte Hermaphrodit, der mit den von Florenz um den Vorzug streitet. Das merkwürdigste daran ist die Matrazze, worauf er liegt, denn diese hat Bernini mit solcher Kunst verfertigt, daß man sie beym ersten Anblick für Wolle hält und den Platz sieht, wie sich die daraufruhende Statue allenthalben hineindruckt. Wir müssen gleichfals zur Ehre der neuern gedenken, daß Bernini noch andre vortrefliche Stücke in diesem Pallaste verfertigt hat; als den David mit der Schleuder, in der Stellung als wenn er den Riesen Goliath werfen will, und eine Gruppe der Daphne, die auf Annäherung des Apolls zum Lorberbaum wird. An dem Fußgestelle ließt man die zierlichen Verse, die Pabst Urban VIII in seinen jüngern Jahren darauf gemacht hat:

Quisquis amans sequitur fugitivæ gaudia formæ,
Fronde manus implet, baccas vel carpit amaras.

Unter den anticken Statuen, verdienen noch 2 von der Venus, ein weinender Sklave und ein Jüngling, der sich einen Dorn aus dem Fusse zieht, angemerkt zu werden.

Meine

Meine Absicht ist nicht, Ihnen eine ordentlich eingerichtete Nachricht von allen Merkwürdigkeiten Roms zu geben; sie sind schon von so vielen Verfassern, die mehr Kenntniß und Geschicklichkeit als ich dazu besassen, beschrieben worden: ich will Ihnen meine Gedanken über die merkwürdigsten Sachen, so wie sie mir einfallen, mittheilen: und ich versichere Sie, daß es alle meine eigenen sind: wenn sie also einigen Werth haben, so kan ich mir den Beyfall mit gutem Gewissen zueignen, so wie ich auch auf der andern Seite allen Tadel allein tragen muß, wenn sie unrichtig und zu sehr gewagt seyn solten.

Der Platz vor der Peterskirche hat etwas majestätisches. Die doppelte Colonnade, welche von beyden Seiten einen halben Zirkel um denselben macht, der erstaunliche egyptische Obelisk, die beyden Springbrunnen, die Gallerie vor der Kirche, und ihre prächtige Facade selbst, macht ein Ganzes von edlen Gegenständen aus, das Ehrfurcht und Achtung bey dem Zuschauer erwecken muß. Die Kirche würde noch eine weit grössere Wirkung hervorgebracht haben, wenn man sie gänzlich von den Gebäuden des Vaticans abgesondert hätte. Sie würde alsdenn ein Meisterstück der Baukunst und in allen Theilen volkommen gewesen seyn, da sie gegenwärtig nur einen schönen Theil ausmacht, den man an einen ungeheuern und unregelmässigen Klumpen von Gebäuden angeflickt hat.

Von der Baukunst dieses berühmten Tempels sage ich nichts, und will auch die inwendige Kostbarkeiten nicht beschreiben. Das grosse Gemälde von mosaischer Arbeit, und das Schiff des Petrus beym Sturm, die über der Kirchthüre zu sehen, sind zwar in Vergleich neuer Arbeiten grob gemachte Stücke, aber doch als Werke des Giotto, der zu Anfang des 14 Jahrhunderts

lebte,

lebte, betrachtet, merkwürdig. Sein Lehrmeister war Cimabue, der die Malerey und Baukunst von den griechischen Künstlern, die aus Constantinopel kamen und die Künste wieder nach Italien brachten, erlernt hatte. Die berühmte Statue, die den todten Christum im Schooße seiner Mutter vorstelt, und von Michel Angelo verfertigt ist, hat mir unter den Merkwürdigkeiten der Peterskirche gar nicht gefallen. Der Leib Christi ist so mager, als wenn er an der Auszehrung gestorben wäre: und überdieses läuft es wider die Bescheidenheit, einen nackten männlichen Körper in den Schooß einer Frauensperson zu legen. Man findet hier vortrefliche Malereyen, oder vielmehr die Kopien davon, in mosaischer Arbeit auf das volkommenste gearbeitet: als den heiligen Sebastian von Domenichino, und den Erzengel Michael nach Guido Reni. Die Werke des letztern gefallen mir ausserordentlich. Es ist so etwas sanftes und feines in seiner Manier, und seine Figuren sind überhaupt sehr schön: ob er ihnen gleich zuweilen eine gezwungene Stellung, und einen unrichtigen Ausdruck giebt. Selbst in jetzt erwehntem Gemälde hat der Erzengel völlig den Anstand eines französischen Tanzmeisters: so habe ich auch eine Madame von ihm, wo ich nicht irre, im Pallast Barbarini gesehen, die das Gewand des Kindes eben so gezwungen mit den Fingern hält, als wenn sie eine italiänische Sängerin wäre: das übrige ist in dem Gemälde bis zum Entzücken schön.

Man hat zwar die mosaische Arbeit zu einem erstaunlichen Grad der Volkommenheit gebracht, und sie schickt sich besonders für Kirchen, weil der Dampf von den vielen Räuchern den Oelfarben schadet, allein, meiner Meynung nach, kan man sie doch dem Original, das mit dem Pinsel gemacht ist, lange nicht gleichstellen. Der gläserne Schein auf der Oberfläche

des

des Gemäldes, wenn ich anders so sagen darf, giebt der Malerey, wie mich dünckt, hin und wieder ein falsches Licht, und wenn man nahe hinzutrit, so sehen die Fugen der Stifte aus, als die Brüche eines Gemäldes auf Leinwand. Ausserdem ist die Kunst sehr langweilig und kostbar. Ich gieng in ein unweit der Kirche stehendes Haus, um die Künstler arbeiten zu sehen: und beobachtete das ganze Verfahren mit Vergnügen. Insonderheit erstaunte ich über die grosse Menge aller Arten von Farben und Tinten. Die Stiftgen einer jeden Sorte liegen in besondern numerirten Kästgen, deren Zahl sich auf 17000 erstreckte. Für einen einzigen Kopf in Mosaik forderten sie 50 Ducaten. Doch ich wende mich wieder zur Kirche.

An dem Altar im Chor sind die Zierrathen bis zur Verschwendung, und mit so vielen gehäuften Tändeleyen angebracht, daß er sich besser in eine indianische Pagode, als in einen Tempel, der in griechischen Geschmack gebaut ist, schickt. Die vier colossalischen Figuren, welche den Stul des heiligen Petrus tragen, sind plump und ohne richtige Verhältnisse. Ueberhaupt scheint die Bekleidung der Statuen, sie mögen von Stein oder Erz seyn, wenn sie zu groß gemacht ist, dem Auge allemal hart und anstössig, deswegen arbeiteten die alten Künstler nach feuchten Gewändern, die ein leichtes, sanftes Ansehen und viele kleine Falten hatten, und dabey so dünne waren, daß die Form der Glieder durchschien.

Diese riesenmässige Statuen wägen 116257 Pfund, und da sie nichts anders als einen Stul zu tragen haben, so sind sie ausser allem Verhältniß, weil sich die Träger allemal nach der zutragenden Last richten müssen. Wenn wir dem Buche de Identitate cathedræ Romanæ Glauben beymessen sollen, so gehörte dieser hölzerne Stul dem Apostel Petrus. Alle das Geräthe des catholischen

Aber-

Aberglaubens, die Reliquien Schränke, die übel angelegten Spitzen und Glockenthürme, die ewige Wiederholung der Figur des Kreuzes bey den Kirchen, welche sich besser für ein Gefängniß schickt, da das Kreuz überhaupt ein schlechter Gegenstand ist, alle diese Umstände sage ich, haben den schlechten Geschmack in der Baukunst von aussen, und in den innerlichen Zierrathen unsrer Kirchen befördert. Die meisten Kirchen werden kreuzförmig gebauet, und daher kan man das Ganze des Gebäudes so wol von innen, als von aussen nicht beurtheilen; und es thut nicht die Wirkung, die es thun solte. Das Escurial oder der königliche Pallast in Spanien hat sogar die Form eines Rostes erhalten, weil der König das dabey befindliche Kloster, vermöge eines Gelübdes an den heiligen Laurentius, der wie ein Schwein auf den Rost gebraten wurde, bauen lassen. Es ist Schade daß die Maler so viel Zeit und Arbeit verschwendet, um die widrigen Gegenstände aus der Märtrer Geschichte vorzustellen. Ausser den unzäligen Abbildungen der Geisselung, Kreuzigung und Abnehmung Christi vom Kreuze, sehen wir bald eine Judith mit dem Haupt Holofernes, oder eine Herodias mit dem Haupt des Johannes, bald Jael, die den Sisera im Schlaf tödtet, bald den Petrus, der am Kreutze mit dem Tode ringet, oder die Steinigung des Stephanus, oder den mit Pfeilen erschossnen Sebastian, bald den Laurentius auf den Rost, oder einen geschundnen Bartholomäus, und hundert dergleichen fürchterliche Gemälde, die den Kopf mit traurigen Gedanken anfüllen, und die Menschen zu einem Hang von fanatischer Denkungsart gewöhnen, die lauter schlechte Folgen hat, wenn sie einmal die Oberhand erhält.

Der hohe Altar steht unter einem Himmel, der von vier gewundnen vergüldeten Säulen von Erz getragen

gen wird. Alles ist prächtig daran, aber er ist auch zugleich mit Bildhauerarbeit, Laubwerk, Festons, Figuren von Knaben und Engeln überhäuft, es brennen bey denselben unaufhörlich 122 Lampen, die aber das Auge mehr blenden, und dem gemeinen Mann zu unterhaltung seiner Andacht dienen; als daß sie einen vernünftigen Zuschauer rühren solten.

Bey diesem herrlichen Gebäude verdient wol nichts mehr den allgemeinen Beyfall, als die vortrefliche Uebereinstimmung und das Verhältniß aller Theile unter einander. So groß die Menge von Schnitzwerk, Verguldungen, Basreliefs, Medaillons, Urnen, Statuen, Säulen und Malereyen auch ist, so scheint das Ganze gleichwol nicht mit Zierrathen überhäuft zu seyn. Beym ersten Anblick wird das Auge von Regelmäßigkeit und der Gleichheit des Ganzen eingenommen: es findet nichts ausserordentliches, und hält die Kirche für viel kleiner als sie wirklich ist. Die Statuen der Kinder, welche die Weihgefässe tragen, scheinen beym ersten Eintritt in die Kirchthüre von natürlicher Grösse zu seyn, geht man näher, so wird man gewahr, daß sie von riesenmässiger Grösse sind. Die Tauben mit den Oelzweigen in den Schnäbeln, welche an der Mauer vorgestelt sind, glaubt man erreichen zu können; so wie man aber näher komt, scheinen sie sich zu erheben, als wenn sie sich nicht wolten fangen lassen.

Das Pantheon hat meine Erwartung nicht erfüllet, so viel man auch davon sagen mag. Es sieht mir aus als ein hoher Hünerkorb, der oben ein rundes Loch hat. Der bedeckte Gang mit Säulen, welchen Agrippa an den Tempel fügte, ist in der That etwas prächtiges, stimt aber, meinem Bedünken nach, mit der Einfalt des übrigen Gebäudes nicht überein. Mit aller Achtung, die ich für die Alten hege, kan ich nicht

ein-

einsehen, worin die Schönheit der Rotunda besteht. Es ist ein runder Cylinder ohne Fenster, oder eine blosse circulförmige Mauer, oben mit einem Karniesse versehen, worauf ein gewölbtes Dach oder eine Kuppel ruht, die im Mittelpunkte ein rundes Loch hat. Ich rede hier nur blos von dem Tempel, und nicht von dem Gang des Agrippa. Inwendig sieht er aus als ein Mausoleum oder Grabmal. Aus dieser Ursache kam Pabst Bonifacius IV vermuthlich auf den Gedanken 28 Karren voll halbverfaulter Knochen, die man von verschiednen Begräbnisplätzen samlete, hieher bringen zu lassen, und den Tempel in eine Kirche, die der Maria und allen heiligen Märtyrern gewidmet wurde, zu verwandeln. Ich bin keiner von denen, die da glauben, die Kirche bekomme durch das obere Loch, ob es gleich 29 Fuß im Durchmesser hat, hinlängliches Licht. Der Verfasser der grossen Tour durch Europa giebt den Durchmesser sehr fälschlich von 9 Fuß an: er sagt ferner, daß man 11 Stuffen in die Kirche hinabsteigen müsse, daß sie 144 Fuß hoch und eben so breit sey, daß sie ganz mit Kupfer gedeckt war, welches Pabst Urban VIII nebst den kupfernen Nageln an der Gallerie wegnehmen, und daraus die obgedachten vier gewundnen Pfeiler des hohen Altars der Peterskirche machen ließ. Die Sache verhält sich also: vor den Zeiten Alexanders VII war die Erde so hoch, daß ein Theil der Tempel Mauer davon bedeckt wurde, und man muste einige Stuffen hinabsteigen, um auf den Fußboden der Gallerie zu kommen: dieser Pabst aber befahl allen Schutt wegzuschaffen, den Eingang des Tempels mit der Erden gleich, und den Fuß von den Säulen des Ganges ganz frey zu machen: so daß jetzo von den Stuffen, die man ehemals hinabgehen muste, nichts mehr zu sehen ist. Die wahre Höhe des Tempels beträgt 200 Palmen, und die Breite 218. Wenn ich nun den Palm zu 9 Zoll annehme, so komt eine

Höhe

Höhe von 150, und eine Breite von 163 Fuß 6 Zoll heraus. Pabst Urban VIII. ließ kein kupfernes Dach, sondern nur kupferne Stangen, die das Dach des Ganges trugen, wegnehmen. Sie wogen 186392. Pfund, und waren hinlänglich, sowol die Säulen, als einige Kanonen daraus zu giessen. Worüber man sich aber noch mehr wundern muß, ist, daß die Vergoldung dieser Säulen 40000 Goldkronen gekostet haben soll: welches Geld sehr übel angewandt worden. Pabst Urban VIII. errichtete zwey Glockenthürme auf der Rotunda, und es ist viel, daß er die obere Oefnung nicht mit Glasscheiben bedecken lassen, weil es für diejenigen, welche unten in die Kirche gehen, sehr beschwerlich seyn muß, dem Regen ausgesetzt zu seyn, zu geschweigen, daß die Feuchtigkeit ungesunde Dünste verursacht. Ich bin verschiedenemal in derselben gewesen, und sie hat mir jedesmal trauriger und finstrer geschienen.

Die Pracht der alten Römer zeigte sich nicht so sehr in ihren Tempeln, als in ihren Theatern, Amphitheatern, Rennbahnen, Naumachien, Wasserleitungen, Triumphbogen, Gallerien, Basiliken, und insonderheit in ihren Bädern. Ihre Tempel waren grossentheils klein und unbeträchtlich: und kein einziger war nur einigermassen mit dem Umfange und dem Pracht der jetzigen Peterskirche zu vergleichen. Der Tempel des Jupiters auf dem Kapitol, von dem man so viel Wesens machte, war kaum halb so lang und breit; denn er hielte nur 200 Fuß in der Länge, und 185. in der Breite: dahingegen die Peterskirche 638 Fuß lang, und ohngefehr 500 breit ist. Sie hält also beynahe zweymal so viel Fuß in der Breite, als der Tempel des olympischen Jupiters in Griechenland, der doch unter die 7 Wunderwerke der Welt gezält wurde.

Ich werde Ihnen bey nächster Gelegenheit mehr von den Alterthümern Roms schreiben, weil ich ein Vergnügen finde, mich bey dieser Materie noch länger aufzuhalten. Solte ich aber zu weitläuftig werden, so werden sie mir als Freund Einhalt thun. Ein Wink von Ihnen ist hinreichend für

Ihren

ergebnen.

Zwey und dreyßigster Brief.

Nizza d. 10. Merz 1765.

Mein Herr!

Das Colossum, oder das vom Kayser Vespasian erbauete Amphitheater, ist das erstaunlichste Werk, das man in dieser Art aus dem Alterthum aufweisen kan. Die eine Hälfte des äuserlichen Umfangs ist beynahe noch ganz erhalten, und besteht aus vier Reihen Arcaden, eine über die andre, davon eine jede ihre besondre Ordnung, als die Dorische, Jonische, Corinthische und Römische hat. Von der Höhe und dem Umfang kan man aus der Menge der Zuschauer, welche es fassen konte, urtheilen; man giebt solche gemeiniglich auf 100000 an, jedoch, nach des Fontana Ausmessung, konten nicht mehr als 34000 Platz darin haben, wenn ich $1\frac{1}{2}$ Fuß für jede Person annehme, denn der Umfang des ganzen Gebäudes machte nicht über 1560 Fuß aus. Das Amphitheater zu Verona hält 1290 Fuß im Umfange, und das zu Nimes 1080. Vespasian ließ dieses Gebäude durch 30000 jüdische Sklaven aufführen: sein Sohn brachte es aber erst zu Stande, und weihete es ein. Es wurden den ersten Tag der Eröf-

nung

nung 50000 wilde Thiere hineingebracht, die alle auf dem Platze blieben. Die Römer müssen nothwendig ein barbarisches Volk gewesen seyn, weil sie an dergleichen grausamen Schauspielen ein Vergnügen fanden. Sie sahen mit Lust die todten Körper der Missethäter durch die Gassen schleifen, oder solche von dem tarpezischen Felsen herabstürzen. Die Rostra waren gemeiniglich, so wie zu temple-Bar in London mit den Köpfen angesehener Bürger geziert. Sie konten auf diesem Platz den Kopf des Cicero stecken sehen, wo er sonst ihr Ohr mit seinen Reden entzückt, und die Sache der Unschuld und Freiheit beschützt hatte. Sie vergnügten sich über den Zeitvertreib, wenn ihre Mitbürger im Amphitheater vor ihren Augen von wilden Thieren zerrissen wurden. Sie gaben ihren lauten Beyfall zu erkennen, wenn ein Sklave seinen unglücklichen Gegner im Kampfplatze erlegte: und hielten es für eine der prächtigsten Belustigungen, wenn ganz kleine Heere von Gefangenen einander angreifen, und so lange mit einander fechten musten, bis eine Partie, die andre ermordet hatte. Nero liess 400 Rathsherrn, und 600 vom Ritterstande als Fechter auf den öffentlichen Kampfplatz treten. So gar die Weiber musten mit wilden Thieren, und auch unter einander kämpfen und das Amphitheater mit ihrem Blute färben, wie uns Tacitus berichtet, sed foeminarum illustrium, senatorumque filiorum plures per arenam foedati sunt. Die unmenschliche Gewohnheit Sklaven und Gefangene bey dem Grabmal ihrer Herren zu opfern, die noch bey den Negern in Afrika üblich ist, war sowol bey den Römern als Griechen im Gebrauch. Ich habe nie ohne Schauer und Wiederwillen die Stelle im 23 Buch der Iliade, wo der 12 grossen Trojaner gedacht wird, die der grausame Achill bey dem Grabe seines Freundes des Patroclus opferte, lesen können:

Δώδεκα μεν Τρόων μεγαθυμον ὕεας εσθλους
Τὸν ἅμα σοι πάντας πῦρ ἐσθίει

Ich kan es nicht begreifen, daß man ein Volk deswegen, weil es an das Blutvergiessen bey öffentlichen Lustbarkeiten gewohnt ist, für brav und tapfer hält. Die wahre Tapferkeit ist nicht grausam, sondern menschenfreundlich. Etwas von dieser blutdürstigen Denkungsart haben die Einwohner einer grossen Insel, die ich nicht nennen mag, geerbt. Doch stille hiervon. Es wäre ganz natürlich, wenn sie glaubten, mein Herr, das Amphitheater hätte von den barbarischen Völkern, die Rom so oft verheerten, viel leiden müssen: es ist auch wahr, sie raubten dem Gebäude die kostbaren Materialien und Zierrathen; allein die Gothen und Vandalen des neuern Roms haben es erst zertrümmert, und in den gegenwärtigen verfallenen Zustand versetzt. Einen Theil der Steine ließ Pabst Paul II. abbrechen und den Pallast von S. Marco davon aufführen. In der Folge ward es aus ähnlichen Absichten von den Kardinälen Riarius und Farnese, der nachgehends unter dem Namen Paul III. auf den päbstlichen Stul kam, jämmerlich gemishandelt. Aller dieser Raubereyen ungeachtet steht doch noch genug da, um sich einen Begrif von der ehemaligen Pracht daraus zu machen.

Wenn man die Rennbahnen (circos) und Naumachien, als Gebäude, und als künstliche Wasserbehältnisse betrachtet, haben sie ihren Werth; sieht man sie aber an, als Plätze zum Pferde- und Wagenrennen oder als künstliche Seen, um Seegefechte darauf vorzustellen; so geben sie einen Beweis ab, daß die Römer in der Streitkunst und im Schifswesen sehr mittelmäßige Geschicklichkeit und Erfahrung besassen. Man sieht noch den Umfang der Rennbahn vom Kayser Caracalla, aber es ist kaum so viel Raum darin, daß ein engli-

englisches Rennpferd Luft darin schöpfen könte. Der Circus maximus, welcher alle andre weit übertraf, ist nicht so lange als die Maillebahn, und ich wolte behaupten, daß der Park von S. James geraumiger und bequemer zu dieser Absicht wäre. Ich glaube ein alter Römer würde sehr stutzen, wenn er eines von unsern Pferderennen in New-Market ansehen solte. Der Circus maximus hatte nur 300 Ellen in der Breite: wovon der mitlere Theil, oder die spina, wo kleine Kapellen, Statuen, und zwey grosse Obelisken standen, ingleichen der Kanal, den Cäsar anlegte, um Crocodille und andre Thiere darin aufzubewahren, vielen Platz wegnahmen. Gedachter Kanal war so geräumig, daß Kayser Heliogabalus ihn mit Wein anfüllen, und dem Volke Schifgefechte darauf geben ließ. Er umgab 3 Seiten der Rennbahn, so daß der ganze Umfang des Rennplatzes nicht über eine englische Meile ausmachte. Probus ließ ihn mit Kiefern besetzen, und einen Wald zum Jagen der wilden Thiere daraus machen; der aber wol nicht grösser seyn konte als das Stücke vom Parck von St. James, welches an der Südseite des Kanals liegt. Urtheilen Sie selbst, wie lächerlich sich ein König von England machen würde, wenn er auf diesen kleinen Fleck eine Jagd anstelte?

Es scheint daß die römischen Kayser mehr gesucht das Volk in Erstaunen zu setzen, als die öffentlichen Belustigungen auf einen vernünftigen Fuß einzurichten. Deswegen liessen sie in einem Behältnisse von frischen Wasser ein Dutzend kleine Schiffe gegen einander fechten. Diese Schiffe waren vermuthlich nicht einmal so groß als kleine Fischer Bote, denn sie wurden von 2, 3, oder 4 Rudern auf jedweder Seite regiert, und darnach 2 rudrige, 3 und 4 rudrige Schiffe benent. Ich weiß daß hierüber noch gestritten wird, und daß viele

Alterthumsverständige behaupten, daß die Schiffe solchen Namen von der Anzal der Ruderbäncke, die über einander als so viele Verdecke angelegt gewesen, erhalten. Diese Auslegung streitet aber wider alle Abbildungen von Schiffen, die wir auf Münzen finden. Sueton redet in dem Leben des Käysers Domitian von einem solchen Seegefechte: Edidit navales pugnas pæne iustarum classium, effosso & circumstructo iuxta Tyberim lacu, atque inter maximas imbres perspectavit. Dieser künstliche See war nicht grösser, als der Teich in Hyde Park, gleichwol sagt der Geschichtschreiber, er wäre groß genug zu wirklichen Seeschlachten gewesen. Wie würde ein englischer Schiffer lachen, wenn er hörte, daß man ein Lustgefechte von zwey Escadern grosser Kriegsschiffe in einem kleinen Flusse halten wolte? oder das die genommenen feindlichen Schiffe von der Linie von Hydepark-Corner nach Towerwarf gebracht werden solten? Wir wissen daß Lucullus bey einem seiner Triumphe 110 Kriegsschiffe (naves longas) durch die Gassen von Rom ziehen ließ. Nichts kan uns einen verächtlichern Begrif von ihrer Seemacht beybringen, als wenn die alten Schriftsteller erzälen, daß sich die Seeleute mit kleinen Ruderboten auf einer Pfütze Wasser geübt, und zum Seedienst tüchtig gemacht hätten: da die See nur einige Meilen entfernt war, und die Tyber durch die Stadt floß. Wenigstens hätten sie sich doch auf dem Flusse besser üben können, als auf einem Teiche von stehenden Wasser, der nicht grösser war, als ihre Bäder. In der That, ich bin versichert, daß ein halb Dutzend englischer Fregatten, die vereinigten Flotten beyder Partheyen bey Actium, welche Schlacht damals das Schicksal des römischen Reichs entschied, und eine der berühmtesten in der alten Geschichte war, mit leichter Mühe aus einander gejagt hätte.

Ich könte lange zubringen, wenn ich alle Bäder beschreiben wolte, von denen man noch weitläuftige Ruinen, als von grossen Schlössern in den römischen Mauern antrift. Die Bäder des Diocletians konte man ehemals eine hohe Schule zum Unterricht junger Römer nennen. Man fand in diesem Gebäude eine volständige Samlung aller Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst, und öffentliche Schulen für alle Wissenschaften. Nach dem Augenmaasse zu urtheilen, waren aber die antoninischen Bäder, welche Caracalla bauete, noch weitläuftiger und prächtiger. Sie enthielten so viel Zellen, daß auf 200000 Personen zu gleicher Zeit, ohne einander zu sehen, darin baden konten. Alle Zierrathen der Baukunst, Malerey, und Bildhauerey waren darin angebracht. Die Röhren, wodurch das Wasser lief, bestunden aus Silber, viele Badezimmer waren von kostbarem Marmor und mit krystallenen Lampen erleuchtet. Der berühmte Hercules, und Stier, im Pallast Farnese, wurden hier ausgegraben.

Der Gebrauch der Bäder war würklich ein nothwendiges Stück zur Gesundheit und Reinlichkeit, zumal in einem heissen Lande, wie Italien, und ehe man sich in Leinwand kleidete. Solchen Endzweck hätte man aber viel besser in der Tyber erreicht, als in den Bädern warmes Wasser zu gebrauchen. Dies ward zuletzt eine Art von Ueppigkeit, welche die Römer von den weibischen Asiatern gelernt hatten. Sie schwächten dadurch die Fibern, welche ohnehin in diesem heissen Himmelsstrich schon schlaf genug waren, noch mehr. Sie gebrauchen zwar auch im Sommer kalte Bäder, gemeiniglich aber waren sie laulicht, und mit wohlriechenden Sachen vermischt. Zuweilen bedienten sie sich blos der Ausdünstungen vom Wasser, und angenehmer Salben, um den Duft zu geniessen. Die grossen Badehäuser bestunden

aus mancherley Stücken zur Abwechselung und Bequemlichkeit: als da waren die Plätze zum Schwimmen; die Gallerien, wo die Leute mit einander auf- und abgiengen, und sich unterhielten, oder wie Cicero sagt, in porticibus deambulantes disputabant; die Basilicæ, wo sie sich beym Hinein- und Herausgehen aus dem Bade versamleten; die grossen Vorhöfe, die mit Colonnaden von numidischen Marmor und Granit geziert waren; die Ephibia, wo die jungen Leute das Ringen, und andre Leibesübungen anstelten; die Frigidaria, oder Oerter, wo man sich in dem beständig unterhaltnen Luftzuge bey ofnen Fenstern abkühlte; die Calidaria, wo man das Wasser warm machte, die Platanones oder kleinen Lustwäldgen; die Stadia, wo sich die Kämpfer übten, die Exedræ, oder mit Bänken versehene Ruheplätze, die Palestra, wo ein jeder eine Leibesübung nach Gefallen vornehmen konte, die Gymnasia, wo die Dichter, Redner und Philosophen ihre Werke ablasen, oder zur Lust kleine Reden hielten; die Eleotesia, wo man die Salben und wohlriechenden Sachen für die Badenden aufhub: und die Conisteria, wo die Ringer sich vor dem Handgemenge mit Oel und Sand beschmieren liessen.

In einigen Bädern zu Rom badete man umsonst, in andern für Geld. Marcus Agrippa öfnete als Bauherr 170. besondre Bäder, zum Gebrauch des gemeinen Mannes. In den öffentlichen Bädern, wo man Geld nahm, bezalte jedweder einen quadrans, oder nach englischer Münze einen halben Pfennig, nach dem Verse des Juvenals:

Cædere Silvano porcum, quadrante lavari.

Wenn die Badezeit aber verstrichen war, muste man es viel theurer bezalen, wie wir aus dem Martial lernen:

Balnea post decimam, lassо centumque petuntur
Quadrantes. — —

Es

Es war zwar kein Unterschied beym Baden, unter dem Platze eines vornehmen, und des geringsten Menschen: allein jene bedienten sich dabey ihrer goldenen und silbernen Geschirre, sowol zum Baden, als auch zum Essen und Trinken, und hatten Tücher von der feinsten Leinewand. Sie gebrauchten ein Instrument, strigil genant, um sich die Haut damit zu kratzen, deswegen sagt Persius:

I puer, & strigiles Crispini ad balnea defer.

Der gemeine Mann nahm dazu Schwämme. Die Badezeit war von Mittag bis Abends, da die Römer ihre Hauptmalzeit hielten. Man gab ein Zeichen mit einer Glocke, wenn die Bäder geöfnet wurden: darauf zielt Juvenal:

Redde pilam, sonat æs thermarum, ludere pergis?
Virgine vis sola lotus abire domum.

Beyde Geschlechter waren von einander abgesondert. Agrippina, die Mutter des Nero, legte nebst einigen Matronen von Stande besondre Bäder für das weibliche Geschlecht an. Der Gebrauch des Badens war für die Gesundheit der Römer ein so nothwendiges Stück geworden, daß Galen uns in seinem Buche von Erhaltung der Gesundheit ein Exempel von einem alten Philosophen erzält, der gleich das Fieber bekam, wenn er es nur einen Tag aussetzte. Um einen gewissen Wolstand in dergleichen Häusern zu beobachten, hatte man gewisse Verordnungen gemacht, und einem Censor, der gemeiniglich einer der ersten Rathsherren in Rom war, die Aufsicht darüber gegeben. Agrippa hinterließ seine Gärten und Bäder, die bey dem Pantheon lagen, zum Besten des römischen Volks. Unter den darin stehenden Statuen, befand sich ein junger Mann, der aus dem Bade stieg, von der Hand des

Lysippus, der so schön gemacht war, daß Tiberius sie deswegen wegnehmen und in seinen Pallast setzen lies. Aber der Pöbel fieng darüber einen solchen Lärm an, daß er sie gerne wieder an ihren ehemaligen Platz schafte. Spartian berichtet uns, Kaiser Hadrian habe diese prächtigen Bäder wieder hergestelt; wir finden aber heutigestages keine Spuren davon.

Was den gegenwärtigen Zustand der alten Wasserleitungen anbetrift, so kan ich Ihrem Anfragen, in diesem Puncte nicht recht Genüge leisten. Ich sahe nur die Ruinen von derjenigen, die das claudische Wasser in die Stadt brachte, bey der Porta Maggiore und dem Platze des Laterans. Sie wissen, daß man deren sonst in allen 14 zälte, davon einige über 40 Meilen weit giengen. Die Kanäle waren so breit, daß ein bewafneter Reuter darin reiten konte: deswegen ließ Belisarius, als die Gothen, wärend der Belagerung Roms, das Wasser abgeleitet hatten, diese Zugänge verwahren, damit der Feind nicht durch selbige eindringen möchte. Vermuthlich blieben die Wasserleitungen von dieser Zeit an trocken, und giengen nach und nach ein. In der That, die Römer waren den freigebigen Bürgern, welche die erstaunenden Werke, zum Besten und zur Verschönerung der Stadt, aus ihrem Vermögen aufführen liessen, unendlichen Dank schuldig: allein man hätte dieselbe Menge Wasser durch Röhren, um den hundersten Theil der Kosten anlegen können, und in dem Fall, konte der Feind es nicht so leicht von der Stadt abschneiden. Die Päbste, welche die Stadt in neuern Zeiten mit dem herrlichsten Wasser versorgt, haben ein grosses Verdienst, in Ansehung ihrer Fürsorge, indem sie Rom auf ihre Kosten dreierley Wasser verschaft, als die acqua Virgine, Paolina, und Felice. Diese Quellen sind so reich, daß eine noch weit grössere Stadt damit könte versorgt werden.

Es

Es ist kein Wunder, daß Agrippa, der Stiefsohn, Freund und Günstling des Kaisers August, auch zugleich der Liebling des ganzen Volks war, weil er so ungemein für den Nutzen und das Vergnügen seiner Mitbürger sorgte. Er leitete zu erst diese Acqua Virgine in die Stadt, und legte 700 besondre Behältnisse an, errichtete 105 Springbrunnen, und 130 Nebenableitungen: diese Werke wurden mit 300 Statuen und 400 marmornen Pfeilern geziert, und alles dieses geschah in einem Jahre. Ferner schafte er auch das julische Wasser in die Stadt, und stelte die verfallenen Kanäle von den Marzischen wieder her. Ich habe der vielen Bäder, die er eröfnet, und nebst seinen Gärten dem Volke im Testament vermacht, bereits oben Erwähnung gethan. So groß und prächtig diese Wohlthaten auch scheinen mögen, so war es doch nicht der wichtigste Dienst, welchen er den römischen Einwohnern leistete. König Tarquinius Priscus, hatte zuerst unterirrdische Kanäle, oder Kloacken angelegt, nicht nur in Absicht der Reinlichkeit, sondern auch als Zugänge zu den Villabrum, um das stehende Wasser, weil es sumpfig war, und nach heftigen Regengüssen, aus den niedrigen Gegenden der Stadt keinen Abfluß hatte, wegzuschaffen. Die verschiednen Kanäle stiessen bey dem Markte (forum,) zusammen, von da aller Unrath, durch die cloaca maxima, in die Tyber geschaft wurde. Die letztere waren ein Werk des Tarquinius superbus; zu denen der Zunftmeister, Marcus Cato, und Valerius Flaccus noch andre hinzufügten. Sie waren aber durch die Länge der Zeit, theils verstopft, theils verfallen, deswegen lies Agrippa sie aufs neue reinigen, ausbessern, und in den Gegenden, wo sich noch keine befanden, zu Abführung des Unraths, neue anlegen. Er erweiterte die Cloaca maxima dergestalt, daß ein Heuwagen darin fahren konte, leitete sieben Kanäle

von

von frischen Wasser hinein, damit solches allemal den Unrath wegtreiben solte. Wenn aller dieser Bequemlichkeiten und Vortheile ungeachtet, Kaiser Vespasian gleichwol noch viele Kosten aufzuwenden hatte, um die Gassen sauber zu halten, sollen wir nicht mit Recht den Schluß daraus ziehen, daß die alten Römer eben so schmutzig und unrein gewesen, als die heutigen Italiäner?

Nach den Mausoleen des Augusts und Hadrians, deren ich bereits Erwehnung gethan, sind die Grabmale des Cajus Cestius, und der Cäcilia Metella die vornehmsten. Das erstere sieht man gleich an dem Thor des heiligen Paulus in der Gestalt einer ganz erhaltenen Pyramide, die 120 Fuß hoch ist, und inwendig eine gewölbte mit alten Malereyen versehene Kammer hat. Durch die Länge der Zeit ist fast alles verloschen. Das Werk selbst ist von Backsteinen aufgebauet, und inwendig mit Marmor bekleidet. Cajus Cestius war ein reicher Mann, führte das Bürgermeister- und Epulonenamt, welche die Aufsicht über gewisse Feste, Lectisternia und Pervigilia genant, hatten. Er vermachte sein ganzes Vermögen seinem Freund M. Agrippa, der aber so edel dachte, und es den Verwandten des Verstorbenen zurück gab.

Das Monument der Metella liegt ausserhalb der Stadt, an der appischen Strasse, und heist gemeiniglich Capo di Bove. Sie war eine Tochter des Metellus Creticus, und die Frau des Crassus, der zu ihrem Andenken dies prächtige Grabmal aufführen ließ. Es bestund aus 2 Absätzen, der untere war aus gehauenen Steinen und viereckig, der obere hingegen rund. Oben lief ein Karnieß mit ausgehauenen Ochsenköpfen zum Zierrathe herum, und daher hat der gemeine Mann ihm den Namen von Capo di Bove gegeben. Man glaubte, die Ochsen wären ein den Göttern be-

sonders

sonders gefälliges Opfer: daher sagt Plinius an einem Orte, wo von Ochsen die Rede ist, hinc victimæ optimæ, & laudatissima deorum placatio. Den Thurm bedeckte eine prächtige Kuppel, die mit den schönsten architectonischen Zierrathen versehen war: Das Gebäude hatte ehemals eine kupferne Thüre. Inwendig stund eine prächtige ausgehauene Urne mit der Asche der Metella, welche noch im Pallast Farnese aufbewahrt wird. Gegenwärtig ist der Boden dem ersten viereckigten Absatze gleich, und man sieht nichts als den runden Thurm, ohne Kuppel und Zierathen; aber oben lieset man an der Seite gegen die Strasse die kurze Aufschrift:

CAECILIAE.
Q. CRETICI. F.
METELLAE.
CRASSI.

Weil ich doch einmal von Begräbnisaufschriften rede, so will ich Ihnen noch am Schlusse dieses Briefes, die Aufschrift eines sonderbaren Testaments mittheilen, das ein gewisser in Portugall verstorbner Favonius Jocundus gemacht, weil daraus die wahre Lage des Tempels des Gottes Sylvanus bestimt wird:

IOCUNDI:

Ego Gallus Favonius Iocundus. P. Favonii F. qui bello contra Viriatum succubui, Iocundum et Prudentem filios, e me et Quinctia Fabia coniuge mea ortos, et Bonorum Iocundi patris mei, et eorum quæ mihi ipsi acquisivi, hæredes relinquo: hac tamen conditione, vt ab vrbe Romana huc veniant, et ossa hic mea intra quinquennium exportent, et via Latina condant in sepulcro iussu meo condito, et mea voluntate, in quo velim neminem mecum neque servum neque libertum

inseri

inferi, et velim ossa quorumcunque sepulcro statim meo eruantur, et iura Romanorum serventur in sepulcris ritu maiorum retinendis, iuxta voluntatem testatoris. Et si secus fecerint, nisi legitimæ oriantur causæ, velim ea omnia, quæ filiis meis relinquo, pro reparando templo Dei Sylvani, *quod sub Viminali monte est*, attribui: manesque mei a Pont. Max. a Flaminibus Dialibus, qui in Capitolio sunt, opem implorent, ad liberorum meorum impietatem vlciscendam: teneanturque sacerdotes Dei Sylvani me in vrbem referre, et sepulcro me meo condere. Volo quoque vernas, qui domi meæ sunt, omnes a Prætore Vrbano liberos, cum matribus dimitti, singulisque libram argenti puri, et vestem vnam dari. In Lusitania in agro. VIII. Cal. Quinctilis bello Viriatino.

Der Raum des Papiers verstattet kaum, daß ich noch die Versichrung hinzusetzen kan, daß ich allezeit bin

der Ihrige.

Drey und dreyßigster Brief.

Nizza
den 39. Merz 1765.

Mein Herr!

Glauben Sie ja nicht, daß ich die Helfte der merkwürdigen Malereyen und Gemälde in Augenschein genommen, die Anzal derselben ist in Rom so groß, daß ich ein Jahr hätte zubringen können, sie nur obenhin nach der Reihe anzusehen, und doch welche auszulassen. Inzwischen habe ich die merkwürdigsten betrachtet, und meine Neugierde daran gesättigt. Hätte ich das

feine

seine Gefühl eines wahren Kenners gehabt, so wäre meine Begierde vielleicht durch diesen flüchtigen Blick, gereizt worden, den ganzen Winter in Rom zuzubringen.

Als ich den Vatican besuchte, gefiel mir des Raphaels Schule von Athen vorzüglich, ob die Malerey gleich viel von der Feuchtigkeit des Orts gelitten. Bey den 4 Knaben, welche den Mathematicker, der einen Beweis führt, zuhören, ist die Abwechselung in dem Ausdruck vortreflich. Herr Webbs Kritick über diesen Künstler ist gewis sehr richtig. Er war vielleicht der stärkste Maler in dem moralischen Ausdrucke, den die Kunst gehabt. Keiner hat jemals die Denkungsart, die einem jeden Bilde zukomt, so glücklich ausgedruckt; man erreicht solche so gleich aus den Mienen, aus der Stellung, und der ganzen Handlung einer Figur. Er scheint aber zuviel Phlegma gehabt zu haben, um sehr heftige Leidenschaften, und die erhabensten Theile der Malerey vorzustellen. Er hatte den aufgeweckten Kopf des Virgils, es fehlte ihm aber das Feuer des Homers. In seiner Vorstellung des Parnassusbergs, habe ich nichts ausserordentliches gefunden, als den Apoll, der den Musen etwas auf der Violine vorspielt.

Das jüngste Gericht des Michael Angelo, in der Kapelle vom Papst Sixto V. hat mich eben so unordentlich gerührt, als wenn ich ein starkbesetztes Concert von verschiedenen Instrumenten höre, oder wenn ein zalreicher Haufen von Pöbel auf einmal redet. Die Stärke des Ausdrucks gefiel mir zwar in einzelnen Figuren und verschiedenen Gruppen; aber das Ganze ist sehr verworren, ohne Haltung und Ruhe für das Auge. Ein Maler solte billig alle Gegenstände vermeiden, die gar zuviel Gruppen oder Figuren erfodern: weil die Kunst nicht alles auf einem Gesichtspuncte zusammen verei-

vereinigen, noch machen kan, daß alle Gegenstände so unter einander geordnet sind, wie sie der Natur nach seyn solten. Michael Angelo scheint bey aller seiner Geschicklichkeit in der Zergliederungskunst, bey seiner richtigen Zeichnung, bey dem Feuer, und der Stärke, in seinen grossen Compositionen, wenige Begriffe von der Grazie gehabt zu haben. Man solte glauben, er habe seine Könige, Helden, Kardinäle und Prälaten, nach den gemeinen Arbeitsleuten (fachini,) in Rom gezeichnet: und die Geschichte sey wahr, daß er seinen Christum am Kreuz, nach den Zügen eines sterbenden Missethäters auf dem Rade, gemalt, und daß er die Originale zu seinen Marien mit dem Kinde Jesu würklich aus dem Stalle geholt habe. In der Sala Regia, welche nicht weit von der sixtinischen Kapelle ist, trift man unter andern berühmten Thaten catholischer Helden, auch die Vorstellung der parisischen Bluthochzeit an. Da am Bartholomäus Abend eine Menge Protestanten in Paris auf das erbärmlichste ermordet wurden. Von diesem Gemälde drückt sich der Verfasser der Beschreibung von Rom folgendergestalt aus: „Nella prima „esprime Giorgio Vasari l'istoria del Coligni, Grand „'Ammiraglio di Francia, che come capo de Rebelli „e degl' Ugonotti, fu ucciso; e nell' altra vicino, la „strage fatta in Parisi, e nel regno, de' rebelli et dégl' „Ugonotti.„ d. i. „Im ersten Gemälde stelt Vasari die Geschichte des Coligni, Grosadmirals von Frankreich vor, der als Haupt der Rebellen und Hugenotten ermordet wurde; und im andern darneben die Erschlagung der Rebellen und Hugenotten in Paris und andern Gegenden des Königreichs.„ So hat also der römische Hof seine Künstler gebraucht, die grausamste, niederträchtigste, und treuloseste Handlung zu verewigen, und einen Schandfleck, dergleichen nie eine andere

re Nation auf sich geladen, als ein verdienstliches Werk vorzustellen.

Ich will der beyden Statuen zu Pferde vom Constantin, und Carl dem Grossen, welche an den Enden der langen Gallerie vor dem Eingange der Peterskirche stehen, nicht gedenken, weil ich nichts besonders, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog, daran gefunden. Die schlafende Cleopatra, welche bey dem Eintritt in das Belvedere, einem sogenanten Hof des vaticanischen Pallasts liegt, wird zwar sehr bewundert, ich ziehe aber den Apollo unendlich vor, und halte ihn würklich für die schönste Statue, die je aus eines Künstlers Händen gekommen ist. Der Nil, welcher frey in dem Hofe liegt, hat nebst den kleinen auf ihm herumkriechenden Kindern sein Verdienst, allein er hat bereits sehr viel gelitten, und wird dazu auch nicht in Acht genommen. Ich weiß nicht ob es derselbe ist, den Vespasian, nach dem Berichte des Plinius, in den Friedenstempel setzte. Die 16 Kinder, die auf der Statue zu spielen scheinen, zielen auf das Anlaufen des Nilstroms, der nie über 16 Ellen stieg.

Die berühmte Gruppe des Laocoons übertraf meine Erwartung sehr weit. Michael Angelo, hieß es mit Recht ein erstaunlich Werk: und Plinius läßt ihm Gerechtigkeit wiederfahren, wenn er sagt: es wäre das Meisterstück von allem, was jemals in Marmor gehauen worden: gleichwol glaubt der gelehrte Fulvius Ursini, dieses sey nicht diejenige Gruppe, von der Plinius rede. Seine von Montfaucon angeführten Gründe sind folgende: Die Gruppe des Plinius war aus einem Stein gehauen, diese aber nicht. Antonioli, ein Antiquarius, besaß Stücken von der Schlange des Laocoons, welche man auf dem Platze, wo die Ruinen der Bäder des Titus standen, gefunden, und dieß stimt

mit dem Plinius überein, der da sagt, diese Gruppe sey in die Bäder des Titus gesetzt worden. Dem sey wie ihm wolle, das Werk, welches uns übrig geblieben, macht dem Alterthum Ehre. Sie haben, mein Herr, unzälige Zeichnungen, Kupferstiche und Kopien davon, in Marmor, Gyps, Kupfer, und Bley gesehen, auch die Beschreibung in Keyßlers Reisen und 50 andern Büchern gelesen, ich will Sie also nicht weiter dabey aufhalten und nur noch hinzusetzen, daß weder dieser Verfasser, noch ich, oder andre es nach Verdienst erheben können. Die Gruppe ist zwar nicht aus einem einzigen Stücke, allein hierin kan sich Plinius eben so gut geirrt haben. Seine Worte sind diese: Opus omnibus, & picturæ & statuariæ artis præponendum. Ex uno lapide cum & Liberos, draconumque mirabiles nexus de concilii sententia fecere summi artifices. Michael Angelo fand die Stellen, wo die Stücken zusammengesetzt sind; der Künstler hat dabey soviel Geschicklichkeit bewiesen, daß man solche kaum sieht. Dies grosse Werk der Kunst, ist von den Händen dreyer Meister, des Agesanders, des Polydors und Athenodors verfertiget worden. Man fand es in den Bädern des Titus, und glaubt es sey das wahre Original.

Was den Torso oder den verstümmelten Rumpf einer Statue, die man die Schule des Michael Angelo zu nennen pflegt, anbetrift, so hatte ich nicht Zeit ihn mit Aufmerksamkeit zu betrachten und auch nicht Geschmack und Kentnis genug, alle seine Schönheiten bey dem ersten Anblick einzusehen. Die schönen Pferde auf dem Monte Cavallo vor dem päpstlichen Pallast, welche die Künstler Phidias und Praxiteles als eine Wette, wer den andern übertreffen würde, verfertigt; ingleichen die beyden andern, welche vor dem Kapitol stehen und deren eines vom Castor und das andre vom

Pollux

Pollux gehalten wird, habe ich gleichfals in Augenschein genommen; am meisten hat mir aber die Statue zu Pferd mit dem Kaiser Marcus Aurelius von Bronze gefallen. Sie steht in der Mitte des Platzes vor dem Kapitol. Andere halten sie für den Lucius Verus, andere für den Septimus Severus, und endlich noch andere für Constantin den Grossen, weil sie ehemals auf dem Platze des Laterans, den dieser Kaiser gebaut stund, und von da durch Papst Paul III. nach den Platz des Kapitols gebracht wurde.

Das hieselbst stehende Siegeszeichen des Marius, ist ein merkwürdiges Stück der Bildhauerkunst. Ich bewunderte es sowol, als die beyden Sphinxe, unten an der Treppe zu besagtem Platze. Ich halte sie für die besten Stücke nach dem Leben, im egyptischen Stil, denn die beyden Statuen der Götter, welche in dem untern Zimmer der kapitolinischen Samlung stehen, und überhaupt alle Statuen, in diesem deswegen sobenanten egyptischen Zimmer, sind solche heßliche, unnatürliche Vorstellungen, daß sie nimmer eine Stelle unter diesem Vorrechte, ausser als Denkmale des auswärtigen Gottesdienstes, oder wegen der Materie, die mehrentheils kostbare Steine, als Basalt, Porphyr oder Granit sind, verdienet hätten. An dem einen Ende des Hofes von dem Gebäude, worin diese kostbare Samlung aufbehalten wird, bemerkt man die Statue eines Flußgottes, der sich auf eine Urne lehnt: dies ist der so berühmte Marforio, der den Namen erhalten, weil er auf dem Platze des Mars, in Martis foro, gefunden worden. Die Bildsäule ist blos deswegen merkwürdig, weil man sonst an derselben die Antwort auf die satyrischen Fragen des Pasquins, einer andern verstümmelten Statue, die an dem Winkel einer gewissen Gasse stand, zu heften pflegte.

Der marmorne Sarg, worin die Asche des Alexander Severus gelegen haben soll, steht in einem dieser Zimmer, und ist wegen seiner schönen Basreliefs schätzbar, insonderheit werden die Figuren des Deckels, welche diesen Kaiser und seine Mutter Julia Mammäa vorstellen, gerühmt. Ich fürchtete, es würde mir an Zeit fehlen, den Plan von Rom, den man in 6 Abtheilungen auf der Treppe dieser Samlung eingemauert, zu betrachten: er wurde von einem Tempel im foro Boarris, das jetzt Campo vaccino heißt, hieher versetzt.

Es würde lächerlich seyn, wenn ich mich in ein genaues Verzeichnis der grossen Menge von Statuen, Brustbildern, Urnen, Basreliefs und Aufschriften einlassen wolte, die in den obern Zimmern dieses Gebäudes befindlich sind. Ich sahe solche nur einmal und bemerkte darunter vorzüglich folgende Stücke. Eine besofne Bacchantin, ein Jupiter mit der Leda, wenigstens eben so schön, als der in der Gallerie von Florenz. Eine alte Præfica, die gemiethet wurde, um bey dem Begräbnisse zu heulen, und beynahe aussieht, als die alten Weiber, die man in Schottland und Irrland gebraucht, um den coronach, zum Lobe des Verstorbnen bey dem Grabe zu singen. Ein schöner Antinous, nach den Pouſſin die Regeln des Verhältnisses studirte. Ein paar Faune, und vor allen andern der Mirmillone, oder sterbende Fechter. Die Stellung des Körpers, der Ausdruck in dem Gesichte, die wolgebildeten Gliedmassen, und die Erhebung der Muskeln, werden in dieser Statue von jedermann bewundert: insonderheit aber ist der Rücken mit unglaublicher Kunst gemacht. Die Muskeln desselben sind so natürlich und zugleich so sanft angezeigt, daß der Marmor dem weichen Fleische fast gleich komt: man kan alle Absätze des Rückgrads zälen, die eine Erhebung in der Haut, wie

bey

bey einem lebendigen Körper machen. So vielen Beyfall diese Bildsäule auch verdient, so scheint sie doch dem sterbenden Fechter des Cresilas nicht gleich zu kommen, von dem Plinius sagt, daß der Ausdruck von solcher Kunst gewesen, daß es nicht zu beschreiben wäre.

In dem Hofe des andern Flügels vom Kapitol, steht die herrliche Gruppe eines Löwens, der ein Pferd zerreißt; welche man bey dem Thore nach Ostia in der Nachbarschaft der Pyramide vom Cestius fand. Zur linken bemerkt man unter einem Bogen, die sogenante Columna rostrata, welche dem Cajus Duilius zu Ehren errichtet wurde, nachdem er wegen eines Sieges über die Carthagenienser zur See, den ersten Seetriumph erhalten. Die Säule ist neu, und die Aufschrift alt, aber so unleserlich, daß man nichts mehr erkent.

Unter den Bildern der in den obern Zimmern befindlichen päpstlichen Gemäldengallerie, haben mir vorzüglich gefallen, der Bacchus mit der Ariadne, vom Guido Rem, und die Wölfin, welche den Romulus und Remus säugt, vom Rubens.

Der innere Hof des farnesischen Pallasts, ist mit alten Statuen umgeben; die daselbst stehende Flora ist, wegen der meisterhaften Bekleidung, in grossen Ruf. Der Fechter mit einem todten Kinde auf der Schulter, der Herkules mit der Haut des nemäischen Löwens, verdienen auch ihr Lob; am schätzbarsten ist der Herkules des Künstlers Glycon, der, wie sie wissen, unter die berühmtesten Statuen gezält wird. Man fand dieses herrliche Stück ohne Beine, welche der Bildhauer Wilhelm della Porta dazu verfertigte, und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß, als man nachgehends die rechten Beine dazu fand, Michael Angelo den neuern, in Ansehung der Kunst und Verhältniß, den Vor-

zug gab, weswegen man sie auch daran gelassen hat. In einem kleinen Hause bey diesem Pallaste mit einem besondern Dache, steht die vortrefliche Gruppe der Dirce, insgemein il Toro Farnese genant, welche aus den Bädern des Caracalla hieher gebracht wurde. Der Ochs hat ein so wildes Wesen, und scheint mit solchem Unwillen zu gehorchen, weil die Dirce mit den Haaren an seine Hörner gebunden wird, daß ich nie etwas natürlicheres, weder gemalt, noch in Stein gehauen gefunden habe. Die beyden Brüder, welche ihn in die See stürzen wollen, machen einen herrlichen Contrast und der Strick, welchen einer von ihnen in der Runde zusammengewickelt hält, ist so meisterhaft gedreht, daß man nicht glauben solte, er sey von Stein. Die Dirce selbst, ist keine von den besten Figuren, aber der Hund auf ihren einem Beine, der den Ochsen anbellt, wird sehr gelobt. Zwey rhodische Künstler Apollonius und Tauriscus verfertigten dies Kunststück aus einem einzigen Block von Marmor; Plinius gedenkt desselben im 36 Buch seiner natürlichen Historie.

Alle kostbaren Ueberbleibsel der Kunst, welche bis auf unsre Zeiten erhalten worden, sind Arbeiten griechischer Künstler. Die Römer hatten zwar Geschmack genug, die Künste Griechenlands zu bewundern, welches nicht nur die vielen von ihnen angelegten Samlungen von griechischen Statuen und Gemälden, sondern auch die Nachahmung ihrer Musik und Baukunst beweisen: allein ich erinnere mich von keinem Römer gelesen zu haben, der als Maler, oder als Bildhauer eine wichtige Stelle unter den Künstlern gespielt hätte. Man kan daraus, daß verschiedene Sklaven die Malerey, Bildhauerey, Musik, ja die Redekunst und Weltweisheit lehrten und ausübten, nicht schliessen, als wenn die freyen Künste nicht geehrt gewesen wären.

Sie

Sie stunden jederzeit in Ansehen, und wurden geschätzt, wenn gleich die Meister in denselben durch Zufal oder durch ein hartes Schicksal sich im Sklavenstande befanden. Der Verdienst bey der Maler- und Bildhauerkunst war so ansehnlich, daß er nothwendig viele Personen anlocken muste, sich darauf zu legen: aber vermuthlich war der römische Boden nicht geschickt, grosse Künstler hervorzubringen. Es gieng ihnen wie den Engländern bis auf den heutigen Tag, sie hatten grosse Leute in der Dichtkunst, in der Geschichtskunde und Sittenlehre, aber sie konten es nie bis auf einen gewissen Grad der Volkommenheit in der Baukunst, Malerey und Bildhauerey bringen.

Im Pallast Pichini sahe ich den berühmten Meleager, einen Bär, und einen Hund, ingleichen einen Wolf von treflicher Kunst, und alle aus dem Alterthum. Ferner besuchte ich die Kirche zu Pietro in Vincolo, um die so sehr gelobte Statue des Moses vom Michael Angelo, und S. Maria sopra Minerva, um desselben Meisters Christum in Augenschein zu nehmen. Der rechte Fuß von der Statue ist mit verguldetem Bronze belegt, und wird von andächtigen Seelen gar inbrünstig geküßt. Ich vermuthe es muß ein heilsames Mittel für Zahnschmerzen seyn, denn ich sahe einen Cavalier bey Jahren, und ein altes Weib wechselsweise das Zahnfleisch daran reiben, ob es gleich schien, daß ihnen die Kur heftige Schmerzen verursachte.

Sie können sich leicht vorstellen, daß ich nicht versäumt die Kirche S. Pietro in Montorio zu besuchen, um das berühmteste Gemälde in der Welt, nemlich die Verklärung, vom Raphael, zu sehen. Wenn es mein gehörte, so würde ich es in zwey Stücken zerschneiden. Die 3. Figuren in die Luft ziehen das Auge so sehr auf sich, daß man darüber die unten am Berge vergißt. Ich

fürchte, daß die Natur der Geschichte selbst es nicht erlaubt, die Verbindung der Figuren oder die Beziehung der einen auf die andre zu beobachten, ob es gleich allemal ein Hauptstück ist, worauf der Künstler bey Vertheilung der Lichter und Schatten acht zu geben hat. Die Gruppen scheinen in diesem Gemälde gar nicht zu einander zu gehören. Das Hauptverdienst besteht, nach meiner Meinung, bey diesem Bilde Raphaels darin, daß er die Gottheit in dem Gesichte Christi, so meisterhaft ausgedruckt, und seinem Körper ein so helles Licht und Leichtigkeit, daß er wie ein geistiges Wesen in der Luft zu schweben scheint, gegeben hat. In der Kirche des heiligen Lukas wird das Altarblatt dieses Meisters, welches den evangelischen Lukas, wie er die Maria abmalt, vorstelt, zwar als eines seiner besten Arbeiten gerühmt, mich hat es aber so wenig gerührt, daß ich mich nicht einmal der Ordnung der Figuren recht mehr erinnere. Das Altarbild vom Andrea Sacchi in der Kirche des heiligen Romualdus, würde weit grössern Beyfal verdienen, wenn die Hauptfigur sich besser ausnähme, und mehr Licht hätte.

In dem Pallast der Familie Borghese bewunderte ich folgende Stücke vorzüglich: eine Venus mit zwey Nymphen, eine andre mit einem Cupido, beyde vom Titian, eine sogenante Piatà Romana vom Leonard da Vinci und die berühmte Muse vom Domenichino, die eine lustige, freye und muthwillige Miene hat. Im Pallaste des Connetable Colonna gefielen mir die Herodias vom Guido Rheni, ein junger Christ und eine Maria vom Raphael, 4 Landschaften vom Claude Lorrin, und ein paar vom Salvator Rosa vorzüglich. In dem kleinen Pallaste oder Sommerhause der Familie Rospiglioſi sehe ich die berühmte Aurora vom Guido, deren Farben, des Vorgebens als hätten sie von der

Feuch-

Feuchtigkeit viel gelitten ungeachtet, noch unvergleichlich wohl erhalten sind. Der Kupferstich vom Frey, so getreu er auch ist, giebt nur einen sehr unvolkommenen Begrif von den Schönheiten des Originals.

Der Pallast Barbarini enthält eine herrliche Samlung von Statuen und Gemälden. Eine schöne Venus, ein schlafender Faun von treflicher Arbeit, ein Bacchus, der an ein altes Bildhauerstück ruht, und der Narcissus, zogen meine Aufmerksamkeit vornemlich auf sich: und unter den Gemälden waren mir die liebsten, eine Magdalena vom Guido, die unendlich schöner als des le Brün seine, bey den Karmelitern in Paris, ist, eine Maria vom Titian, eine Madonna vom Raphael, die aber mit der im pittischen Pallast zu Florenz nicht zu vergleichen, und der Tod des Germanicus vom Poussin, welches gewis eines der besten Stücke in dieser Samlung ist. Der Pallast Falconieri besitzt eine schöne Cäcilia vom Guerrino, eine heilige Familie vom Raphael und der weinende Petrus, der sehr wol vorgestelt ist, vom Domenichino. Im Pallaste Altieri bewunderte ich ein Gemälde des Carl Maratt, welches einen Heiligen abbildet, der sich den Donner vom Himmel erbittet, um einige Gotteslästerer zu bestrafen. Der Heilige gefiel mir blos als ein Portrait: die Ausführung des übrigen schien mir mittelmäßig und die andern waren vermuthlich zur Erden geworfen, um die Hauptfigur desto besser zu erheben. Salvator Rosa würde, meiner Meinung nach, diesen Gegenstand ganz anders behandelt haben. Er hätte unter der Finsterniß des Sturms die Figur des Gotteslästerers, durch einen Strahl vom Bliz, der ihn zugleich getödtet, erleuchtet, und auf dessen von der schröcklichen Scene ganz erstauntes Gesicht, einen traurigen Schein geworfen, wodurch der ganze Anblick zugleich fürchter-

lich und malerisch geworden wäre. In demselben Pallaste zeigte man mir eine heilige Familie, die Correggio unvollendet hinterlassen, und die kein Künstler nach ihm, ich weis nicht aus was für Ursachen, ausmalen wollen; ferner das Urtheil Paris vom Titian, welches sehr hochgeschätzt wird. Im Pallaste Odeschalchi finden sich 2 heilige Familien eine vom Michael Angelo, und die andre vom Raphael, sie sind beyde sehr schätzbar, obgleich von sehr verschiedner Manier. Sie zeigen den Stil von ein paar grossen Künstlern, die mit einander um den Vorzug eiferten so lange sie lebten.

Wenn ich mit meinen Nachrichten grosthun wolte, so könte ich Ihnen noch ein paar hundert Statuen und Gemälde hersetzen, die ich würklich mit meinen Augen in Rom gesehen, und die Liste noch mit einer grössern Anzal vermehren, die mir nicht zu Gesichte gekommen: allein, wenn ich auch sonst eitel bin, so bin ich es doch nicht von dieser Seite. Ich kan Ihnen bey meiner Ehre versichern, daß ich keines Stückes Erwehnung thue, als das ich selbst betrachtet. Ich fürchte nur, daß Ihnen meine critischen Anmerkungen, so eigensinnig und leicht vorkommen, daß Sie gleich den Verfasser daraus erkennen, und den Schluß machen, es könne niemand anders seyn, als

Ihr

ergebener.

Vier und dreyßigster Brief.

Nizza, den 2. April. 1765.

Mein Herr!

Von der vaticanischen Bibliothek kan ich Ihnen keine besondre Nachrichten mittheilen, als daß sie in grossen wol ausgezierten Sälen steht, und daß alle Bücher, deren Anzal sich auf 40000 erstrecken soll, in Schränken verschlossen sind. Denn von Handschriften sahe ich keine andre, als die man gemeiniglich den Fremden zu zeigen pflegt: z. E. einen alten Virgil und Terenz, einige schön gemalte Missalien, König Heinrich VIII. Buch von den Sacramenten, wider Doctor Luthern, und einige seiner Liebesbriefe an die Anna Bolegu. Ich besuchte auch die Libraria Casanetense, welche den Dominicanern zu Maria sopra Minerva gehört, weil ich Empfehlungsbriefe an den Vorsteher der Bibliothek hatte, welcher mich sehr höflich aufnahm, und mir einige merkwürdige Handschriften von alten classischen Schriftstellern zeigte.

Meine Neugierde war nunmehr in Rom befriedigt: ich dachte also auf die Rückreise. Weil aber der Weg über Montefiascone und Radicofani so unangenehm und steinigt ist, so erkundigte ich mich bey dem Banquier Barazzi, ob kein andrer Rückweg nach Florenz zu nehmen wäre; zumal da ich den berühmten Wasserfall zu Terni gern in Augenschein nehmen wolte. Er versicherte mich, daß der Weg über Terni, gegen 40 Meilen kürzer, viel bequemerer und sicherer, und auch mit weit bessern Wirthshäusern versehen wäre. Hätte

ich

ich mir die Mühe genommen und auf der Karte nachgesucht, so hätte sich gleich gezeigt, daß dieser Weg anstatt 40 Meilen kürzer, eher um so viel weiter wäre. Dies war nicht der einzige Irrthum des Herrn Barazzi: der Weg geht gröstentheils über steilen Bergen an tiefen Abgründen vorbey, welches die Reise in einem grossen Wagen langweilig, gefärlich und fürchterlich macht: und was die Wirthshäuser anbetrift, so sind sie eben so erbärmlich als die andern. Ich getraue mich zu behaupten, daß ein schlechter Gefangener in England in Marshalsea oder Kingsbench besser und reinlicher gehalten wird, als wir es hin und wieder auf diesem Wege fanden. Die Gasthöfe sind schmuzig, und es fehlt ihnen an Vorräthen zum Essen: trift man ja noch eßbare Sachen an, so werden sie elend zugerichtet. Man hat weder Bettgestelle noch Vorhänge, keine Fenster mit Glasscheiben: und für alle diese Mängel muß man eben so viel als für die beste Bewirthung bezalen. Ich wiederhole es nochmals, unter allen Nationen, die ich kenne, sind die Italiäner die geldbegierigsten, und übervortheilen Fremde daher am ärgsten.

Den ersten Tag kamen wir nach Civita Castellana, eine kleine, auf einem Hügel belegne Stadt; und blieben in einem Gasthofe, der sehr berühmt ist, weil oft Cardinäle und Prinzen darin abtreten: weil es Fasttag war, hatten sie nichts vorräthig, als Brod, Eyer und Sardellen: ich gieng also hungrig zu Bette, und konte mich für Ungeziefer nicht retten. Den folgenden Tag gieng der Weg bey einigen steilen Abgründen vorbey, wo unten die Nera oder der Nar fließt, der vor Alters, wegen seines weisen Schaums, und schwefelichten Wassers bekant war.

Sulfureâ Nar albus aquâ, fontesque Velini.

Es ist ein kleiner aber reissender Strom, der nicht weit von hier in die Tyber fält. Wir fuhren über Otricoli,

nicht

nicht weit von den Ruinen des alten Ocricoli; über Narri, welches eine herrliche Lage auf dem Gipfel eines Bergs hat; sahen in der Nachbarschaft einen noch übrigen Bogen, von der erstaunlichen Brücke des Käysers Augusts, und langten endlich zu Terni an. Hier mietheten wir ein paar Chaisen, um noch vor Tische die berühmte Cascata delle marmore, 3 Meilen von hier, zu besehen. Man fährt durch einen langen sehr steilen Weg, der an der einen Seite gähe Abgründe hat, einen hohen Berg hinan, und unten fließt die reissende Nera, nachdem der Velino sich damit verbunden, mit gräßlichen Geräuschen vorbey. Der letztere komt aus der See delle Marmore, und ist der Strom, der den Wasserfall macht, indem er von einem Felsen in der Höhe von 160 Fuß herabstürzt, die ungeheure Menge Wassers, welche von dem Felsen herabrasselt; der Rauch, und dicke weisse Nebel, der davon aufsteigt; der doppelte Regenbogen, welchen das sprützende Wasser bey Sonnenschein verursacht, das betäubende Geräusche des Stroms; die Nachbarschaft von ungeheuren Felsen und Abgründen; das Getöse der unten in der Tiefe fortrauschenden Ströme: dies alles zusammen verursacht einen majestätischen und zugleich fürchterlichen Eindruck; dieser würde aber noch grösser seyn, wenn man einen gehörigen Stand hätte, von dem man diesen bewundernswürdigen Anblick betrachten könte. Man würde noch mehr über den Wasserfall, an sich selbst, erstaunen, wenn er nicht mit weit höhern Bergen, die ihn gleichsam verkleinern, umgeben wäre: und wenn man sich recht davor stellen könte. Anjetzt muß man aber von der Seite, und am Rande eines Abgrundes stehen, davor einem die Haut schaudert, wenn man nur hintritt. Man könte diesen Stand mit geringen Kosten sichrer und bequemer machen. Der Wirth zu Terni, welcher Wagen und Pferde für einen halben Ducaten an Fremde leihet, um

die

die Cascade zu besehen, dürfte nur eine Kleinigkeit mehr fordern. Ausser den beyden Postillions, welche ich für die Fuhre bezalte, setzte sich noch ein Kerl auf der einen Chaise, unter dem Vorwande, uns die verschiednen Plätze, wo man den Wasserfall am besten ansehen könte, zu zeigen, und forderte 5 Paul dafür. Um Ihnen einen Begrif von der Geldschneiderey der hiesigen Wirthe zu geben, muß ich Ihnen sagen, daß wir für eine Mittags und Abendmalzeit, die wir des Hungers ungeachtet nicht essen konten, und für das Nachtlager auf drey schlechten Betten 80 Paul, oder ohngefehr 2 Pfund Sterling bezalen mußten. Sie denken vielleicht, warum ich mir eine so unverschämte Forderung gefallen ließ? Hören Sie nur meine Gründe an.

Ich habe mich mehr als einmal in ähnlichen Fällen bey der Obrigkeit des Orts über die Wirthe beschwert: aber nie eine Genugthuung erhalten, sondern die Zeit unnützerweise verlohren. Hätte ich mit Schlägen kommen wollen, so würde meine weibliche Reisegesellschaft sehr erschrocken und furchtsam geworden seyn: Sich mit der völligen Bezalung zu weigern, war auch nicht rathsam, weil uns der Wirth als Postmeister sonst nicht fortgeschaft hätte. Ich versuchte es zu Muy, in Frankreich, wo ich mich entsetzlich ärgerte, mir viel Unruhe verursachte, bis gegen die Nacht aufgehalten ward, am Ende aber doch nachgeben mußte, und zugleich dem Pöbel, der die Kutsche umringte und sich seines Mitbürgers heftig annahm, Gelegenheit zum Triumph und zum Lachen gab. Wenn ein junger Reisender, der mehr Muth und Kräfte hat, zum gemeinen Besten, wenn er auf den Posten so übersetzt wird, sich gradesweges an den Obervorsteher des Postwesens, es sey in Frankreich oder Italien wenden, und der Ordnung gemäß beschweren wolte, so würde er Genugthuung erhalten, und allen Reisenden gewiß einen grossen Dienst leisten.

Ter-

Terni ist ein artiger wolgebaueter Ort, und liegt in einem Thal zwischen zwey Armen des Nera, weswegen er ehemals Interamna hieß. Der Marktplatz ist gut, und auf demselben steht eine Kirche, welche ehemals ein heidnischer Tempel war. Es fehlt ihr nicht an schätzbaren Gemälden. Die Einwohner werden als höfliche Leute gelobt: die Lebensmittel sind hier in einem sehr wolfeilen Preise. Der Kayser Tacitus, und der berühmte Geschichtschreiber dieses Namens waren hier gebürtig.

Auf dem Wege von hier nach Spoleto reiset man über einen hohen Berg, der, wenn ich nicht irre, Somma heißt: Wir mußten Vorspann nehmen, und fuhren einen gefährlichen Weg mit steilen Abgründen, und viele Krümmungen. Spoleto ist ein grosser wolgebaueter Ort, und die Hauptstadt von Umbrien. Ich kan aber weiter nichts davon melden, weil ich nur in der Entfernung die berühmte gothische Wasserleitung von Backsteinen sahe. Addison gedenkt ihrer, und giebt die Bogen für die höchsten aus, die er jemals gesehen. Der Weg von hier nach Foligno, wo wir zu Nacht blieben, ist gut unterhalten, und läuft durch eine angenehme Ebne, welche fruchtbare eingeschlossne Felder, eine Menge Oel und Korn, und gute Viehzucht hat. Sie wird von den vier Armen des sonst berühmten Flusses Clitumnus, die alle vier, jeder besonders aus einem Felsen, unweit der Landstrasse, entspringen, mit Wasser versorgt. Rechter Hand sahen wir verschiedne Städte auf Anhöhen liegen, worunter hauptsächlich Assisi, der Geburtsort des heiligen Franciscus, der hier auch begraben liegt, merkwürdig war. Der heilige Körper zieht viele Pilgrimschaften nach sich, wie wir denn einer römischen Fürstin begegneten, die mit einem ansehnlichen Gefolge dahin gieng, weil sie dem heiligen Franciscus ein Gelübde gethan, wenn sie ihre Gesundheit wieder erhalten würde.

Foligno, bey den alten Fulginium, ist ein mittelmässiger und ganz angenehmer Ort, durch welchen der kleine Fluß Topino fließt. Die Stadt ist mit lauter Maulbeerbäumen, Weingärten und Kornfeldern umgeben. Wie wir im Wirthshause unsre Kammern zum Schlafen aussuchen wolten, fand ich eine davon verschlossen; der Aufwärter wolte nicht gerne daran, als ich verlangte, er solte sie aufmachen, und sagte endlich. Bisogna dire a sua Eccellenza poco si che una bestia è morta in questa camera, e non è ancor lustrata. D. i. Ich muß es Ew. Excellenz nur gestehen; es ist vor kurzem eine Bestie darin gestorben, und sie ist noch nicht wieder gereinigt worden. Wie ich mich erkundigte, was es für eine Bestie gewesen, erhielt ich zur Antwort: ein englischer Ketzer. Ich glaube er würde nicht so frey von unserm Lande und unsrer Religion geredet haben, wenn er uns nicht, wie mir Herr R. . . nachgehends sagte, für teutsche Catholiken gehalten hätte.

Den Tag darauf fuhren wir, vermittelst einer schönen Brücke, über die Tyber, und als wir den steilen Berg, auf welchem Perugia liegt, hinan wolten, waren die Pferde an Kräften erschöpft, und liessen den schweren Wagen bis an den Rand eines Abgrundes zurückgehen, wo sich zu unserm Glücke ein Mann befand, der einen grossen Stein hinter die Räder legte, und dadurch den Wagen aufhielte, sonst wären wir alle in den Abgrund gefallen. Wir hatten in der Stadt selbst noch einen andern heßlichen Hügel vor uns, der beschwerlicher und gefährlicher als der erste war, allein die Pferde und Postillions spanten alle Kräfte an, und zogen uns in einem Satze den Berg hinan, da wir uns auf einem grossen Marktplatze befanden, wo die Pferde gewechselt wurden. Wir trafen aber keine an, sondern sahen uns genöthigt, den ganzen Tag und die Nacht

in

in Perugia zu bleiben. Diese ansehnliche Stadt liegt an einem Berge, hat zierliche Springbrunnen, und einige schöne Kirchen; in denen man treffliche Gemälde vom Guido Rheni, Raphael und seinem Lehrmeister Pietro Perugino, der hier gebürtig war, antrift.

Die folgende Poststation, liegt am Ufer eines Sees, welcher bey den alten Trasimenus lacus hieß, und wegen der gänzlichen Niederlage, die der Burgermeister Flaminius vom Hannibal erlitte, sehr berühmt war. Er hat einen ansehnlichen Umfang von beynahe 30 Meilen, ist sehr fischreich, und es liegen 3 Inseln auf demselben, nebst einer kleinen Halbinsel, worauf eine Stadt mit einem Schlosse steht. Von Perugia bis Florenz sind lauter doppelte Posten, und die Wege so böse, daß wir nicht über 20 Meilen des Tages machen konten. Wir musten oft aussteigen, und die steilen Berge zu Fuß hinan klettern: überhaupt war die Strasse so uneben, daß wir mit Lebensgefahr in der Kutsche herumgestossen wurden. Nie hat mich eine Reise so ermüdet und angegriffen, und ich verwünschte denjenigen, der uns zu diesem Wege gerathen hatte, hundertmal des Tages. Aber hier war die Geduld das beste; hätten wir nicht einen sehr dauerhaften Wagen gehabt, so wäre er zu Trümmern gegangen. Das fünfte Nachtlager nahmen wir an einem elenden Ort, Camoccia, wo wir unser Essen selbst kochen, und in einer dumpfigen Kammer, darin nie Feuer gewesen, und die auch keinen Kamin hatte, und wo uns die Ratzen halb fraffen, liegen mußten. Den folgenden Tag zerbrach ein Eisen an der Kutsche, weswegen wir uns 2 Stunden in Arezzo aufhalten musten. Ich hätte unterdessen die Ueberbleibsel eines alten etruscischen Amphitheaters, und einen benachbarten Tempel des Hercules, den der Cavalier Lorenzo Guazzesi beschrieben, ganz bequem in Augenschein nehmen

können: weil mir der Schmidt aber versicherte, alles würde in wenig Minuten fertig seyn, und ich nichts mehr wünschte, als diese verdriesliche Reise zu endigen, so unterdrückte ich meine Neubegierde lieber, als daß ich einige Minuten verloren hätte.

Alle Nächte, die wir bisher ausgehalten, waren noch sehr gut, im Vergleich derjenigen, die wir in einem kleinen Flecken, dessen Namen mir entfallen, zubringen mußten: das Haus war so finster und schmutzig, als man sich es nur gedenken kan, die Bettücher, so unrein, daß auch einem Eseltreiber davor hätte grauen mögen, und vor dem Essen hätte auch einem Hottentotten geeckelt. Wir breiteten unsre eigne Tücher über eine Matrazze aus, und ich hülte mich in einen grossen Mantel ein, konte aber vor Ungeziefer nicht schlafen. Des Morgens bekam ich einen gefährlichen Ansatz von einem starken Schlucken, worüber meine Frau und Leute sehr erschracken, und das ganze Haus in Unruhe gerieth. Es war gerade ein Jahr, daß ich einen ähnlichen Ansatz zu Paris ausstehen muste. Diesen Morgen verloren wir in der Nachbarschaft des kleinen Orts Ancisa eines von unser Wagenrädern, wodurch wir zwey ganze Stunden aufgehalten wurden, und viel verdriesliche und gefährliche Folgen davon ausstehen musten. Weil keine frische Pferde auf der letzten Post vorräthig waren, sahen wir uns genöthigt mit den vorigen, nachdem sie gefressen hatten, weiter zu fahren.

Weil ich hörte daß zu Florenz alle Thore um 6 Uhr geschlossen würden, ausser ein paar, die für Reisende aufbleiben, und daß man sich, um dahin zu kommen, in ein Boot, das aber keinen Wagen tragen könte, über den Arno setzen lassen müste, entschloß ich mich, meinen Bedienten in einer leichten Chaise voraus zu schicken, um durch das nächste Thor vor Schlusse desselben

in

in die Stadt zu fahren, und uns mit einem Wagen entgegen zu kommen, und an dem Orte, wo wir uns übersetzen lassen würden, zu erwarten. Ich konte mich unmöglich entschliessen noch eine elende Nacht in einem schlechten Loche zuzubringen. Hierbey äusserte sich aber eine neue Schwierigkeit: denn es war nur eine Chaise vorhanden, welche ein kayserlicher Officier nebst einem Bedienten, seinen Vorgeben nach, schon bestelt hatte. Wir stritten lange mit einander, und es wären beynahe Händel daraus entstanden; zuletzt vermittelte ich es dahin, daß der Officier einen Platz umsonst in der Chaise haben, und seinen Bedienten reiten lassen solte, womit er zufrieden war. Unterdessen fuhren wir eher ab, als die kleine Chaise: wir hatten aber noch nicht 2 Meilen zurückgelegt, so fanden wir den Weg nach einen starken Regen, so tief, daß die ermüdeten Thiere den Wagen nicht weiter ziehen konten. Die Postillons peitschten ganz unbarmherzig auf die Pferde, daß diese endlich einen Satz thaten, und uns an dem Rande eines holen Weges, da zur Seiten eine Tiefe von 6 bis 8 Fuß war, brachten. Ich und meine Frau sprangen zum Wagen heraus, und stunden bey Regen bis über die Schenkeln in den Koth; die Postillons marterten sich unterdessen, bis eines von den Pferden die Tiefe hinab fiel, und am Halse hängen blieb. Es wäre beynahe erstickt, wenn nicht einige Fußgänger ihm zu Hülfe gekommen. Unter diesen verdrieslichen Umständen holte uns die Chaise mit dem Officier und meinem Bedienten ein, worauf ich mich nebst meiner Frau in die Chaise setzte, und diese beyden nebst Miss. C. . . und Herr R. . . in den Wagen nachfolgen hieß. Der ganze Weg von hier bis Florenz besteht aus lauter steilen Bergen, und so elend gepflasterten Wegen, daß man glauben solte; sie wären mit Fleiß für alle Wagen unbrauchbar gemacht. Aller unsrer Bemühung un-

geachtet fand ich, daß wir schwerlich Florenz vor Thorschluß erreichen würden: ich gab dem Postillion, bald gute, bald böse Worte; anfangs war er höflich, zuletzt aber ward er grob, und sagte, ich solte mir die Gedanken vergehen lassen, Florenz zu erreichen: das Boot könne die Chaise nicht einnehmen, und ich hätte jenseit des Arno noch 5 Meilen bis an das Thor von Florenz, welches nicht geschlossen würde. Er wolle mich aber in einen guten Gasthof bringen, wo ich als ein Fürst bewirthet werden würde. Ich merkte, daß er mit Fleiß gezögert hatte, um dem Wirthe einen Vortheil zu verschaffen, und glaubte er hätte in Ansehung der Weite von dem Boote bis Florenz gelogen. Um 8 Uhr langten wir bey dem Gasthofe an; ich stieg mit meiner Frau ab, um die Zimmer zur besehen, und befahl dem Postillon nicht abzuspannen; wir fanden das Haus erbärmlich, giengen also wieder zur Chaise, wurden aber zu unsrer Verwunderung gewahr, daß der Postillion die Pferde in den Stall zog. Ich fragte ihn, ob er sich unterstehen dürfte gegen meinen Befehl auszuspannen: und setzte hinzu, ich wolte weiter fahren. Er erwiederte: ob ich nicht bey Sinnen wäre, und mich getrauete einen unbekanten Weg, und der noch dazu von dem starken Regen ganz unbrauchbar geworden, und fünf Meilen betrüge, bey der Nacht zu gehen? Ich schalt ihn aus, und als er fortfuhr sich zu weigern, packte ich ihn beym Halse, und gab ihm einen Schlag mit dem Stock über den Puckel. Dies waren meine einzigen Waffen, denn meinen Degen und Flinte hatte ich in der Kutsche gelassen. Endlich gehorchte er unter vielen Flüchen, und schimpfte nebst dem Wirthe, der einem Spitzbuben sehr ähnlich sahe, aus besten Kräften auf uns. Das Haus lag ganz einsam, und wir sahen ausser diesen beyden Kerln keine Seele, so daß sie uns ohne viel Mühe und Furcht der Entdeckung hätten ermorden können. „Euch gefal-

„gefallen also die Stuben nicht, sagte der eine, als „wenn sie für Leute von eurem Stande nicht gut ge„nug wären; Ihr werdet noch mit einer schlechtern den „Abend vorlieb nehmen müssen„, setzte der andre hinzu. „Wenn ihr noch bis Florenz gehet, so werdet ihr „schon vor Müdigkeit schlafen und nicht fühlen, wenn „euch das Ungeziefer beißt. Nehmt euch in acht, daß „ihr das Nachtquartier nicht auf der Strasse oder im „Stadtgraben nehmen müßt„. Ich hätte über diese Spöttereyen rasend werden mögen, antwortete aber keine Sylbe darauf, und meine Frau war vor Angst halb tod.

Auf dem Wege von hier bis an das Boot begegnete uns ein Kerl, dem wir nicht viel Gutes zutraueten, und versprach uns in die Stadt zu führen. Wir befanden uns in so schlechten Umständen, daß ich sein Anerbieten annahm, zumal da wir ein paar Schachteln mit meiner Frauen Nachtkleider in der Chaise hatten. Ich schmeichelte mich immer mit der Hofnung, daß der Postillon die Entfernung von der Stadt viel grösser angegeben hätte, und ward darin von dem Fuhrmann, der uns übersetzte, bestärkt, welcher versicherte wir hätten kaum eine halbe Meile zu gehen. Gedenken sie sich uns nun auf dem Marsche; mich in einem grossen Ueberrock, mit dem Stock in der Hand, mich, der ich nicht glaubte im Stande zu seyn, zwey Meilen in diesem Aufzuge zu gehen, und wenn es mir auch das Leben kosten solte: meine Frau, die von zärtlicher Leibesbeschaffenheit ist, und kaum eine Meile in ihrem Leben zu Fuß gemacht hat, und unser Führer mit den Schachteln unterm Arm vorauf. Dazu kam die Finsterniß einer regnigten Nacht, ein schlüpfriger und tiefer Weg, eine fürchterliche Stille, und die Einsamkeit, in der wir keine menschliche Seele sahen, noch hörten.

Ich stelte mir vor, wenigstens eine heftige Erkältung davon zu tragen, wenn ich anders den Angrif der Spitzbuben entgienge, gegen die ich mich in meinem wehrlosen Zustande nicht vertheidigen konte. Von oben war ich, unter dem Gewichte eines grossen Ueberrocks, so beschwert, daß Ströme Schweis von meinem Gesichte und Leibe liefen, und unten trat ich mit jedem Schritte bis über die Waden in Koth: und mußte überdieses noch meine Frau, die in der Stille weinte, und vor Angst halb Tod war, tragen. Um unsre Qual volkommen zu machen, so lief der Führer so geschwind, daß wir ihn oft aus dem Gesichte verloren, und glaubten er wäre mit unsern Sachen davon gelaufen: alsdenn muste ich aus allen Kräften schreyen, um ihn mit den ärgsten Drohungen, daß ich ihn das Gehirn aus dem Kopfe prügeln wolte, wieder zurück rufen: vielleicht schreckte mein Schreyen und Lärmen andre Spitzbuben ab. Auf die Art musten wir vier Meilen, und beynahe um die ganze Stadt gehen, ohne ein menschliches Gesichte gewahr zu werden, bis wir endlich an das Thor kamen, und nachdem uns die Wache gefragt, eingelassen wurden. Zugleich gab man uns den schlechten Trost, daß wir bis an das Wirthshaus der Frau Vanini noch eine ganze Meile hatten. Was war zu machen? Wir waren einmal glücklich in der Stadt: ich nahm also meine Kräfte zusammen, und legte den übrigen Weg mit so weniger Beschwerde zurück, daß ich die ganze Nacht, ohne sehr zu ermüden, hätte gehen wollen. Gegen 10 Uhr langten wir endlich im Wirthshause an, und zwar in einem so erbärmlichen Aufzuge, daß die Frau Vanini beym ersten Anblicke fast vor Schrecken wäre ohnmächtig geworden: denn sie bildete sich ein, wir hätten ein grosses Unglück gehabt, und unsre übrige Reisegesellschaft wäre ermordet worden. Man gab uns geschwind andre Schuhe und Strümpfe und ein warmes Zimmer. Die

gute

gute Abendmalzeit verzehrte ich mit grossem Vergnügen, theils weil die Begebenheit glücklich überstanden war, theils weil ich daraus abnahm, daß mein Gesundheitszustand viel stärker und besser geworden. Nur fürchtete ich die Folgen einer starken Erkältung, und einen Ansatz von Engbrüstigkeit; aber auch hierin irrte ich mich zu meinem Glücke. Ich trank meines Arztes, des Banquiers in Rom, Gesundheit, weil ich glaubte, daß die heftige Bewegung und die Strapazen der Reise, zu der er mir gerathen, meine Kräfte und ganze Gesundheit gestärkt hatten. Es war beynahe eine Dankbarkeit von der Art, wie sie Tavernier für einen türkischen Aga in Egypten hegte, welcher ihn durch Prügel oder durch eine Bastonnade auf den Fußsohlen gänzlich vom Podagra befreiete. Er muste solche aushalten, weil er den Kopf des Bacha von Cairo, welchen er in einem Sack an den türkischen Kayser nach Constantinopel schickte, nicht ansehen wolte.

Ich vermuthete mir gar nicht, unsre übrige Reisegesellschaft noch die Nacht zu sehen; sondern glaubte gewiß sie würden in dem Wirthshause, jenseits des Arno, geblieben seyn; allein um Mitternacht langte Miss. C.. nebst Herr R... an. Sie hatten den Wagen unter Bedeckung des Officiers und meines Bedienten im Wirthshause gelassen, und waren uns von dem Boote bis in die Stadt, unter Anführung eines der Schiffer gefolgt. Herr R. schien mir sehr verdrieslich: da er mir aber die Ursache davon nicht selbst entdecken wolte, so konte er auch nicht erwarten, daß ich ihm wegen eines, durch meinem Bedienten, zugefügten Unrechts Genugthuung verschafte. Sie hatten verschiedne verdriesliche Vorfälle wegen der unbrauchbaren Wege gehabt, und beynahe Wagen und Gepäcke verloren: ja ein paarmal ein dutzend Ochsen und Leute zu Hülfe nehmen müssen, um

ihn aus den holen Wegen zu ziehen. Bey dieser Verwirrung wolte der Capitain und sein Bedienter, Herr R. . . und mein Bedienter, einander zuweilen bey den Ohren kriegen. Miss. C. . . konte kaum Frieden stiften; und muste viel von Kälte, Regen, Schrecken, und Strapazen, die zum Glücke weiter keine Folgen nach sich zogen, ausstehen. Den andern Morgen langte unsre Kutsche und Gepäcke wohlbehalten an, wir hatten uns erholet, und waren vergnügt.

Vielleicht sind Sie gegenwärtig nicht so vergnügt, sondern vielmehr über meinen weitläuftigen Brief sehr ungehalten. Ich will deswegen ohne weiter ein Wort hinzuzusetzen schliessen, und verbleibe allezeit

der Ihrige.

Fünf und dreyßigster Brief.

Nizza,
den 20. März 1765.

Mein Herr!

Weil die Jahrszeit schon weit verstrichen war, und das Wetter anfieng stürmigt zu werden, so reisete ich, nach einem kurzen Aufenthalte in Florenz, über Pisa nach Lerici, um dort eine Felucke zu miethen: Ich hätte zwar gerne Livorno und Lucia gesehen; allein die Furcht einer längern Seereise in einem ofnen Schiffe hielt mich zurück. Um des Umpackens auf jeder Station überhoben zu seyn, so miethete ich für ein paar Ducaten zwey Chaisen auf Pisa, wo wir denselben Abend anlangten, wiewol nicht ohne Furcht für die Folgen, weil wir den ganzen Tage in ofnen Kaleschen

im

im Regen fahren musten. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich der schlechten Bewirthung, die man allenthalben in Italien, ausser in grossen Hauptstädten, zu gewarten hat, und der Seereise, um diese Jahrszeit so überdrüßig war, daß ich mich gewiß entschlossen hätte, den Winter in Pisa, das mir ohnehin ungemein wolgefiel, zuzubringen, wenn ich meine Bücher und Papiere bey mir gehabt hätte. Allein da mir diese sowol, als verschiedne andre Bequemlichkeiten und meine Bekantschaften von Nizza fehlten, und ich überdieses voraus sahe, daß der Gedanke die unangenehme Seereise im Frühling antreten zu müssen, mein Vergnügen den ganzen Winter durch stören würde, so beschloß ich meinen Weg weiter fortzusetzen. Ich miethete also 2 Chaisen bis Lerici, gedachte die Nacht in Sarzana, wo man mir den Gasthof gerühmt hatte, stille zu liegen, und den Morgen ohne Zeitverlust zu Schiffe zu gehen.

Bey unsrer Abreise regnete es so stark, daß wir den Cerchio, wodurch wir auf der Herreise trocknes Fußes gefahren waren, nunmehr als einen breiten und reissenden Fluß vor uns fanden. Ich konte meine Frau kaum bereden, ins Boot zu steigen, weil ein heftiger Wind wehete, und sie bey dem Herüberfahren des Boots wahrgenommen hatte, daß die Leute es mit aller Mühe nicht halten konten, sondern mit dem Strom eine lange Strecke fortgerissen wurden. Es vergiengen 2 Stunden ehe wir mit unsern Chaisen hinübersetzten, und auf dem Wege von hier bis Spirito Santo war kaum fortzukommen. Wir langten erst in der Dämmerung zu Massa an, wo der Postmeister uns versicherte, daß der Weg nach Sarzana überschwemt, und nicht einmal bey Tage ohne Gefahr zu reisen wäre: und wir musten uns also entschliessen in dem, aus allen Betrachtungen elenden Posthause, die Nacht zu bleiben.

Den folgenden Tag fanden wir den Fluß Magra eben so heftig angelaufen als den Cherchio: kamen aber ohne weitere Zufälle glücklich hinüber, und langten nachmittags in Lerici an. Wir waren augenblicklich von einer Menge von Schifspatronen umringt. Ich wählte mir einen Spanier, der ein ehrliches Gesicht hatte, und ein geschriebnes Zeugnis seines Wolverhaltens von einem Engländer vorzeigte. Ich nahm ihn zum Theil auch aus dem Grunde, weil er kein Italiäner war, denn ich hatte nunmehr ein starkes Vorurtheil gegen alle gemeinen Italiäner bekommen.

Wir gingen frühe vor Anbruch des Tages zu Schiffe und hatten einen frischen Wind, der ein Stück von dem Verdeck an der Windseite ins Wasser warf; als wir nun die Spitze von Porto Venere hinum wolten, fanden wir ihn ganz entgegen, und musten wieder zu unserm Wirthe zurückkehren, der uns zwar auch übertheuert hatte, aber doch kein solcher Geldschneider als der Postmeister ist, für den ich alle Reisende warnen will. Ich sahe bey dieser Gelegenheit ein Exempel von vernünftiger Sparsamkeit, welches ich gewiß nachahmen würde, sobald ich allein reisete. Ein Engländer hatte eine Felucke von Antibes nach Livorno gemiethet, und wegen Sturm hier einlaufen müssen. Weil er die Uebersetzung und schlechte Bewirthung in den Gasthöfen kante, so schlief er auf seinen Matrazzen auf dem Schiffe, und hatte auch sein Tischgeräthe selbst. Er lies durch seinen Bedienten Eßwaaren einkaufen, in einem öffentlichen Hause kochen, und speißte auf die Art sehr gut in seiner Felucke. Den Abend kam er an Land, um einen Spatziergang zu machen. Er liebte die Einsamkeit, und vermied uns, ob er gleich wuste, daß wir Engländer waren. Sein Bedienter bewies sich desto gesprächiger und erzälte den Meinigen, daß sein Herr

auf

auf der Reise nach Frankreich drey Tage lang mit zwey andern Engländern, die er unterweges angetroffen, gefahren, ohne ein Wort mit ihnen zu sprechen, sonst wäre er sehr gut, mildthätig und menschenfreundlich. Das ist ein rechter wahrer englischer Charakter.

Um 5 Uhr des Morgens giengen wir zum andernmale in See und hatten bey dem widrigen Winde alle Mühe Sestri di Levante zu erreichen, wo uns unser voriger Wirth, der Schlächter, mit seiner Familie sehr freundlich aufnahm. Ich fand das Haus in ungleich besserer Ordnung, und die Leute noch höflicher. Das Nachtlager war ganz gut, und die Rechnung des folgenden Morgens ziemlich mäßig. Ich kan von dieser Veränderung keinen andern Grund angeben, als daß vor einigen Tagen ein entsetzlicher Sturm viele ihrer Oelbäume ausgerissen, und sonst Schaden gethan hatte, und daß sie daher vor Schrecken so höflich und demüthig geworden. Den Tag darauf langten wir bey angenehmer See um 1 Uhr Mittags in Genua an, und ich miethete unser Schif bis Nizza aufs neue, weil wir an dem Herrn Antonio einen höflichen und bescheidnen Patron gehabt hatten. Er sprach fliessend Latein und war in einigen Wissenschaften nicht unerfahren, weswegen ich ihn für einen Mann von Familie hielte, der durch Unglücksfälle in diese Umstände versetzt worden, und eine gewisse Achtung für ihn hegte. Allein in der Folge fand ich ihn doch niederträchtig und eigennützig.

Bey der Abreise von Genua war der Wind noch immer zugegen; wir konten daher nicht weiter als Finale kommen, wo wir in einem traurigen Hause einkehren mußten, das man uns als eines der besten Wirthshäuser gerühmt hatte. Die größte Unbequemlichkeit war, daß wir bey der kalten Nacht keinen Kamin

als in der Küche hatten. Die Betten, wenn sie anders diesen Namen verdienen, waren so ausserordentlich schmutzig, daß wir sie nicht brauchen konten, wenn uns nicht ein Bekanter des Hrn. R.. Matrazzen, Tücher und Decken verschaft hätte, denn die unsrigen lagen am Bord der Felucke, die in einiger Entfernung von der Küste, vor Anker lag. Die Bewirthung war in gleichem Verhältnisse schlecht: der Herr vom Hause, sahe volkommen einem Spitzbuben ähnlich, und der Aufwärter, als wenn er verrückt im Kopfe wäre. Unser Zustand schien zu gleicher Zeit traurig und lächerlich. Herr R.. hatte die Nacht einen Streit mit dem Wirthe, der zu meinem Bedienten, in gebrochen Französisch schwur, er empfände einen grossen Trieb, diesen unverschämten Piemonteser umzubringen. Den Morgen kam Herr R.. vor Tages zu mir, und klagte, der Wirth habe ihm übel begegnet, und fordere für das Abendessen und die Nacht 36 Livres. Die Dreistigkeit des Kerls brachte mich in Eifer, und ich sagte: ich wolte ihn schon zwingen mit der Helfte zufrieden zu seyn, und ihm noch eine Tracht Schläge in Kauf geben. Herr R.. versicherte, er würde mir mit den Schlägen zuvorgekommen seyn, wenn nicht der Aufwärter, der ein vernünftiger Mann zu seyn schiene, betheuert hätte, sein Herr wäre nicht bey Sinnen, und könte leicht, wenn man ihn reizte, ein Unglück begehen. So verdrieslich ich auch war, so mußte ich doch über den verrückten Aufwärter lachen, welcher sich bey Herr R.. als einen verständigen Mann, und seinen Herrn hingegen, der mehr ein Betrüger, als närrisch war, für unklug ausgab. Unterdessen daß Herr R.. in die Messe gieng, ließ ich durch den Aufwärter die Rechnung fodern, und dem Wirthe zugleich sagen, daß ich ihn bey dem Commendanten verklagen wolte, wenn solche nicht billig wäre: zu gleicher Zeit nahm ich meinen

nen Degen in die eine, und den Stock, in die andre Hand. Gleich darauf erschien der Wirth ganz blaß und stumm: als ich die Rechnung foderte, antwortete er mit einer tiefen Vorbeugung, er würde mit allem, was mir zu geben gefällig wäre, zufrieden seyn. Ich erstaunte über die Bescheidenheit, und fragte: ob 12 Livres genug wären? Ueberflüßig, hieß es mit einer zweiten Verbeugung. Darauf entschuldigte er sich wegen der schlechten Bewirthung, und klagte, daß die Schimpfreden des andern Herrn, den er meinen Major-duomo oder Haushofmeister zu nennen beliebte, ihn ganz aus seine Fassung gebracht hätte. Wie er zur Stube hinaus war, bezog sich der Aufwärter auf die letzten Worte, und sagte: er hätte den andern Herrn schon in der Nacht gewarnet, daß der Wirth nicht richtig im Kopfe wäre, wobey er seine Stirne mit dem Finger rieb.

Denselben Tag mußten wir gegen Abend, wegen eines Sturms, unsre Zuflucht zu den Hafen von St. Maurizio nehmen, wo wir ein noch elenderes Haus als in Finale antrafen. Zu unserm größten Eckel, lag in dem einen Zimmer, wo wir immer durchgehen musten ein Mädgen an den Blattern schwer krank, wodurch sich nicht nur in der Stube, sondern fast in dem ganzen Hause, ein übler Geruch verbreitete. Wir waren nur 15 Meilen von St. Remo entfernt, wo ich wuste, daß ein gutes Wirthshaus anzutreffen war, und beschlossen also zu Lande dahin zu gehen. Man brachte uns fünf Maulesel, und wir fiengen unsre Cavalcade, die von Herzen lächerlich aussahe, an. Das Frauenzimmer muste mit ordentlichen Sätteln vorlieb nehmen, denn die Weiber reiten hier wie die Männer. Der Weg gieng beständig bey steilen Abhöhen vorbey, und war so schlimm, daß die Thiere Schritt vor Schritt

gehen

gehen musten. An einigen Orten sahen wir uns genöthigt abzusteigen. Wir brachten auf 15 elenden Meilen 7 ganze Stunden zu, bis wir endlich zu St. Remo, in unserm alten Quartier, das wir sehr reinlich und ordentlich fanden, anlangten. Wir speißten mit gutem Appetit, schliefen wol, und hatten nicht Ursache über die Rechnung zu klagen. Hingegen gieng es mir mit den Mauleseln desto schlimmer, für die ich nach der Postordnung 50 Livres bezalen muste. Der Postmeister, welcher mit uns ritte, hatte noch die Unverschämtheit zu sagen, daß wenn ich die Mauleſel nicht ausdrücklich als Post bestelt, sondern sie ordentlich gemiethet hätte, so würde es mich bis Remo nur 15 Livres gekostet haben, jetzt aber müsse ich nach der Taxe bezalen. Dieser Unterschied ist etwas sehr abgeschmacktes, denn es ist unmöglich, weder auf die eine, noch auf die andre Weise geschwinder fortzukommen: und da man nicht fahren kan, so ist es einerley, ob man sagt, man wolle Post nehmen oder sonst reiten. So könte mit eben dem Grunde ein Wirth für einen Weißfisch 3 Livers sodern, und wenn man fragte: warum er so theuer wäre? sich entschuldigen und vorwenden, daß wenn ich nur Fisch gefodert hätte, so würde ich ihn für den 5ten Theil erhalten haben: weil ein groſſer Unterschied wäre, ob er ihn als Fisch oder als Weißfisch verkaufte. Unsre Felucke folgte des Nachts nach, und früh giengen wir wieder zu Schiffe, und langten des nachmittags um 4 Uhr glücklich zu Nizza an.

Ich habe Ihnen also Mein Herr, eine umständliche Nachricht von meiner italiänischen Reise gegeben. Ich dachte nicht, daß ich bey meinem schwächlichen Körper die vielen Strapazen und Verdrieslichkeiten ausstehen würde. Inzwischen wurde der Verdruß wieder durch angenehme Empfindungen versüßt: und ich

kan

kan sagen, daß sowol der Körper, als das Gemüth, und ofte beyde zugleich unaufhörlich in Bewegung waren. Da der Ursprung meiner Krankheit von dem vielen Sitzen und daher erschlaften Fasern entstanden, welches Mattigkeit und niedergeschlagene Lebensgeister verursachte: so bin ich gewiß überzeugt, daß die beständige starke Bewegung des Gemüthes und des Leibes, nebst der Veränderung der Luft und Gegenstände, eine Verändrung hervorgebracht haben. Alle Theile sind dadurch gestärkt, und der Umlauf der Säfte, die sehr verdickt waren und fast stockten, lebhafter gemacht worden. Vor einigen Jahren war ich eben so geneigt zu Erkältungen als zärtliche Weiber kurz nach der Entbindung. Wenn ich es wagte bey der geringsten Feuchtigkeit in der Luft, oder auf der Erde, auszugehen, so konte ich gewiß auf einen 14tägigen Husten und Engbrüstigkeit Rechnung machen. Auf dieser Reise hielte ich Kälte und Regen aus, stund und gieng in Feuchten, erhitzte mich, und schwitzte ohne die geringste Beschwerde davon empfinden: ich merkte vielmehr, daß meine Kräfte bey allen diesen starken Veränderungen zunahmen. Seit meiner Zurückkunft hat es zwey Monat lang geregnet, welches die hiesigen Einwohner sehr befremdet, demungeachtet habe ich mich die ganze Zeit ungemein wol und munter befunden. Den Abend vor Weynachten gieng ich um Mitternacht in die Kirche, um der hohen Messe, die der neue Bischof von Nizza sehr feyerlich laß, beyzuwohnen, und muste zwey Stunden in einem kalten Gange mit entblößtem Haupte stehen: demungeachtet habe ich keine Ursache gehabt, meine Neugierde zu bereuen. Mit einem Worte, ich befinde mich so wohl, daß ich hoffe, Sie und meine übrigen Freunde bald wieder in England zu sehen. Ein Vergnügen, das sich von ganzem Herzen wünschet,

der Ihrige.

Sechs-

Sechs und dreyßigster Brief.

Nizza, den 23. Merz 1765.

Mein Herr,

Sie fragen mich, welches Volk, die Franzosen oder die Engländer, mehrere Abgaben entrichten muß? Man könte die Frage vielmehr so einrichten: welchem von diesen beyden Völkern, fallen die Abgaben am meisten zur Last? Denn wenn man die Beschwerlichkeiten derselben mit einander vergleichen will, so komt es hauptsächlich darauf an, welches Volk sie am besten ertragen kan. Ich weiß dies nicht besser zu entscheiden, als wenn man das Land überhaupt ansieht, und auf den gemeinen Mann, der den größten Haufen der Nation ausmacht, Acht giebt. Wenn ich also bemerke, daß die wolangebaueten Gegenden in England einen anlachen, daß jeder Fleck genutzt wird, und alles in Kornfeldern, Heu- und Graswiesen, in Waldung und Gemeindehutungen abgetheilt ist; wenn ich wahrnehme, daß die Weiden mit dem schönsten Melkvieh, und die Leden mit Schaafen bedeckt sind; wenn ich das starke, grosse und wolgenährte Zugvieh, die reinlichen und mit allem, bis zum Ueberfluß versorgten Wohnungen der Pachter, und wenn ich den fetten Bauer in seinem bequemen Hause, gut gekleidet, und munter, lustig und fröliches Muthes sehe; wenn ich alles dieses zusammennehme, so ziehe ich den Schluß daraus, daß das Volk im Stande ist, die zu den öffentlichen Bedürfnissen, nothwendige Auflagen zu ertragen. Auf der andern Seite, sehe ich in Franckreich bey dem gemeinen

nen Landmann nichts als Zeichen der Armuth und des Elendes, seine Felder liegen uneingezäunt, und werden mit Verdruß und Widerwillen bestelt. Er hat weder Wiesen noch Brache, keinen hinlänglichen Viehstand zum Dünger, keine Pferde zum Ackerbau, die Häuser sind klein, das Geräthe elend, und ihr ganzer Aufzug armseelig: die Bauern sowol, als ihr weniges Vieh, sind das wahre Ebenbild des Hungers. Soll ich unter diesen Umständen nicht schliessen, daß sie unter dem Drucke, sowol der Regierung, als ihres eignen Herrn seufzen; oder von beyden leiden müssen?

Die hauptsächlichsten Abgaben sind in Frankreich folgende: Die Taille, welche alle Gemeinen, ausser die besonders privilegirt sind, bezalen müssen: zum andern die Capitation, welche jedermann, auch sogar die Adelichen, entrichtet: drittens der 10te und 20ste Pfennig, (oder le dixiême et vingtiême) den alle geben. Diese Auflage wurde sonst nur in Kriegszeiten, und in der äusersten Noth erhoben, ist aber nach und nach im Frieden beständig geblieben. Alle Gelder, welche einkommen, werden gerade in den königlichen Schatz geliefert, und müssen ohne Zweifel beträchtliche Summen ausmachen. Ausser diesen hat der König noch grosse Einnahmen, welche aber alle verpachtet sind: als le droit d'aydes oder die Accise auf den Wein; die Zölle, die Gabelle, oder den Zwang, welcher die Unterthanen so sehr drückt, daß ein jeder eine gewisse Menge Salz um den von den Pachtern beliebten Preiß nehmen muß: den alleinigen Handel mit Toback, ferner die Droits de Controlle, insinuation, centiême denier, franc fiefs, aubeine, echange et contre echange, die von der Gerichtsbarkeit und von den Processen erhoben werden. Diese Verpachtungen sollen dem Könige jährlich 120 Millionen Livres oder 5 Millionen

Pfund Sterling einbringen. Das arme Volk muß aber gewiß den dritten Theil mehr als diese Summe bezalen, welches die Generalpächter anwenden, theils sich zu bereichern, und theils sich die Gunst der Grossen durch Bestechung zu erwerben. Der Schutz der Grossen ist die wahre Ursache, warum diese verkehrte, unbillige und dem Unterthan drückende Art Abgaben zu erheben, nicht abgeschaft wird. Ueberdas zieht der König noch grosse Summen, nicht nur von der Geistlichkeit, unter dem Namen der freywilligen Geschenke, sondern auch von den Ständen verschiedner Provinzen, als Bretagne, Languedoc und Provence, weil diese keine Taille bezalen. Die ganze Einnahme des Königs von Frankreich, steigt jährlich gegen 12 bis 13 Millionen Pfund Sterling. Dies sind zwar reiche Quellen sich in Verfassung zu setzen; sie erhalten aber den Landmann beständig im Elend, und verhindern, daß er keine Verbesserungen zum Besten seines Gutes vornimt. Ausser der Erleichterung der Abgaben, wird aber noch etwas mehreres erfodert, wenn sich der Einwohner zum Vortheil seines Vaterlandes dazu entschliessen soll: sie müssen nemlich für ihre Person frey, und in Ansehung ihres Eigenthums sicher seyn: ihre Güter um einen leidlichen Pacht erhalten, und für Unterdrückungen ihres Herrn, von dem Könige geschützt werden.

Allein so groß auch die Einnahme des Königs scheinen mag, so reichet sie doch kaum zu, die erstaunlichen Ausgaben der Regierung zu bestreiten. Zwey Millionen gehen jährlich auf, die Bezalung der Zinsen von den Schulden des Staats, und das übrige ist nicht hinlänglich, zu der entsetzlich grossen Kriegsmacht, zu den vielen Grenzfestungen, den gar zu starken Besoldungen der Gesandten, Generale, Befehlshaber in den Provinzen und Städten, und zu dem Heere von andern

Be-

Bedienten der Krone, die insgesamt einen so verschwenderischen als lächerlichen Aufwand machen. Ein französischer General schleppt ein paar Dutzend Köche mit sich im Felde herum, und hält es für seine Schuldigkeit, zur Ehre Frankreichs, täglich hundert Schüsseln auf der Tafel zu haben. Als der Herzog Philipp und Marschall Belisle ihr Hauptquartier zu Nizza hatten, so musten alle Tage 50 Küchenjungen das Federvieh auf öffentlichem Markte rupfen. Eine solche unzeitige Verschwendung verbreitet sich über die ganze Armee: sogar die Commissarien geben offene Tafel, und man sieht nichts als Ueberfluß und Ueppigkeit. Der König von Sardinien verfährt nach einen ganz verschiednen Plan. Seine Völker sind besser gekleidet, werden besser bezalt und unterhalten, als die französischen. Der Commendant von Nizza, hat jährlich 400 Pfund Sterling Gehalt, wofür er mit Anstand leben und Fremde bewirthen kan. Hingegen hat der Commendant von Antibes, ein in allem Betracht geringerer Ort als Nizza, fünfmal so viel, um dafür auf einem Fuß, der dem Monarchen Ehre macht, worüber vernünftige Leute aber lachen, zu leben.

Die französischen Einkünfte, werden so schlecht verwaltet, daß viele Commendanten und Officiers ihre Besoldung in den letzten beyden Jahren nicht erhalten haben. Alle Klagen und Vorstellungen sind vergebens: treiben sie es zu arg: so setzt man sie ab. Wie können sie also Frankreich anders Ehre machen, als auf Kosten der Armuth? Der Schatzmeister bereichert sich, der König sieht es ein, er weis, daß die Kronbedienten, weil sie nicht bezalt werden, den Unterthan drucken und schinden: er findet aber für gut die Augen zuzuthun. Die Regierung muß wol in einem Lande auf sehr schwachen Füssen stehen, wo man bey dergleichen Verfahren

sich genöthigt findet, nachzusehen. Wenn der König seinem Reiche die rechten Kräfte und eine dauerhafte Macht geben wolte, so müste man eine sparsame und wolüberlegte Wirthschaft anfangen, auf alles sehr genau Acht geben, und richtige Ordnung halten. Man müste gegen die geringsten Vergehungen scharf seyn, und ohne Unterschied des Standes die Uebertreter strafen: und vor allen Dingen die Aenderung mit Abschaffung der Pächter anfangen. Die französische Regierung ist freylich in vielen Stücken ungemein gelinde, daher giebt es viele Unterthanen, die sich das zu Nutze zu machen wissen. Die verschiedenen Meinungen und Grundsätze sind gegenwärtig in einer grossen Gährung, und könten bey einer nachsehenden Regierung, oder bey einer langen Minderjährigkeit grosse Veränderungen in den Hauptverfassungen des Staats zuwege bringen. So wie die gesunde Vernunft und Philosophie, welche würklich grosse Schritte in Frankreich gethan haben, zunehmen, so verliehrt der Aberglaube seine Stärke, die alten Vorurtheile weichen, und der Geist der Freiheit erhält die Oberhand.

Die gelehrten Leute weltlichen Standes, hassen die Macht der Geistlichkeit, als einen Zwang, der auf Betrug gegründet ist, und den sie mit Gewalt an sich gezogen. Die Protestanten, welche in den südlichen Theilen Frankreichs sehr zalreich sind, verabscheuen solche aus einem übertriebnen Religionseifer. Viele Einwohner, die sich durch Handlung und Manufacturen bereichert haben, sehen den verhaßten Unterschied in der Religion, dadurch sie von allen Ehrenämtern und Freiheiten ausgeschlossen werden, mit Verdruß an, weil sie in Ansehung ihres Vermögens und ihrer Verdienste Anspruch darauf machen können. Alle Parlementer und Gerichtshöfe im Lande bemühen sich, ihre Rechte

und

und Unabhänglichkeit gegen den König zu erhalten, und seine Macht und Ansehen dadurch zu schwächen. Solte sich also ein König durch üble Rathgeber, oder vielleicht aus Religionseifer verleiten lassen, einen eigenmächtigen Schritt zu thun, der allen diesen verschiednen Ständen zu unangenehm wäre, und hätte nicht Einsicht genug, die äuserste Gewalt anzuwenden, um die einmal genommen Maaßregeln zu behaupten; so wird er sich verhaßt und verächtlich machen, und die Stände werden unvermerkt mehr Gewalt über die Vorrechte der Krone gewinnen. Solte aber in künftigen Zeiten bey einer Minderjährigkeit, das Regiment unter verschiedene Vormünder vertheilt werden, so wird es den Parlementern, und den Unterthanen desto leichter fallen, eine gewisse Freiheit, nach der sie so sehr streben, zu erhalten, weil sie alsdenn das Uebergewichte in Händen haben, und jeder Schale, nachdem sie es für gut finden, den Ausschlag geben können.

Ich könte mich viel weitläuftiger bey dieser Materie aufhalten, und noch einige Mittel angeben, wie man bey einem neuen Bruch mit Frankreich die kräftigsten und würksamsten Maaßregeln gegen die französische Macht anwenden müste. Ich will es aber auf eine andre Gelegenheit versparen, weil ich weder Plaz noch Zeit habe, etwas mehreres hinzuzufügen, als daß ich mit aller Aufrichtigkeit bin.

der Ihrige.

Sieben und dreyßigster Brief.

Nizza,
den 2. April 1765.

Mein Herr,

Da ich nunmehr zwey Winter in Nizza zugebracht habe, so bin ich auch im Stande mehrere Nachrichten von dem hiesigen Himmelsstriche zu geben. Bey der Hitze des letztverstrichenen Sommers, schmeichelte ich mich mit dem angenehmen Wetter, daß wir davor im Winter zu gewarten haben würden: aber weder ich, noch sonst jemand von den Einwohnern in Nizza, konten das Regenwetter, welches von der Mitte des Novembers bis zum 20sten Merz angehalten, voraussehen. In diesen vier Monaten haben wir 56 Tage beständigen Regen gehabt, und während der Zeit ist, wie ich davor halte, mehr Wasser vom Himmel, als in den sechs schlimsten Monaten des Jahrs, in der Grafschaft Midlesex gefallen, zumal da es ein anhaltender Platzregen war. Bey feuchter Witterung regieren die Südwinde vorzüglich in Nizza: aber heuer hatten wir bey allen andern, ausser beym Südwinde, Regen: die mehreste Zeit blies der Wind aus Ost und Norden. Dieses heftigen Regens, dessen man sich bey Menschen Gedenken nicht erinnern kan, ungeachtet, waren die guten Tage in der Zwischenzeit ungemein angenehm, der Boden schien volkommen trocken, und die Luft hatte keine Feuchtigkeit. Ob ich gleich an der Erde wohne, und von drey Seiten mit einem Garten umgeben bin, so habe ich doch nicht die mindeste Feuchtigkeit, weder auf dem Fußboden noch an den Meublen wahrgenommen, auch keine Beschwerde von der Engbrüstigkeit gehabt, welche mich sonst bey duftigem Wetter sehr

zu

zu plagen pflegte. Kurz, ich brachte den Winter in weit bessern Gesundheitsumständen zu, als ich mir vorstelte. Aber gegen die Tag- und Nacht-Gleiche im Frühjahr, bekam ich eine heftige Erkältung, die mit schwerem Athemholen begleitet war: und so wie die Tage zunahmen, bin ich öfter mit einem Schnuppen behaftet.

Wie das Wetter heisser wird, so nehmen die Feuchtigkeiten im Körper ab, und die Schweislöcher der Haut öfnen sich: zu gleicher Zeit weht ein scharfer durchdringender Morgenwind, der von den noch mit Schnee bedeckten Alpen und apenninischen Gebürgen komt. Deswegen hüten sich sogar die gesunden Einwohner, bey dieser Jahrszeit, und vermeiden die Luft, welche nicht eher gemässigter wird, als bis der Schnee auf den Gebürgen, gegen die Mitte des Mays, geschmolzen ist. Alsdenn wird die Luft sanft und gelinde, bis die Sommerhitze zu einem fast unerträglichen Grade steigt, und die Luft mit einer Menge aus der See gezogenen Salztheilgen anfült, welche auf Körper, die zum Scorbut geneigt sind, eine schädliche Wirkung haben. Wenn ein scharfer Wind aus der See geht, ist die Ausdünstung so beträchtlich, daß die Haut gleichsam mit einem flüchtigen Salze überzogen wird, wovon ich im abgewichenen Sommer eine Probe gehabt habe. Daraus werde ich je länger je mehr überzeugt, daß die hiesige Gegend scorbutischen Personen nichts weniger als zuträglich ist. Wenn ich mein Leben hier zubringen müßte, so würde ich im Sommer einen Auffenthalt in den Gebürgen ausfündig zu machen suchen, wo ich, in einiger Entfernung von der See, eine frische ungesalzene Luft geniessen, und vor Fliegen, Mücken, und andern Ungeziefern, das die niedrigen Gegenden unausstehlich macht, sicher leben könte. Daselbst würde ich mich vom Monat Junius bis zu Anfang des Octobers aufhalten, und um diese Zeit

wieder nach Nizza zurükkehren, wo der Winter ausserordentlich gelinde und angenehm ist. Im Merz und April wolte ich es keiner schwächlichen Person rathen, wegzugehen, ohne sich wegen der Kälte gehörig vorzusehen. Einen angenehmen Aufenthalt in Sommer könte man, an der andern Seite des Var, unweit des Städgens Grasse, nehmen, welches eine reizende Lage an einem Hügel von Provence hat, und ohngefehr sieben englische Meilen von Nizza liegt. Dieser Ort ist wegen seiner schönen Pomade, Seifenkugeln, wohlriechenden Sachen, und Kästgen à la pergamotte berühmt. Man soll daselbst gute Lebensmittel und bequeme Zimmer finden, wie ich von andern gehört habe.

Wir machen nunmehr Zurüstungen zur Reise nach England, die mir hoffentlich wegen der Bewegung gut bekommen wird. Sie wird mir aber nicht bloß in dieser Betrachtung, sondern deswegen angenehm seyn, weil sie mich zu meinen Freunden wieder bringt, und von einem Orte entfernt, wo ich nichts ungerne, als die Luft verlasse. Die Bekantschaften, welche ich in Nizza gemacht, sind blos mit Fremden, die wie ich, sich nur eine zeitlang hier aufhalten.

Jetzt sehe ich erst ein, daß es eine grosse Thorheit ist, selbst Meublen zu kaufen, wenn man nicht einige Jahre hier bleiben will. Damals versicherten mich die Einwohner, ich könte sie allemal mit geringem Verluste wieder loß werden: nunmehr erfahre ich aber, daß ich sie für den dritten Theil hingeben muß. Ich habe nach Aix geschickt, um eine Kutsche kommen zu lassen, und so bald als solche anlangt, brechen wir auf. Sie werden also den nächsten Brief von einem Orte unterweges erhalten. Ich gedenke über Antibes, Toulon, Marseilles, Aix, Avignon und Orange zu gehen, weil ich diese Oerter noch nicht gesehen habe. Vieleicht finde

de ich etwas, das verdient mitgetheilt zu werden, und Ihnen zugleich eine angenehme Beschäftigung giebt. Dies wird ein hinreichender Grund seyn für

Ihren

ergebnen.

Acht und dreyßigster Brief.

Nizza, d. 18. Merz. 1765.

Mein Herr,

Ich bin erst von einer kleinen Lustreise nach Turin zurückgekommen, welches ohngefehr 30 Meilen von hier liegt, der Weg geht grösstentheils über fürchterliche Berge, welche mit Schnee bedeckt waren. Hinter der Stadt Coni aber, eröfnet sich eine feine Ebene, durch welche eine gute freye Heerstrasse bis an die Hauptstadt Turin läuft. Von Coni an kan man Chaisen und Postpferde haben, oder die Cambiatura nehmen, wie in andern Gegenden von Italien. Es giebt zwey Wege über die Berge von Nizza zu reisen, den einen reitet man auf einem Maulesel, und den andern läßt man sich tragen. Ich wehlte den ersten, und reiste nebst meinem Bedienten den 7 Februar Nachmittags um 2 Uhr ab. Wir waren kaum aus der Stadt, so fieng es so heftig an zu regnen, daß der Koth an verschiednen Orten in einer Stunde fast einen halben Fuß tief war. Ausser dieser Unbequemlichkeit fand ich den Weg ziemlich gut zu reiten: weil man disseits des Dorfs Escarene nur einen kleinen Hügel zu ersteigen hat. Um 6 Uhr Abends erreichten wir den Ort. Der Boden wird in dieser Gegend gut genutzet, und die Berge sieht man bis auf

die Spitze mit Oelbäumen bedeckt. Die Bewirthung war so schlecht, daß ich nicht länger, als ich nöthig hatte im Bette bleiben mogte, und schon um 2 Uhr des Morgens mit Hülfe eines Wegweisers, den ich für 3 Livres den Tag gemiehtet, die Reise fortsetzte. Wir brachten 4 Stunden zu, um den Berg Braus hinauf und hinab zu reiten: und kamen um 6 Uhr in dem Dorfe Sospello an, das in einem angenehmen kleinen Thal liegt, und mit erstaunlich hohen und unfruchtbaren Bergen umgeben ist. Die Ebene ist sehr fruchtbar, und wird von einem angenehmen Strome gewässert, welches mit den rauhen Bergen, die ihn umgeben, einen vortreflichen Contrast verursacht.

Nachdem ich nebst meinen Maulesel eine Erfrischung zu mir genommen hatte, gieng der Weg weiter über den andern Berg Brovis, der den ersten in der Höhe übertrift, nach la Giandola, einem mittelmäßigen Gasthofe. Er steht zwischen der Strasse und dem Flusse, einen Büchsenschuß von der Stadt Brieglie, welche zur Rechten bleibt.

Als wir in der Morgendämmerung für uns hinritten, stutzte ich über ein paar Männer, die vor mir standen, und grif deswegen zu meinen Pistolen. Man muß wissen, daß diese Gebürge voll Contrebandiers, oder solchen Bauern stecken, die einen Schleichhandel mit Toback, Salz, und andern accisbaren Waaren treiben, dabey dreiste Wagehälse sind, und zuweilen Reisende anpacken. Ich glaubte gewiß, daß eine Bande solcher Freybeuter nicht weit wäre: da ich aber ausser diesen beyden niemand gewahr ward, feuerte ich eine Pistole ab, um ihnen zu zeigen, daß wir bereit wären, uns zu wehren. Ich hofte der Schall würde bey dem Wiederhall der Gebürge eine gute Wirkung thun, aber da die Berge tief mit Schnee bedeckt waren, so pralte

er

er nicht wieder zurück, und klang wie ein kleines Terzerol, obgleich scharf geladen war. Inzwischen machte es doch die beyden Männer aufmerksam, und der eine drehte sich links um, bey welcher Gelegenheit ich ihn recht betrachten konte. Er war lang, mager und blaß, hatte eine krumme Nase und kleine blizende Augen. Auf dem Kopf trug er eine Nachtkappe und drüber einen niedergeschlagnen Hut; um den Hals hatte er ein seidnes Tuch, und eine hölzerne Pfeiffe, die stark dampfte, im Munde. Er war in einen grünen mit Wolf gefütterten Oberrock eingehült, und mit ein paar entsetzlichen Stiefeln, die inwendig mit Baumwolle ausgestopft, und über und über besprützt waren, versehen. Der Mauleſel war so klein, daß seine Beine nur 6 Zoll von der Erde hiengen. Dieser wunderliche Aufzug schien mir mehr närrisch, als fürchterlich: ich konte mich daher des Lachens über ihn nicht enthalten. Wie erschrack ich aber, als er die Pfeife aus dem Munde nahm, und mich sehr höflich bey meinem Namen nante! das konte ich mir auf dem Gipfel des Berges Brovis nicht vermuthen. Er half mir aber bald aus meiner Verwirrung, indem er sich als den Marquis M., den ich zu Nizza gar oft gesehen, zu erkennen gab. Nachdem ich ihn mit seinem Aufzuge etwas ausgelacht hatte, erzälte er mir, daß er des Morgens denselben Tage mit mir aus Nizza gereiset, auch nach Turin wolle, und einen seiner Bedienten mit dem Gepäcke voraus nach Coni geschickt hätte. Ich war über diesen Zufall sehr vergnügt, weil ich ihn als einen guten Gesellschafter kante: und wir entschlossen uns die übrige Reise zusammen zu machen.

Nach eingenomnen Mittagsmahl zu la Giandola, ritten wir längst den kleinen Fluß Roida hin, der in der Tiefe zwischen fürchterlichen Abgründen rauscht, und mit seinen natürlichen Wasserfällen, hin und wieder ein solches

ches Getöse, macht, daß wir beynahe einander nicht verstehen konten. Er vergießt sich nach vielen Krümmungen in den Bergen endlich bey Vintimiglia ins mittelländische Meer. Es ist unglaublich, was es für ein Gepraſſel gab, wenn wir in diesen Bergen mit den Peitschen knalten, weil kein Schnee daselbst lag. Wir ritten darauf durch das Dorf Saorgio, welches auf einer Anhöhe liegt, und mit einer kleinen Schanze, die diesen Paß beschützet, versehen ist: und kamen in fünf Stunden in unser Nachtquartier disseits des Bergs Col de Tende. Die Bewirthung war nicht die beste: das schlimste aber bey diesem Nachtlager war, daß der Marquis auf keine Weise seine Steifstiefeln von den Füssen bringen konte. Sie waren so schwer von Koth, daß es unmöglich war sie fortzuschleppen, und vom Regen inwendig so angelaufen, daß die Beine fest darin stacken. Wir fürchteten ihn ein Bein aus den Gelenken zu reissen, und musten zuletzt einen Strick um den Schuh binden, woran alle Leute im ganzen Hause zogen, und den armen Marquis von einem Ende des Zimmers bis zum andern zerten, ehe die Stiefel nachgaben. Endlich giengen sie herunter, wurden getrocknet, und auf den folgenden Tag zurecht gemacht.

Um drey Uhr frühe ritten wir wieder von hier, und fiengen gegen 4 Uhr an, den Col de Tende, welcher der höchste unter allen Bergen auf diesem Wege ist, hinan zu reiten. Der Schnee, mit dem er ganz bedeckt war, lag oben fast 20 Fuß tief. Auf halben Wege sind Wohnungen für eine Partie Soldaten, die auf den Schleichhandel acht geben sollen, ingleichen ein Wirthshaus la Ca, oder das Haus genant. Wir mietheten hier sechs Leute, die uns in Ersteigung des Berges helfen solten. Jeder von ihnen führte eine Hacke das Eis wegzuhauen, und eine Art von Stuffen für die

Maul-

Mauleſel zu machen. Wie wir meiſt oben waren, muſten wir abſteigen, und hinanklettern, ein jeder von uns nahm zwey von den obgedachten Männern zu Hülfe, die Coulants genant werden; und ſehr feſt im Eiſe und Schnee zu gehen wiſſen. Unſre Mauleſel folgten hinten nach, und ob die Thiere gleich ſehr ſicher gehen, und zu dieſer Abſicht ausdrücklich geſchärfte Eiſen hatten, ſo ſtrauchelten und fielen ſie dennoch verſchiednemal. Das Eis war dermaſſen hart, daß die geſpitzten Nägel nicht durchdringen konten. Als wir den Gipfel erreicht hatten, waren wir mit lauter Felſen, ohne die geringſte Ausſicht, umgeben. Unſre Führer machten alſo Anſtalt zur Hinunterfahrt, mit der ſogenanten Leze, welches eine Art von Schlitten iſt, den ſie auf der Stelle von zwey Stücken Holz verfertigen. Mir gefiel dies Fuhrwerk gar nicht, weil der Berg ſehr ſteil und mit einem ſolchen Nebel bedeckt war, daß man nicht 3 Schritte vorwärts ſehen konte. Weil ich aber ſahe, daß unſre Coulants gutes Muths und mein Reiſegefährte, der dieſen Weg öfter gemacht hatte, ohne Sorgen war: ſo faßte ich das Herz, mich auf die Maſchine zu ſetzen. Einer von den Coulants ſtand hinter mir, und der andre ſaß als Führer vorauf, und regierte mit den Füſſen im Schnee den Schlitten, damit er nicht gar zu ſchnell hinabſchoß. Auf dieſe Art kamen wir mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit den Berg hinab, und befanden uns vor Verlauf einer Stunde in Limon, der Vaterſtadt aller Mauleſeltreiber, die Waaren von Niza nach Coni und Turin führen. Hier muſten wir zwey Stunden warten bis unſre Eſel nebſt den Bedienten, welche die ordentliche Straſſe gegangen waren, nachfolgten. Jedweder von dergleichen Coulants bekomt 40 Sols für ſeine Mühe.

Zwey Stunden hinter Limon komt man endlich aus den Gebürgen heraus, davon die letzten und niedrigſten

sten, mit Holz und Viehweiden versehen, aber nur bloß im Sommer zu nutzen sind. Vom Fusse des Bergs Col de Tende, lauft der Weg bis nach Turin durch eine beständige Ebene. Wir brauchten 6 Stunden über den Berg bis Limon, und 5 von da bis Coni. Hier fanden wir unser Gepäcke, das wir von Nizza voraus geschickt hatten, und gaben unsern Führern und Eseln den Abschied. Im Winter bezalt man einen Mauleſel für die ganze Reise mit 20 Livres, und die Führer erhalten täglich 2 Livres: man muß aber 6 Tage, nemlich für die Reise selbst 3 und für ihren Rückweg wieder 3 vergüten. Wir reiseten mit gutem Bedacht sehr früh aus, um die Unbequemlichkeiten und Gefahr des letzten Bergs so viel möglich zu vermeiden. Man begegnet nemlich oft einer langen Reihe von beladnen Mauleseln, welches bey einem glatten und nicht über 1½ Ellen breiten Wege, gefährlich ist. Die Mauleseltreiber haben an einigen Stellen breitere Plätze, oder runde Löcher gemacht, darin derjenige, im Fall sie sich begegneten, welcher die wenigsten Esel hat, so lange warten muß, bis die andern vorbey sind. Um diesen bey der strengen Kälte sehr verdrieslichen Aufenthalt zu entgehen, pflegen Reisende sich sehr frühe, ehe die Mauleſel ausgetrieben werden, auf den Weg zu machen.

Die hauptsächlichste Gefahr hat man auf diesem Wege nach Sonnen Aufgang von den sogenanten Valanches zu befürchten. Dies sind Schneebälle, die entweder durch feuchte Luft, oder durch die Gewalt der Sonne, von den über den Weg hangenden Spitzen der Berge abgelöset werden. Ein kleiner Klumpen Schnee, der beym Abfallen kaum 2 Fuß ausmacht, wächset oft im Herunterrollen, da sich immer mehr anhängt, zu einer Grösse von 200 Schritten, und stürzt sich mit einer solchen Gewalt herab, daß der Reisende ehe er einen

nen Schritt thun kan, erdrückt wird. Dergleichen fürchterliche Berge schleppen alles mit sich fort, was ihnen in dem Falle im Wege steht; sie reissen die stärksten Bäume bis auf die Wurzeln aus: und wenn sie von ungefehr auf ein Haus fallen, so drücken sie es bis auf den Grund zu Boden. Im Winter hat man selten, so lange das Wetter trocken ist, etwas zu befürchten; doch vergeht nicht leicht ein Jahr, daß nicht einige Menschen und Esel durch diese Valanches ums Leben kommen.

Wir traffen die Gräfin C. . . in Coni an, welche sich durch Träger von Nizza hatte herbringen lassen. Ein solcher Tragsessel ist nichts anders als ein hölzerner Lehnstuhl, mit einem strohernen Sitze, der ein Fußbret, und oben eine Bedeckung von Wachsleinwand für Regen und Schnee hat. Er wird, wie eine Portchaise von 6 oder 8 Männern getragen, welche abwechseln, und jeder, nachdem die Jahrszeit ist, täglich drey oder vier Livres erhalten. Man muß ihnen gleichfals die Rückreise vergüten. Von den sechs Männern, gehen zwey zwischen den Stangen, wie bey andern Portchaisen, und werden an jeder Hand von den andern unterstützt: weil diese beyden aber eine ungleich schwerere Arbeit zu verrichten haben, so wechseln sie beständig um. Im Herabgehen der Berge, tragen vier Männer die Stangen auf den Schultern, nemlich an jedem Ende der Stangen einer.

In Coni kan man Chaisen bis nach Turin haben, man giebt 15 Livres davor und legt den Weg in 1½ Tagen zurück. Mit der Post braucht man nur einen Tag, und zalt für die Station 7 Livres 10 Sols, und für den Postillion 10 Sols. Wir nahmen Cambiatura, oder eine Chaise, da man auch Pferde wechselt, aber weil sie etwas langsam geht, nur 5 Livres und dem Postillion 10 Sols giebt. Um geschwinder fortzukommen,

leg-

legten wir ihm noch 10 Sols zu, und fuhren stärker als wenn wir Postpferde gehabt hätten. Die Chaisen sind wie andere durch ganz Italien, und können ohngefehr 200 Pfund Gepäcke aufladen.

Coni liegt zwischen zwey kleinen Flüssen, und ist zwar kein grosser und volkreicher, aber wegen seiner starken Befestigung ein wichtiger Ort. Man nent die Festung eine Jungfer, weil sie zwar verschiedentlich belagert aber nie eingenommen worden. Der Prinz von Conti rückte im Jahr. 1744 davor, muste aber nach der Schlacht mit dem Könige von Sardinien unverrichteter Sachen wieder abziehen. Der Commendant, Baron Leutrum, ein teutscher Protestant, und der beste General in sardinischen Diensten, hielte sich sehr tapfer: was aber am meisten die Ausführung der Belagerung hinderte, war der beständig anhaltende starke Regen, wodurch alle Werke verdorben und die Annäherung an die Stadt unmöglich gemacht wurde.

Ich darf ihnen nicht erst sagen, daß Piemont eines der schönsten und fruchtbarsten Länder in Europa ist. Diesen Strich hält man vor den besten im ganzen Lande, er zeigte sich nur anjetzo, wegen der schlechten Jahrszeit, nicht von der angenehmsten Seite. Ich will nur noch hinzusetzen, daß wir durch die ansehnliche Stadt Sabellian fuhren, und Abends in Turin anlangten. Wir kamen durch das Nizzer Thor in diese schöne Stadt, fuhren über den zierlichen Platz von S. Carlo, und stiegen in der Bona Fama ab, ein Wirthshaus, das an der Ecke des grossen Marktes, la Piazza Castet genant, liegt.

Wenn ich auch Lust hätte, Ihnen jetzo einige Nachrichten von Turin mitzutheilen, so müste ich es doch wegen Ermangelung des Raums, bis auf eine andre Gele-

gen-

genheit vorschreiben: Ich schliesse demnach mit der Versicherung, daß ich allezeit bin

der Ihrige.

Neun und dreyßigster Brief.

Aix in Provence,
den 10ten May. 1765.

Mein Herr!

Bis hieher bin ich auf meiner Rückreise nach England gekommen. Ich hofte Nizza zu verlassen, ohne mich mit jemand gestritten zu haben, konte aber meinen Wunsch nicht erreichen. Mein Hauswirth C..., ein Mann in guten Umständen, mit dessen ganzen Familie ich Umgang gepflogen, machte die wunderliche Foderung, ich solte ihm Haus und Garten einräumen, ob ich die Miethe gleich bis zu Michaelis bezalen muste, und erklärte sich ausdrücklich, er würde nicht zugeben, daß ich es bis dahin an jemand anders vermiethete. Er hatte mir mehr als einmal aus eignem Antrieb versprochen, meine Meublen bey der Abreise anzunehmen, und in der Zuversicht ließ ich die Gelegenheiten, sie besser anzubringen, fahren: wie die Zeit aber heranrückte, so weigerte er sich, sie zu behalten, und drang zugleich, nicht nur auf Auslieferung der Hausschlüssel, sondern auch auf Bezalung der Miethe vom ganzen Jahr, ungeachtet ich solche nur bis Michaelis zu entrichten, gehalten war. Ein solches Betragen von einem Manne, den ich jederzeit mit Achtung begegnet hatte, verdroß mich dergestalt, daß ich meine gerechte Sache vor Gericht ausführen wolte; allein der Streit ward

durch einen Mönch vom Minoriten Orden, der unser beyder Freund war, und einem Kaufmann in Nizza, der die Sorge für das Haus und Meublen über sich nahm, verglichen. Ein Fremder muß die äuserste Vorsicht gebrauchen, wenn er mit diesen Leuten ohne übervortheilt zu werden, auskommen will.

Ich hatte eine Kutsche mit vier Pferden aus Aix kommen lassen, und bezalte solche täglich mit 18 französischen Livres. Der Var, war von dem Schnee aus den Gebürgen dergestalt angelaufen, daß man mit keinem Wagen darüber konte: die Kutsche muste also zu Antibes bleiben, und wir giengen zur See dahin, welches ohngefehr 9 oder 10 Meilen ausmacht. Der Ort hieß bey den Alten Antipolis, und war eben so wie Nizza, eine Pflanzstadt von Marseilles. Vermuthlich wurde er später angelegt, und bekam den Namen Antipolis, weil er gegen Nizza überstand. Plinius meldet uns, daß er wegen des Thonfangs sehr berühmt war: und darauf zielt Martial in den Versen:

Antipolitani fateor sum filia thynni:
Essem si Scombri non tibi missa forem.

Jetzt ist es der Grenzplatz des Königs von Frankreich gegen Italien. Er ist mit guten Festungswerken und einer Besatzung versehen. Die Grösse der Stadt bedeutet nicht viel: aber der eigentliche Hafen, ist von der Seeseite, mit einem auf eingerammelten Pfälen stehenden Bollwerk versehen, das einen Wall, Kasematten und gepflasterten Damm hat. Er ist zwar ungemein sicher, aber für grosse Schiffe nicht tief genug. Der seichte Grund erstreckt sich so weit in die See, daß Kriegsschiffe vom Range sich nicht nahe genug an die Stadt legen können, um sie zu beschiessen, doch wurde sie im letzten Kriege bombardiret. Die hauptsächlichste

ste Stärke zu Lande besteht in einem von der Stadt abgesonderten viereckigten Fort, welches zugleich die Einfahrt des Hafens bedeckt. Der in die See hinein angelegte Wall hat Schiesscharten und auswärts laufende Winkel, worauf man eine Menge von Kanonen pflanzen kan.

Die umliegende Gegend ist angenehmer, als zu Nizza, und der Unterschied des Himmelsstriches nicht groß. Der Boden bearbeitet sich hier leichter, und man sieht daher viele, theils eingezäunte, theils freyliegende Felder: die Berge erheben sich auch weit sanfter und in mehrerer Entfernung von der See, als an der andern Seite der Bay. Längst der Küste trift man die angenehmsten Spatziergänge an, weil sie eben und fest ist. In der letzten Woche des Aprils, als wir durchreiseten, stand das Korn schon in Aehren, die Kirschen reiften, und die Feigen fiengen an, schwarz zu werden. Mein schweres Gepäcke, war zu Nizza auf ein englisches Schif, das nach London unter Seegel gehen wolte, geladen, unsre Mantelsäcke aber hatten wir bey uns. Sie wurden zu Antibes gegen eine kleine Erkentlichkeit von den Aufsehern sehr leicht durchsucht. Diese thut in ganz Frankreich ausserordentliche Wirkung.

Wir blieben die Nacht zu Cannes, einem sehr artigen und angenehm gelegnem Orte an der See, gegen den Margarethen Inseln über, wo man oft Staatsgefangne hinsetzt. Da hier verschiedne wolgebauete Häuser sind, so würde ich mich wegen der sanften und gesunden Luft lieber daselbst, als in Nizza oder Antibes aufhalten. Hier wird man von keinem Wall eingeschlossen, nicht von so vielen Menschen und Soldaten auf der Gasse gehindert, sondern lebt gleichsam auf

dem Lande, in einer schönen Luft, und hat einen Ueberfluß von allen Arten von Fischen.

Der Berg Esterelles, welchen ich in einem meiner vorigen Briefe, als einen reizenden mit beständig grünenden Bäumen besetzten Berg beschrieben habe, ist gegenwärtig ganz öde: weil einige Böswichter die Fichten im abgewichenen Sommer bey einem starken Winde in Brand gesteckt haben. Das Feuer dauerte einige Monate, und verzehrte auf 10 Meilen weit, eine unbeschreibliche Menge des schönsten Bauholzes. Der Boden ist jetzt zu beyden Seiten der Strasse ganz entblösset, bis auf die schwarzen Stämme, die hin und wieder ohne Aeste stehen geblieben: sie zeigen sich gleichsam als Beweise der göttlichen Strafe, und erregen Schauer und Mitleiden in der Seele. Ich konte mich bey dem traurigen Anblicke kaum der Thränen enthalten: wenn ich zurückdachte, wie es hier vor 18 Monaten aussahe.

Weil wir die Nacht in Frejus blieben, so hatte ich Musse genug, das Amphitheater in Augenschein zu nehmen. Dem Ansehen nach ist es von der Grösse wie das zu Nimes, aber in jämmerlichen Umständen. Man bemerkt noch verschiedne Sitze, die sich von dem Kampfplatz an, erheben, und darunter die Behältnisse, worin die wilden Thiere verwahret wurden: desgleichen zwey Gallerien über einander, und ein paar Vomitoria oder Hauptausgänge unten beym Kampfplatze. Dieses ist jetzt mit Gras bewachsen und mitten durch geht ein Weg. Von der übrigen Baukunst, und den Zierathen trift man keine Spur mehr an. Einen grossen Theil der äusern Mauern hat man zu einem daran stossenden Kloster gezogen, dessen Mönche überhaupt sehr viel zur Verstümmelung des Amphitheaters bey-

beygetragen haben sollen, indem sie die Steine zu ihrem Gebäude verbrauchet.

In der Nachbarschaft des Amphitheaters, welches ausserhalb der Stadtmauer liegt, nimt man noch einige Ruinen von einem Gebäude gewahr, worinl ehemals der oberste Befehlshaber gewohnt haben soll: denn Frejus war eine römische Pflanzstadt, welche bey dem Julius Cäsar sehr in Gnaden stand: und deswegen den Namen Forum Julii, oder Civitas Forojulienſis durch ihn erhielt. Dieser Kayser hat, allem Vermuthen nach, das Amphitheater gebauet, und das Wasser, vermöge einer Wasserleitung, wovon an der andern Seite der Stadt noch einige Bogen stehen, aus dem Flusse Ciagne über 10 Meilen weit hergeführt. Man hat alhier eine grosse Menge Statuen und Aufschriften gefunden, die verschiedentlich durch den Druck bekant gemacht worden sind. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß Julius Agricola, der Stiefvater des Geschichtschreibers Tacitus, aus Frejus gebürtig war, welches heutiges Tages ein schlechter und armseliger Ort ist. Von hier an breitet sich das Land auf der linken Seite in eine breite Ebne, zwischen der See und den Bergen aus, welche noch zu den Alpen gehören, und durch Provence und Dauphine fortlaufen. Diese Fläche wird von kleinen Flüssen durchströmet und wechselt mit Kornfeldern, Weingärten und Wiesen ab, welches unsern Augen, die an dem brennenden Sand, den hohen Bergen und kahlen Felsen von Nizza gewohnt waren, einen gar reizenden Anblick verschafte. Ob es gleich ein Kornland schien, so versicherte man mich doch, daß es zur Bedürfniß der Einwohner nicht zureiche. Man ersetzt den Mangel aus Marseilles mit ausländischem Getraide. Ein Franzose ißt nach Proportion dreymal soviel Brod, als ein Engländer, das

ist gewiß seine Hauptnahrung. Deswegen wundre ich mich, daß sie nicht einen Theil ihrer Weinberge in Kornfeld verwandeln; denn sie mögen mit ihrem Wein so groß thun, wie sie wollen, so dünkt mich doch, daß der Wein, den der gemeine Mann sowol hier, als in andern Provinzen Frankreichs trinkt, weder so stark und nahrhaft, noch so wolschmeckend, als das dünne Bier in England ist. Man bemerkt, daß alle Bauern, welche nichts als Wein genieſſen, in Vergleich derer die Milch, Bier und Wasser trinken, schmächtig bleiben: ja es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß die Leute zu der Zeit, wenn der Wein anfängt zu fehlen, sich besser befinden, als wenn sie vollauf haben. Je länger ich lebe, jemehr überzeuge ich mich, daß Wein, und alles Getränke, das gegohren, der menschlichen Gesundheit schädlich ist, und daß kein Getränke zur Erhaltung des Körpers und der Lebensgeister mit gutem reinen Wasser verglichen werden kan.

Zwischen Luc und Toulon ist die Gegend angenehm, und die Felder sind mit Hecken abgetheilt. Man trift reichliche Viehweiden und mehr kleine Flüsse und Bäche an, als ich in andern Gegenden Frankreichs gesehen habe.

Toulon ist ein ansehnlicher Ort, wenn ich auch den Hafen, die Schifswerfte und das Arsenal nicht mit dazu rechne. Ein gewisser Fremder hatte wol recht bey Erblickung dieser Werke zu sagen: er fände den König in Frankreich, weit gröſſer zu Toulon als zu Versailles. Der Damm, die Bollwerke in der See, die Docken, die Magazine, sind nicht nur gut angegeben, sondern auch fest, ordentlich, und prächtig gebauet. Ich zälte 14 abgetackelte Schiffe von der Linie im Hafen: auſser dem Tonant von 80 Kanonen, der in der Docke

zum

zum Ausbessern lag, und eine neue Fregatte auf dem Stappel. Man hat mich für ziemlich glaubwürdig versichert, daß die Kanonen auf den königlichen Flotten, beym letzten Kriegen in so elenden Umständen gewesen, daß bey jedem Treffen, auf allen Schiffen einige gesprungen. Dies that grossen Schaden und nahm den französischen Seeleuten den Muth dergestalt, daß sie sich mehr für ihren eignen als für das feindliche Geschütz fürchteten. Man zält gegenwärtig gegen 2000 unbrauchbare eiserne Kanonen, welches ein offenbarer Beweiß, von der Gelindigkeit und Nachsicht der französischen Regierung ist. Dies erhellet aber noch weit mehr aus dem Zustande der Festungswerker, welche die Einfarth des Hafens bedecken. Es komt mir vor, als wenn man sich, in Ansehung der Sicherheit, auf unsern falschen Wahn, es wäre unmöglich dem Hafen beyzukommen, verlassen hat. Capitain C.. fuhr neulich mit einer englischen Fregatte bey widrigem Winde in den Hafen, und weil er laviren muste, hatte er Gelegenheit die Tiefe der Einfarth, der Länge und Breite nach, zu untersuchen. Er kam ohne Lotsen in den Hafen, und gab vor, er müste Tauwerk und andre Bedürfnisse kaufen. Die französischen Officiers waren über seine Dreistigkeit sehr unzufrieden, und sagten: er wäre blos aus der Absicht, die Tiefe des Kanals zu untersuchen, gekommen, und habe Ingenieurs am Bord, welche Zeichnungen von der Gegend und den Forts, von ihrer Stärke und Entfernung verfertigten. Vermuthlich wurden diese Muthmassungen der Regierung hinterbracht, denn es kam gleich Befehl, keinem Fremden weiter das Arsenal und die Schifswerften zu zeigen.

Ein Theil des Weges von hier nach Marseilles geht über einen grossen Berg, welcher viel Aehnlichkeit

mit dem von Esterelles hat, aber nicht so mit Holz bewachsen ist. Unten am Fusse desselben, läuft ein angenehmer Strom durch das Thal.

Marseilles hat mir ungemein wol gefallen. Es ist eine ansehnliche, grosse, volkreiche Stadt, die eine blühende Handlung treibt. Die Gassen sind breit und frey; die Häuser wol gebaut, und einige darunter prächtig. Der Hafen macht ein Oval aus, das zu beyden Seiten entweder mit Gebäuden oder Land umgeben, daher die Schiffe mit volkomner Sicherheit darin liegen. Man trift gemeiniglich eine ungemein grosse Menge darin an. An der Stadtseite geht ein langer mit viereckten Steinen gepflasterter Damm um denselben, der gegen 1300 Schritt hält, und jederzeit mit einer unglaublichen Anzal Menschen angefült ist. Die Galeeren, an der Zal 8 oder 9., sind mit dem Hintertheil an der einen Seite des Damms befestigt, und man erlaubt den Sklaven in kleinen Buden, welche sie für eine Kleinigkeit miethen, etwas für sich zu verdienen. Man sieht daselbst Handwerker von aller Art; Schuster, Schneider, Goldschmiede, Uhrmacher, Barbier, Strumpfweber, Jubelier, Schreiber, Buchhändler, und was man nur in Buden suchen kan, aber insgesamt mit Ketten an den Füssen. Sie bezalen dem Könige für diese Erlaubnis täglich 2 Sols, leben ganz gut, und sehen vergnügt aus? Sie können ihre Arbeiten viel wolfeiler geben, als andre Handwerksleute in der Stadt.

Sosehr es auch das Ansehen hat, als wenn grosse Handlungsgeschäfte in Marseilles getrieben würden, so nimt ihre Handlung doch stark ab, und es fallen sehr häufige Banquerotte vor. An diesem Verfal der Handlung, sind die Engländer hauptsächlich schuld; denn sie haben kurz vor dem Frieden eine so entsetzliche Menge

Waaren

Waaren nach Martinique und Guadeloupe geschlept, daß die Kaufleute von Marseilles, wie ihre Schiffe nachgehends ankamen, den Markt überfahren fanden, und ihre Waaren mit einem ansehnlichen Verlust zu verkaufen, gezwungen wurden. Ausserdem hatten die französischen Colonisten einen solchen Vorrath von Zucker, Kaffee und andern Waaren im Kriege aufbehalten, daß sie dieselben gleich nach erhaltener Nachricht vom Frieden, in gar zu grosser Menge auf einmal nach Marseilles abgehen liessen. Man hat mich versichert, daß diese Waaren gegenwärtig hier wolfeiler als in den Inseln selbst sind, und daß man die hiesigen Produkte um bessern Preis in Martinique, als hier giebt.

Wer allein in diesen Gegenden reiset, kan um einen billigen Preis in den Wirthshäusern leben, wenn er an den gewöhnlichen öffentlichen Tischen speiset: hingegen wenn jemand mit einer Familie sich einige Zeit hier aufhalten will, so rathe ich ihm, sobald möglich in einem Privathause Zimmer zu miethen: denn in den Gasthöfen zu leben, ist entsetzlich kostbar. Ich muste zu Marseilles für die Person 4 Livres auf jede Mahlzeit bezalen, für den Bedienten 2, und für das Zimmer täglich 6 Livers; so daß sich unsre Ausgabe nebst Frühstück und Lohnbedienten, alle Tage auf 2 Louisd'or belief. Auf die Art wird man in allen südlichen Provinzen Frankreichs übertheuert, ob es gleich der gesegneteste und wolfeilste Strich im ganzen Lande ist. Dies rührt vermuthlich von der Thorheit und Ausschweifung der Engländer her, die sich gutwillig schinden lassen, und zuletzt wird diese Gewohnheit zum Gesetze. Es ist etwas sehr unangenehmes in der Gegend um Marseilles spatzieren zu reiten, weil man stets auf der staubigten Heerstrasse, die mit allerley Wagen und Eseln angefült ist, bleiben muß, und zwischen zwey weissen

Wänden, die bey Sonnenschein unausstehlich blenden, eingeschränkt ist. In der ganzen Nachbarschaft liegt alles voll Landhäuser, oder, wie man sie hier nennt, Bastides, deren man einige um einen leidlichen Preis nebst den Meublen miethen kan. Ihre Anzal soll sich auf 12000 erstrecken. Marseilles ist ein ungemein lebhafter Ort, und die Einwohner suchen sich auf alle mögliche Art lustig zu machen. Sie haben Assembleen, Concerte und Schauspiele: in der Stadt befindet sich ein geräumiger Cours, oder ein langer mit Bäumen besetzter Spatziergang, wo man des Abends eine Menge wolgekleideter Leute versamlet sieht.

Weil Marseilles ein Freyhafen ist, so liegt eine halbe Meile vor der Stadt, auf dem Wege nach Aix, ein Zollhaus, wo alle Sachen durchgesucht werden, und wenn man contrebande Waaren antrift, so werden Wagen, Pferde und Gepäcke weggenommen. Wir entgiengen der verdrieslichen Untersuchung durch die Klugheit unsers Kutschers. Er sagte nemlich: wir hätten ein Pfund Taback, und etwas Zucker in Marseilles gekauft, und wolten die Accise davor entrichten, die sich auf 10 Sols belief. Sie nahmen das Geld, gaben einen Empfangschein, und liessen den Wagen ohne weitere Nachfrage fahren.

Ich wolte mich zu Aix nur eine Nacht aufhalten; weil aber A**, der sich jetzt hier befindet, so gute Wirkung von dem hiesigen Wasser verspüret; so entschlos ich mich, es auch auf 8 oder 10 Tage zu versuchen: und miethete deswegen Zimmer in einem Privathause. Ich habe es nunmehr alle Tage an der Quelle getrunken, ohne sonderlichen Nutzen davon zu merken. In meinem nächsten Briefe, will ich noch etwas mehr von diesem Wasser sagen, wenn ich nicht

fürch-

fürchten muß, daß es eine reiche Quelle von Langerweile für sie seyn wird. Ich werde zufrieden seyn, wenn ich finde, daß es meiner Gesundheit einigen Vortheil bringt. Ich bin mit aller Hochachtung

der Ihrige.

Vierzigster Brief.

Boulogne, den 23. May. 1765.

Mein Herr!

Ich fand drey englische Familien in Aix, mit denen ich meine Zeit ganz angenehm hätte zubringen können, allein die Gesellschaft ist nunmehr getrennet. Herr S--re verließ Aix nebst seiner Frau, ein paar Tage nach unsrer Ankunft. Herr A.. und Lady Betty, sind nach Geneve gegangen, und Herr G.. r. bleibt mit seiner Familie noch in Aix. Der letzte war mit einer höchstgefährlichen Engbrüstigkeit behaftet, und findet in diesem Himmelsstriche eine so merkliche Besserung, daß er den Entschluß gefaßt, noch ein Jahr hier zu bleiben. Herr A...r fand, daß das Wasser eine ungemeine Wirkung bey seinen scorbutischen Umständen that. Da ich nun von beyden Stücken viel ausstehen muste; so war ich es meiner Erhaltung schuldig, die vereinigte Kräfte des Wassers und der Luft zu versuchen; zumal da das dringende Bitten vom Herr A...r, und Lady Bettey dazu kam, denen ich es aus Dankbarkeit nicht abschlagen konte.

Aix ist die Hauptstadt von Provence, und ein grosser Ort, bey dem der kleine Fluß Are vorbey fließt.

Es

Es war ehemals eine römische Pflanzstadt, welche Caius Sextus Calvinus, etwa 100 Jahr vor Christi Geburt, errichtet haben soll. Nach dessen Namen, und von den hier befindlichen mineralischen Quellen wurde sie Aquæ Sextiæ genant. An diesem Ort schlug Marius, nachdem er die Teutonen besiegt, sein Hauptquartier auf, verschönerte ihn durch Tempel, Wasserleitungen und Bäder, von welchen allen aber keine Spur mehr anzutreffen ist. Die Gebäude geben der jetzigen Stadt ein schönes Ansehen, wenn die engen Gassen nur reinlicher gehalten würden. Der Cours, oder der öffentliche Spaziergang, nimt sich prächtig aus: er ist mit einer doppelten Reihe hoher Bäume besetzt, und mit drey oder 4 Springbrunnen, wovon der mitlere heises Wasser, welches von der Quelle der Bäder komt, bey sich führt. Zu beyden Seiten stehen Reihen schöner Häuser, worin meistens die sich hier in grosser Menge aufhaltenden adelichen Familien wohnen.

Das Parlement, welches in Air gehalten wird, zieht viele Leute her: und weil die Einwohner grossentheils vom Stande, wohlerzogen und munter sind, so trift man hier gute Gesellschaften an. Der Stadthalter der Provinz, anjetzt der Herzog von Villars, wohnt beständig in Air, und giebt öffentliche Gesellschaften; wo Fremde ohne Unterschied freyen Zutrit haben, und wenn sie spielen, sehr wilkommen sind, weil sich die ganze Gesellschaft damit beschäftigt. Einige Engländer beschweren sich, daß der Stadthalter, wenn sie ihm vorgestelt werden, sie sehr kaltsinnig empfange. Die Franzosen sowol, als andre Ausländer, haben keinen Begrif von einem Mann von guter Familie und Erziehung, wenn er nicht zugleich den Titel Herzog, Graf, Marquis, oder Lord führt. Wenn also ein Engländer bloß unter dem Namen Monsieur un tel oder der Herr N. vorgestelt

wird,

wird, so denkt man er sey von schlechter Abkunft, und keiner besondern Achtung würdig.

Aix liegt in der Tiefe, und ist rund herum mit Hügeln umgeben, die aber nicht hoch genug sind, um die Bize, oder den Nordwind abzuhalten, der im Winter und Frühling ungemein scharf weht, und die Luft durchdringend kalt macht. Die hiesige Luft ist also allen denen, die an der Lunge leiden, mit Geschwüren und Blutspeyen behaftet sind, sehr gefährlich. Lord H. **, der sich in dergleichen Umständen befand, und den letzten Winter hier zubrachte, ward täglich schlimmer, so lange er da blieb, so bald er sich aber nach Marseilles begab, besserte es sich mit ihm. So sehr ist die Luft an diesen beyden Orten verschieden, ob sie gleich nur 10 oder 12 Meilen von einander entfernt liegen. Aber die Luft von Marseilles, ob sie gleich viel gelinder, als die von Aix im Winter ist, so ist sie doch nicht so warm als die Gegend um Nizza, wo man zur strengsten Jahrszeit solche Blumen, Früchte, und Gewächse im Ueberfluß findet, die weder zu Marseilles noch Toulon wachsen, noch reif werden.

So scharf die Kälte im Winter zu Aix ist, so unerträglich wird die Hitze im Sommer, wegen des Zurückprallens der Sonnenstrahlen von den Felsen und Bergen, die zugleich den Umlauf der Luft verhindern: denn man muß wissen, daß dieselben Berge, welche die heftigen Winde im Winter versamlen, auch wieder im Sommer die frischen Abkühlungen der Luft verhindern. An guten Fleischspeisen ist zwar in Aix kein Mangel, aber desto mehr fehlt es an Gartengewächsen. Federvieh haben sie gar nicht, als was sehr weit her, aus der Gegend von Lion komt. Sie geben vor, der Mangel an Wurzeln, Kohl und Blumenkohl rühre von dem

dem Mangel an Wasser her, aber eigentlich ist nichts Schuld daran, als daß sie die Gärtnerey nicht verstehen. Ihr Oel ist gut und wolfeil, der Wein aber mittelmässig. Ihre hauptsächlichste Sorgfalt scheinen sie auf den Seidenbau zu wenden; denn hier ist gleichsam die Niederlage von ganz Provence, das allenthalben zur Nahrung der Seidenwürmer mit ganzen Wäldern von Maulbeerbäumen besetzt ist.

So viel man auch von den wolfeilen Lebensmitteln in den südlichen Provinzen Franckreichs sagen mag, so bin ich doch überzeugt, daß eine Familie in York, Durham, Hereford, und in manchen andern Städten von England für weniger Geld haushalten kan, als zu Aix in Provence: sie wird eine bessere Tafel führen, und das meiste, was zur Bequemlichkeit des menschlichen Lebens gehört, dafür geniesen. Ich fand die Zimmer, und die Lebensmittel zu Aix, um 50 von hundert theurer, als in Montpellier, welches gleichwol für den kostbarsten Ort in Languedoc gehalten wird.

Die im Alterthum so berühmte Bäder in Aix, wurden durch die Einfälle der barbarischen Völker in einen Schutthaufen verwandelt. Die rechte Quelle war lange verloren, bis man sie von ungefehr in diesem Jahrhunderte, wo ich nicht irre, im J. 1704, beym Grundgraben am Fusse eines Hügels, nahe an der Stadtmauer entdeckte. Dichte dabey fand man zu gleicher Zeit einen steinernenen Altar mit dem Bilde eines Priapus, und einigen grossen Buchstaben, welche die Alterthumsverständige verschiedentlich ausgelegt haben. Aus dieser Figur schloß man, daß die Wasser ehemals würcksam für die Unfruchtbarkeit gehalten worden. Es vergieng eine geraume Zeit, bis es jemand wagte, das Wasser innerlich zu gebrauchen, weil man keine Spuren fand, daß die Alten es getruncken. Nach der Wiederentde-

kung

kung bediente man sich desselben hauptsächlich, Pferde und andre Thiere, die mit Ausschlag und Krankheiten der Haut behaftet waren, darin zu baden. Zuletzt fiengen arme Leute, die ähnliche Zufälle hatten, an, ein gleiches zu thun, und fanden solche vortrefliche Wirkung davon, daß verständige Leute dadurch aufmersam gemacht wurden. Drey Aerzte, welche noch am Leben sind, stelten einige sehr unvolkomne chymische Versuche an, liessen solche nebst der Geschichte verschiedner Personen, die dadurch genesen, drucken, und hierdurch ward den Kranken Muth gemacht, sich des Wassers ohne weitere Umstände zu bedienen. Man fand daß es bey Podagra, Steinschmerzen, Scharbock, Wassersucht, Schlag, schlechter Verdauung, Engbrüstigkeit und Auszehrung von herrlicher Wirkung war: und der Ruf breitete sich gar bald über Languedoc, Provence, Gascogne und Dauphine aus. Der Rath hat um mehrerer Bequemlichkeit willen, ein Gebäude aufführen lassen, worin verschiedene abgesonderte Bäder, und bey jedem eine Kammer mit Betten angelegt sind, damit ein jeder, der nur will, das Wasser äusserlich und innerlich gebrauchen kan. Die Bäder sind mit Marmor gepflastert, und mit einem kupfernen Hahn versehen, dadurch man sie nach Wilkühr anfüllen kan.

Am Ende dieses Gebäudes liegt ein achteckiger oben offener Platz, worin ein Becken mit einem Pfeiler steht. Aus diesem lauft, vermittelst 8 besondren Hähnen das mineralische Wasser heraus: und dahin begeben sich des Morgens Leute von allerley Ständen, und trinken entweder den Brunnen, oder waschen den Körper an den kranken Orten, oder halten solche unter den Strahl. Die natürliche Wärme dieses Wassers hat ohngefehr, so viel ich von beyden nach Muthmassungen schliesen kan, mit dem von der Königin Bad zu Bath in Sommerset-

schire

schire einerley Grad. Es ist ungemein klar, macht kleine Blasgen, und hat einen angenehmen Geschmack: Man kan 3 oder 4 Nösel auf einen Tag davon trinken, und braucht weiter keine Vorbereitungskur. Es giebt Leute zu Aix, die alle Morgen, so lange die Brunnenzeit währt, 14 halbe Nöselgläser zu sich nehmen. Man kan das Wasser das ganze Jahrlang gebrauchen, die beste Zeit ist aber im May Monat. Es wirkt nichts weiter als den Urin, und das würde jedes Wasser, welches man in gleicher Menge nimt, gleichfals thun.

Wenn man den gedruckten Versuchen trauen darf, so verursacht dies Wasser, wenn es mit sauren, oder alkalischen Sachen, mit Gallapfeltinctur, Violensyrup und Silbersolution vermischt wird, weder eine Gährung, noch Trübigkeit, und Veränderung der Farbe. Läßt man es kochen, ausdünsten, oder durchseigen, so bleibt ein geringer Satz von Purgiersalz, und eine Kalkerde, die mit scharfer Säure aufbrauset. Weil es mir an Hydrometern, und Thermometern zu Untersuchung der Schwere und Wärme des Wassers fehlte, und ich auch keine Zeit hatte, mir die zu Wiederholung der Versuche nöthigen Sachen anzuschaffen: so mogte ich gar nicht einmal daran denken, chymische Auflösungen vorzunehmen, sondern begnügte mich damit, es zum Trinken, zum Baden, und zum Auftröpfeln zu versuchen. Nach achttägigen Gebrauch, war ich von einer grossen scorbutischen Flechte, welche meine rechte Hand zuweilen zu allen Verrichtungen untüchtig machte, befreiet. Ich bemerkte, daß das Wasser, wenn man sich dessen äusserlich bediente, jederzeit ein ölichtes Wesen auf der Haut zurückläßt; kocht man es in einem irdenen Gefässe, so riecht der Dampf schwefelicht, welches ich bald an meiner Lunge merkte. Im Bade roch es wie in einem Kalkofen. Ließ man das Wasser über Nacht in

einer

einer Flasche stehen, so nahm es einen Geruch und Geschmack wie Wein und wie süßgemachter Spiritus nitri an. Ob die wirksamen Theile aus einem flüchtigen Vitriol, oder aus einem feinen Petroleum, oder aus beyden zugleich bestehen, wage ich mich nicht zu entscheiden. Ich halte davor, man würde am besten erfahren, ob das Wasser würklich Vitrioltheilgen, die zu fein oder zu flüchtig für chymische Untersuchungen sind, bey sich führet, wenn man mit Wein gefülte Flaschen, entweder ins Bad selbst, oder in eine Nebenkammer seßte; denn im Fall, daß eine würkliche flüchtige Säure in einiger Menge darin enthalten ist, wird von dem Wein in 48 Stunden viel verzehrt oder ausgedunstet seyn.

Nachdem wir unsern Wagen ausbessern lassen, und einen neuen Fuhrmann angenommen, der täglich für die Hin- und Zurückreise nach Lion einen Louisd'or bekam, reiseten wir von Aix ab. Den folgenden Tag fuhren wir in einem kleinen Fahrzeuge über die Durance und blieben die Nacht in Avignon. Dieser ansehnliche und schnelle Strom, der bey den Alten Druentia hieß, komt aus den Gebürgen, und ergießt sich in die Rhone. Nach heftigen Regen wird er sehr breit, und ist nicht zu passiren, oftmals seßt er die umliegenden Gegenden sehr weit unter Wasser. In einer Ebne zwischen Orgon und diesem Fluß, begegneten wir unserm Fuhrmann Joseph, der uns vor 16 Monaten von Lion nach Montpellier gebracht hatte. So bald er meinen Bedienten mit seiner Kugelbüchse gewahr ward, lief er auf unsern Wagen zu, druckte meine Hand, und weinte vor Freuden. Joseph hatte unter der Zeit eine Reise durch Spanien gemacht, und sahe so verbrant von der Sonne aus, als ein Irokese. Die Zeichen der Dankbarkeit, welche ich an diesem guten Kerl wahrnahm, rührten mich ungemein. Er hielt eine heimliche Unterredung mit dem

Fuhrmann, Namens Claude, und gab ihm vermuthlich eine so vortheilhafte Nachricht von unserm Betragen, daß dieser sich während der ganzen Reise ungemein höflich gegen uns bewies.

Es ist Ihnen bekant, daß Avignon eine ansehnliche Stadt ist, die unter der Herrschaft des päbstlichen Stuls steht. Sie hieß vormals Avenio Cavarum, und hatte sehr oft andre Herrn, nemlich bald die Römer, bald die Burgundier, bald die Franken, darauf die Könige von Arles, die Grafen von Provence, und die Könige von Napfes. Im 14 Jahrhunderte verkaufte die Königin, Johanna von Napfes, Avignon an Pabst Clemens IV. für 80000 Gulden, und seit der Zeit ist es beständig unter der Bothmäßigkeit des römischen Stuls geblieben. Als der französische Gesandte, Herzog von Crequi, im Jahr 1662 zu Rom beschimpft worden war, erklärte das Parlement von Provence zwar, daß Avignon und die Grafschaft Venaissin vormals ein Stück von Provence gewesen, und folglich jetzo der Krone Frankreich gehöre; und der König besetzte das Land auch würklich: es ward aber nachgehends bey dem Vergleich zu Pisa dem Päbste wieder eingeräumt. In der That besitzt er es nicht anders als aus Nachsicht des französischen Hofs, und der König kan leicht einmal den Entschluß fassen, es statt des alten Kaufgeldes wieder zu sich zu nehmen.

Da der Sitz der Päbste vor einigen Jahrhunderten ganzer 70 Jahr hieher verlegt wurde; so kan es nicht fehlen, daß die Stadt nicht solte mit einer grossen Anzal von schönen Kirchen, mit vielen Gemälden, Statuen, Reliquien, Heiligthümern und Grabmalen versehen sey. Unter den Gräbern ist das von der berühmten Laura merkwürdig, die Petrarch durch seine Gedichte

te verewigt hat, und welcher zu Ehren, Franz 1, König von Frankreich, eine Grabschrift verfertigt hat. Avignon wird durch einen Vicelegaten des Pabstes regiert, und das Policeywesen durch Consuls besorgt. Die Stadt liegt in einer fruchtbaren Ebene, und ist mit hohen Mauern von gehauenen Steinen umgeben. An der einen Seite fließt die Rhone nahe vorbey. Sonst war hier eine vortrefliche Brücke über den Fluß; sie ist aber jetzt ganz verfallen: An der andern lauft ein Arm der Sorgue, vor Alters Sulga genant, durch einen Theil der Stadt. Sie entspringt aus der nicht weit entfernten Quelle Vaucluse, die Petrarch durch seinen öftern Aufenthalt sehr berühmt gemacht hat. Das Wasser ist ungemein klar, und führt viele Forellen und Krebse bey sich. Wir fuhren vermittelst einer steinernen Brücke darüber, um nach Orange zu kommen.

Orange hieß zu der Römer Zeit Arausio Cavarum. Man sieht noch die Spuren, daß es ehemals unter der Bothmäßigkeit Roms gestanden an verschiedenen alten Denkmalen, als eine Rennbahn, eine Wasserleitung, ein Tempel und ein Triumphbogen, der zu Ehren des Caius Marius und Luctatius nach dem in dieser Gegend erfochtenen herlichen Sieg über die Cimbrer und Teutonen errichtet wurde. Es ist ein prächtiges Werk, und in allen Seiten mit Basreliefs, welche Siegszeichen und Schlachten vorstellen, geziert. Die architectonischen Zierrathen, und die Bildhauerey sind für die Zeiten, da sie verfertigt wurden, gut gearbeitet: und das ganze Werk überhaupt ungemein wohl erhalten, wenn man dessen hohes Alter bedenkt. Er scheint noch so unverfallen als der Bogen des Septimus Severus in Rom.

Den folgenden Tag musten wir über zwey sehr reisende Ströme, die Drone, und die Isere; der erste

hat viel ähnliches mit dem Var, und wir fuhren durch: über den andern setzten wir mit einer Fehre. Sie wird so wie die Durance, vermöge der Traille regiert, welches eine bewegliche Rolle ist, die an einem Strick, der zwischen zwey hölzernen zu beyden Seiten des Ufers stehenden Maschinen ausgespant ist, fortlauft. Die Erfindung ist einfach, und man komt geschwind und ohne alle Gefahr hinüber. Der Fehrmann braucht weiter nichts zu thun, als mit einem langen starken Ruder die Fehre gerade gegen den Strom zu halten, so treibt die Gewalt desselben solche ohne weitere Arbeit von selbst fort, und die Rolle schiebt sich almählig von einem Ufer bis zum andern. Alle diese Flüsse nehmen ihren Ursprung in der Reihe Berge, die durch Provence und Dauphine läuft, und fallen zuletzt in die Rhone, und aus dieser Ursache treten sie nach heftigen Platzregen aus, und setzen das Land unter Wasser

Ob die Provinz Dauphine gleich weinig Oel hervorbringt: so wachsen doch vortrefliche Weine darin, worunter der Hermitage und Cote-roti die vorzüglichsten sind. Der erste wird auf der Stelle mit 3 und der andre mit 2 Livres die Flasche bezalt. Ausser diesem bringt das Land einen ansehnlichen Vorrath von Korn, und viel Wiesewachs hervor. Es fehlt weder an Wasser noch an Holzung. Das Wetter war ungemein angenehm, und wir hörten die Nachtigallen von Aix bis Fontainebleau beständig schlagen.

Von den Alterthümern zu Vienne, dem ehemaligen Vienna Allobrogum kan ich nichts sagen. Es war eine ansehnliche Pflanzstadt der Römer, die keine Kosten sparten, ihr einigen Glanz zugeben. Die Stadt ist heutiges Tages von einem ziemlichen Umfange, und liegt zwischen Hügeln am Ufer der Rhone: allein ihr voriger

ger Glanz ist verdunkelt, das Gewerbe gefallen: und die Alterthümer sind unter den Ruinen vergraben. Die Kirche Notre Dame de la Vie, war vermuthlich sonst ein Tempel. Wenn man von Avignon komt, steht linker Hand bey der Einfahrt eine Obelisk, oder vielmehr eine artige Pyramide, 30 Fuß hoch, auf ein Gewölbe, das von 4 toscanischen Säulen getragen wird. Das Werk schreibt sich gewiß von der Römer Zeiten her. Montfoucon hält es für ein altes Grabmal, weil er in der Mitten des Gewölbes einen hervorragenden Stein bemerkte, auf dem aller Wahrscheinlichkeit nach ehemals die Asche gestanden. Die Nachricht, daß Pontius Pilatus hier sein Leben beschlossen, ist eine blosse Fabel. Sieben Tage nach unsrer Abreise von Aix langten wir zu Lion an, wo ich vor diesesmal Abschied von ihnen nehmen will. Ich habe die Ehre zu seyn

der Ihrige.

Ein und vierzigster Brief.

Boulogne den 13. Juni. 1765.

Mein Herr,

Endlich kan ich mich mit den angenehmen Gedanken schmeicheln, England bald wieder zu sehen. Ich bin nicht im Stande Ihnen zu beschreiben, was für ein Vergnügen ich empfand, als ich von hieraus die weissen Klippen von Dover zum erstenmale wieder erblickte. Nicht als wenn ich einen heimlichen Zug von der nescia qua dulcedine natalis soli des Horaz empfände: ich halte es vielmehr für übertriebne Vorurtheile, die von der Erziehung herrühren, wenn ein Lappländer das irdische Paradies in dem Norwegischen Schnee sucht, oder wenn ein Schweizer die kahlen Berge bey Solothurm den fruchtbaren Ebnen der Lombardie vorzieht. Ich gebe meinem Vaterlande den Vorzug, weil es der Sitz der Freiheit, und eines reinlichen und bequemen Lebens ist: ich liebe es zärtlich wegen meiner nächsten Verbindungen, und als den Sammelplatz, und den Aufenthalt aller meiner Freunde, in deren Umgang und Achtung ich allein das Glück meines Lebens suche.

Auf

Auf unsrer Reise von Lion auf hier fiel nichts vor, das verdiente angemerkt zu werden, als einige kleine Zänkereyen, die das Unglück des Postreisens ausmachen. Zu Lion blieb ich nur ein paar Tage, und miethete einen Wagen, der nach Paris zurück wolte, für sechs Louisd'or. Es war eine schöne geräumige Kutsche, die zum Reisen gemacht und so stark war, daß wir auf dem Steinpflaster nichts zu befürchten hatten: aber ihre Schwere verursachte, daß sich die Räder und Achsen gar zu stark an einander rieben, und wir in beständiger Furcht schwebten, daß sie sich in Brand fahren möchten. Wenn man alle Umstände genau erwegt, so ist das Postreisen in England viel bequemer und billiger, als in Frankreich. Die Englischen Wagen, Pferde, Geschirr und Wege sind viel besser: die Postillons muntrer und höflicher. Die Ursache ist nicht schwer zu errathen. Wenn ich in England im Posthause nicht gut bedient werde, so gehe ich an einen andern Ort. Dieses wünschen die Wirthe auf den Landstrassen, und bemühen sich also um die Wette, wer den Reisenden am besten aufwarten kan. Aber in Frankreich, wo die Post verpachtet, und als ein Monopolium angesehen wird, wissen die Postmeister und Postillons schon, daß der Reisende von ihnen abhängt: und dadurch werden sie nachläßig in ihrer Schuldigkeit, grob und übersetzen die Fremden. In der That, man ist unter Weges ihrer Gnade ganz und gar überlassen, ausser in grossen Städten, wo man sich an die Obrigkeit, oder den Commendanten wenden kan. Das Posthaus steht oft ganz einsam im Felde, oder

in

in einem armseligen Dorfe, wo der Postmeister die vornehmste Person vorstelt: wenn man in diesem Fall übel begegnet wird, elende Pferde bekomt, aus ungültigen Ursachen, und um Geld zu schneiden, verweilen muß: wenn der Postillion zum Possen langsam fährt, wenn der Reisende von ihm oder seinem Herrn gröblich beleidigt wird; so weiß ich nicht, wohin man seine Zuflucht nehmen soll. Man kan weiter nichts thun, als sich an den Obervorsteher des Postwesens wenden, und der ist gemeiniglich einer von den Staatsministern, welche gemeiniglich aus den Beschwerden der Reisenden nicht viel machen.

Ich kenne einen vornehmen Engländer, den Bruder eines Grafen, der sich schriftlich bey dem Herzoge von Villars, Stadthalter in Provence, beschwerte, weil der Postmeister von Antibes ihn beleidigt und übersetzt hatte. Der Herzog versprach in seiner Antwort, er wolte Verfügung treffen, damit er Genugthuung erhielte, und dachte nachher nicht wieder daran. Eine andre grosse Unbequemlichkeit beym Reisen in Frankreich ist, daß, wenn man wider Vermuthen aufgehalten wird, man gleichwol nicht auf allen Stationen zu Nacht bleiben kann, sondern oft 2 oder 3 Posten mehr machen muß, und dadurch in Ansehung der Gesundheit, und andrer Umstände in Gefahr gerathen kan: da man hingegen auf den Poststrassen in England allenthalben gute Aufwartung findet. In dem ganzen südlichen Frankreich sind die Wirthshäuser, wenn ich die grossen Städte ausnehme, kalt, feucht, finster und schmuzig,

die Wirthe grob und gewinnsüchtig, die Aufwärter einfältig und säuisch; die Postillions faul, heishungrig und naseweiß. Schmält man auf das langsame Fahren, so machen sie es noch ärger; will man sie mit dem Degen, Stock oder Peitsche bestrafen, so laufen sie entweder davon, und lassen einen stecken, oder nehmen die erste Gelegenheit wahr, den Wagen umzuwerfen. Die beste Art ruhig zu reisen, ist mit Gelassenheit zuzusehen, wie man von den Wirthen betrogen wird, und die Postillions mit reichlichen Trankgeldern zu gewinnen. Ich nahm mir vor, und hielt es auch, den beyden Postillions auf jeder Station nicht mehr als 24 Sols zu geben; ich bin nunmehr aber überzeugt, wenn ich jedesmal ein paar Sols mehr gegeben, so wäre ich viel besser bedient worden, und hätte nicht so viel Verdruß gehabt.

Auf dem ganzen Wege fiel nichts merkwürdiges vor, als daß wir den ersten Tag unsrer Reise, wegen der Herzogin D — le und ihres Sohns, des Herzogs von R — F — t, einige Stunden warten musten, weil sie auf Erlaubniß vom Minister alle Postpferde weggenommen hatte. Sie erkundigten sich bey meinem Bedienten, ob sein Herr ein Lord wäre: und als dieser für gut fand, es zu bejahen, sagte der Herzog, wir müsten gewiß aus Frankreich abstammen, weil in dem Wappen auf der Kutsche die französischen Lilien anzutreffen wären: der Herzog redete etwas Englisch, und fragte woher wir kämen? und wie er hörte aus Italien, wolte er von meinem Bedienten wissen, ob es

ihm besser in Frankreich oder dort gefallen. Als dieser Frankreich den Vorzug gab, schlug er ihn auf die Schulter, und setzte hinzu, er wäre ein Mensch von seinem Geschmacke. Die Herzogin fragte, ob ihr Sohn gut Englisch redete, und schien sehr vergnügt zu seyn, als mein Bedienter es bejahete. Sie waren weit freier und gnädiger gegen ihn, als gegen mich: denn da wir Sie im Vorbeygehen grüßten, und unter dem Pferdewechseln vor dem Posthause standen, so bewegten sie die Lippen nicht einmal, da sie uns doch vor Leute vom Stande hielten. Sie reisten nach Geneve, und fuhren in drey sechsspännigen Wagen, und fünf Bedienten zu Pferde. Die Herzogin war lang, mager, stark von Knochen, und hatte einen kahlen Kopf. Dieser Aufenthalt nöthigte uns zwey Posten vor Macon, in einem einsamen Hause, la Maison blanche genant, woran aber nichts weiß war, als der Name, die Nacht zu bleiben.

Das Gebiete von Lion ist einer der angenehmsten und am besten angebaueten Striche Frankreichs, wo Hügel, Thal, Wald und Fluß beständig mit einander abwechseln; man sieht grosse Kornfelder, und Wiesen mit vielem Vieh besetzt, eine grosse Menge von Städten, Dörfern, Landhäusern, und Klöstern, welche gemeiniglich an der Anhöhe reizender Hügel liegen, und dem Auge eine herrliche Aussicht verschaffen. Was diese und die Gegend von Macon hauptsächlich angenehm macht, ist die Saone, einer der schönsten Flüsse, der sich von Chalons an mit unendlichen

Krüm-

Krümmungen, durch die Thäler windet, und dabey so still und sanft fließt, daß man seinen Lauf kaum unterscheidet. Dieser sanfte Anschein lockt viele Einwohner zu Lion an, sich darin zu baden, und es vergeht kein Sommer, daß nicht einige ersaufen: da man hingegen keine Beispiele hat, daß Menschen in der Rhone, welche mit ihrem reissenden Strom jedermann abschreckt, umkommen. Die folgende Nacht lagen wir in Beaune, wo wir nichts als den Wein, der aber auch 40 Sols das Maaß galt, gut fanden. Zu Chalons gerieth die Achse in Brand, und dieses Aufenthalts wegen, kamen wir erst Abends um 10 Uhr ins Nachtquartier zu Auxerre. Wir hätten die Nacht in der Kutsche zubringen müssen, wenn ich nicht auf 2 Stationen hinter einander für 6 Pferde bezalt, und gleichwol mit 4 zufrieden gewesen wäre. Ich muste mich entweder entschliessen, auf diesen Fuß weiter zu fahren, oder zu warten, bis die andern Pferde zurückgekommen, und abgefuttert waren. In solchen Nothfällen würde ich allemal rathen, sich mit 4 Pferden zu begnügen, die Postillions greifen sich besser an, und man komt gemeiniglich geschwinder fort, als wenn man die volle Zahl hat.

In Auxerre lag ein Engländer, der den Arm gebrochen hatte. Ich ließ ihm einen Gruß vermelden, und meine Dienste anbieten; mein Bedienter erhielte aber die Antwort, daß er lieber allein bleiben wolte, und meiner Dienste nicht benöthigt wäre. Eine solche Zurückhaltung scheint blos den Engländern eigen zu

seyn; wenn zwey Personen von andern Nationen sich in der Fremde begegnen, so freuen sie sich über die Zusammenkunft als ein paar alte Freunde, wenn sie sich gleich vorher niemals gesehen: die Engländer hingegen behalten in diesem Falle ihr Mistrauen, und zurückhaltendes Wesen. Sie sind gleichsam ein paar Körper, die keine anziehende Kraft haben, sondern sich wechselsweise von einander stossen. In der alten ehrwürdigen Hauptstadt von Burgund, Dijon, hielten wir uns nur blos während der Pferdewechselung auf: blieben aber einige Zeit in Sens, um eine Fabrick von Manchestersammt zu besehen: man bereitet und färbt ihn hier ungemein schön, und zwar unter der Aufsicht von Engländern, die sich haben aus ihrem Vaterlande locken lassen.

Zu Fontainebleau besahen wir den königl. Pallast, oder vielmehr das sogenante Schloß, welches ein altes unregelmäßiges Gebäude ist, aber viele Zimmer, und zum Theil herrliche Säle hat: zum Beyspiel den Audienzsaal, das Zimmer des Königs und der Königin, worin das Schnitzwerk und Vergulbung mehr verschwendet als mit Geschmack angebracht sind. Im Garten findet man schöne Blumenparterren, und eine zahlreiche Orangerie, die uns aber nicht ausserordentlich gefiel, weil wir so lange in den natürlichen Pomeranzenwäldgen von Italien gelebt hatten. Bisher reiseten wir bey dem schönsten Wetter, und ich glaubte völlig gesund zu seyn; allein zwischen Fontainebleau und Paris überfiel uns ein heftiger Sturm mit Hagel

gel vermischt, es schien auf einmal wieder Winter zu werden: und die Kälte hat auch bis jetzo angehalten. Dieser Veränderung konte ich nicht widerstehen; ich bekam eine heftige Erkältung, die in Paris schlimmer ward. Gleichwol blieb ich in dieser Stadt nur 3 Tage, und miethete von demselben Satler, der mir auf der Hinreise einen Wagen nach Lion gegeben, wieder für 6 Louisd'or einen bis Boulogne. Wir kamen in kleinen Tagereisen hieher; und blieben die erste Nacht in einem reinlichen und sehr guten Wirthshause in Breteuil: aber das zweyte Nachtlager musten wir in dem elenden Gasthofe zu Abbeville, wo wir auch auf der Hinreise eingekehrt waren, zubringen. Ich wohne jetzt in einem guten Hause, wo ich mich noch einige Wochen aufhalten werde, um auszuruhen: alsdenn gedenke ich über die mir verhaßte Meerenge zu gehen, welche Sie bis dahin trent, von

Ihrem

ergebnen.

E N D E.

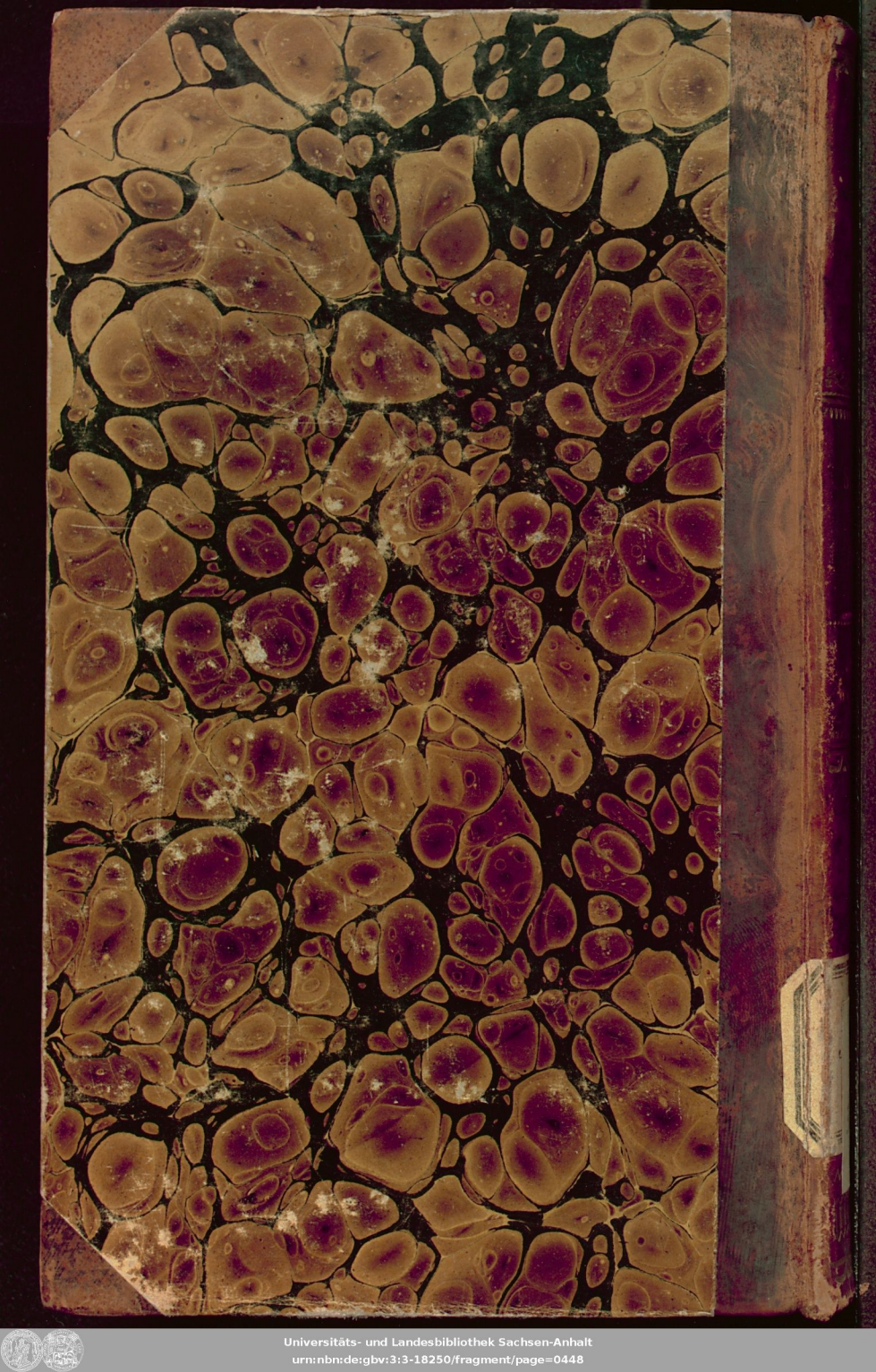




39 26/Ki 16
S

X233 75 38

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-18250/fragment/page=0447


Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-18250/fragment/page=0448

Reise
durch
Frankreich
und
Italien
oder
gesammlete Nachrichten
von den
Sitten und Gebräuchen, von der Religion und politischen Verfassung, von der Polizey und der Handlung, von den Künsten und Alterthümern dieser beyden Reiche,
und insonderheit der Stadt und Gegend um Nizza,
in Briefen abgefaßt
von
T. Smollet,

Farbkarte #13 B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-18250/fragment/page=0449